

Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes

Heft 3

Teil-Reprint mit Ergänzungen

HEIMATBLATT 
der ehemaligen Kirchengemeinden Landsberg/Warthe Stadt und Land

Juni 1995

Organ der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/W. e.V.

Heft 10



Landsberg 1840.

Asmuth.

Ich respektiere das Gegebene. Daneben aber freilich auch das Werdende, denn eben dies Werdende wird über kurz oder lang ebenfalls ein Gegebenes sein. Alles Alte, soweit es Anspruch darauf hat, sollen wir lieben, aber für das Neue sollen wir recht eigentlich leben. Und vor allem sollen wir den großen Zusammenhang der Dinge nie vergessen.

Aus: Theodor Fontane „Der Stechlin“

Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Landsberger Landes
Heft 3

Herausgegeben im Eigenverlag von der
Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land e.V.
Redaktion: Ursula Hasse-Dresing
Satz und Layout: Karl-Heinz Wentzell

Vorwort

60 Jahre danach!

60 Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkriegs – dies ist ein Datum, an das in diesem Jahr vielerorts erinnert wurde. 60 Jahre nach Flucht und Vertreibung wollen auch wir ehemaligen Bewohner von Stadt und Kreis Landsberg unserer Erlebnisse gedenken.

Wir haben sie vor 10 Jahren in der Nummer 10 unseres Heimatblattes zusammengefasst. Häufig wurden wir gebeten, dies Heft neu aufzulegen als ein Dokument der Ereignisse jener Zeit. 10 Jahre später scheint der Zeitpunkt angemessen. Die Berichte, die uns vor 10 Jahren vorlagen, sind ergänzt durch Texte, die uns zu einem späteren Zeitpunkt erreichten. Diese sind eingefügt und tragen nun mit dazu bei, die Ereignisse des Jahres 1945 aus weiteren Blickwinkeln zu beleuchten. Mir scheint, die vielen Einzelbeobachtungen und Erlebnisse geben in ihrer Kombination ein deutliches und wahres Bild der Ereignisse in Stadt und Kreis Landsberg. Es ist heute wie vor zehn Jahren klar, dass es sich hier um ein Bild aus der Perspektive der deutschen Bewohner handelt, die andere Seite können wir nicht schildern.

Bei der Wiederveröffentlichung bleibt bestehen, was 1995 unter der Überschrift „50 Jahre danach“ über unsere Ziele gesagt wurde: Das Wichtigste ist, dass wir auf gar keinen Fall neue Zwietracht säen wollen. Wir wollen dem Frieden dienen! Ich denke, wir sind nach den gemeinsamen Arbeiten mit den Bewohnern Gorzóws noch weniger als im Jahre 1995 verdächtig, Ressentiments schüren zu wollen. Im Gegenteil, wir haben bewiesen, dass wir für eine friedliche Nachbarschaft in einem Vereinten Europa arbeiten.

Und so ist diesem Heft ein zweiter Teil angefügt, der die Entwicklung der Beziehungen zwischen den ehemaligen Bewohnern von Stadt und Kreis Landsberg und der Stadt und dem Kreis Gorzów belegt. Man kann mit Stolz sagen, dass dies eine beeindruckende Entwicklung ist.

Ich denke, wir haben miteinander bewiesen, dass geduldiges Aufeinander-Zugehen zu Verständnis und Freundschaft führen kann. Und natürlich hoffen wir, dass wir wirken wie die Wellen eines Steins, den man ins Wasser wirft. Unsere Kreise der Versöhnung sollen sich weiter und weiter ausbreiten!

Ursula Hasse-Dresing.

Teil 1

Erinnerungen an Flucht und Vertreibung

Berichte aus Heft 10 - Juni 1995 - des „Heimatblattes“
mit Ergänzungen durch spätere Berichte der Landsleute

Herford 2005

50 Jahre danach -

Unter dieses Motto, so haben wir im Heft 9 angekündigt, wollen wir dieses Heimatblatt stellen, das zum 50. Jahrestag der Vertreibung und der Ausweisung aus unserer Heimat erscheint. Sie haben uns viele Beiträge: Erinnerungen, Tagebuchaufzeichnungen, Meinungsäußerungen geschickt - erschütternde und erschreckende Berichte. Wir haben uns bei der Auswahl und Wiedergabe auf Tagebücher und Erinnerungen beschränkt, möglichst auf Erinnerungen, die auf Notizen von damals beruhen. Das Ziel war, möglichst authentisch zu sein, ein wahrheitsgetreues Bild persönlicher Schicksale zu geben. Ich denke, das ist gelungen. Es ergibt sich aus Ihren Beiträgen ein Bild der Stadt und des Kreises in den Jahren 1944 / 1945, das auch der historischen Wissenschaft standhalten kann. Zunächst sei deshalb allen Einsendern ein herzlicher Dank gesagt, daß sie sich die Mühe des Schreibens gemacht haben. Es ist aus den Beiträgen herauszulesen, daß wieder Wunden aufgerissen wurden. Sie werden es beim Lesen merken, so wie auch wir in der Redaktion mit immer schwererem Herzen die Berichte gelesen und abgeschrieben haben.

Es entstand das Bild einer, in den damaligen Verhältnissen, friedlichen Stadt und ihres Umfeldes, das Bild von Menschen, die versuchten, ein möglichst normales Leben zu führen, die ihre Ängste unterdrückten, die bereit waren, sich immer wieder beruhigen zu lassen. Sie hofften, nicht selber vom Krieg überrollt zu werden. Nachdem sie doch das Schicksal ereilt hatte, blieb ihnen nur noch, um das Überleben zu kämpfen. Diejenigen von uns, die gerade noch rechtzeitig fliehen konnten, werden dankbar sein, wenn sie aus erster Hand erfahren, was ihnen erspart blieb. Aber dieses Heimatblatt ist auch ein gefährliches Blatt.

Als wir vor einem Jahr planten, dieses Heft dem Kriegsende zu widmen - und zwar aus der Sicht unserer Landsleute - hielten wir das für ganz selbstverständlich und richtig. Aber: je länger in den Medien über den 50. Jahrestag des Kriegsendes berichtet und diskutiert wird, desto größere Skrupel muß man beim Veröffentlichen dieses Heftes bekommen. Es geraten so viele falsche Zungenschläge in die öffentliche Diskussion:

- einseitige, sogar falsche Darstellungen,
 - entsetzliche Versuche, schuldhaftes Verhalten gegeneinander aufzurechnen,
 - die Versuchung, die Wurzeln allen Leidens, die Ursachen und den Beginn des Zweiten Weltkrieges, zu verdrängen.
- Mit solchen Versuchen beschwört man die Gefahr neuen Zwistes herauf, geht das Risiko ein, gegenseitiges Verstehen, Anfänge von Freundschaft zwischen Deutschen und Polen wieder zu gefährden. Und das wollen wir ganz bestimmt nicht.

Wir können unser Unternehmen nicht mehr anhalten, auch nachdem Sie in so großer Zahl Beiträge für dieses Heft geliefert haben. Aber es ist notwendig, hier sehr klar zu sagen, was wir wollten und was wir auf gar keinen Fall mit diesem Heft bewirken dürfen.

Was wir wollen:

- Wir wollen die Wahrheit sagen, indem wir einen Ausschnitt aus der großen Wahrheit zeigen. Natürlich ist es ein sehr enger Ausschnitt und einseitig, denn wir schildern nur unsere - im Gesamtrahmen gesehen kleinen - Schicksale.
- Wir wollen das individuelle Schicksal darstellen. Dies können wir nur aus der Sicht unserer Landsleute.
- Wir wollen die Menschen zeigen, die unter Krieg und Kriegsfolgen leiden, bei uns wie überall waren es besonders die Frauen und Kinder.
- Wir wollen zeigen, daß es, auf welcher Seite auch immer, die Unschuldigen trifft.

Was wir nicht wollen:

- Wertungen aussprechen
- Schuld zuweisen.
- Schuld des einen gegen die des anderen aufrechnen.
- Neue Mißverständnisse und Irritationen schaffen.

Was wir auf gar keinen Fall wollen:

- Freundschaften trüben.
- Das mühsam gewachsene Pflänzchen der Landsbergisch - Gorzwer Verständigung ersticken.
- Unsere gemeinsamen Aktivitäten gefährden.

Noch einmal: Was wir wollen:

Über Wissen dazu beitragen, daß sich unsere Völker besser kennenlernen und verstehen.

Unser Wissen anders sehen als bisher und lernen, es in die großen Zusammenhänge einzuordnen.

Ich wünsche Ihnen allen, in Deutschland, in Polen, in der ganzen Welt, das richtige Verständnis beim Lesen dieses Blattes und uns allen die richtigen Konsequenzen für zukünftiges friedliches Handeln. So weise ich Sie besonders auf den Teil des Heftes hin, der die heutigen Beziehungen zwischen Stadt und Kreis Landsberg und Stadt und Wojewodschaft Gorzów schildert.

Vielleicht sollte ich noch ein entschuldigendes Wort an diejenigen richten, die in diesem Heft Bilder vermissen. Naturgemäß gibt es aus dem Jahr 1945 wenige Bilder, die zum Inhalt dieses Heftes passen. Andererseits hatten wir so bedeutende Texte abzdrukken, daß dies Heft mehr eine Dokumentation als eine Zeitschrift geworden ist. Wir haben deshalb die vielen schönen Bilder von Schulklassen und anderen Gruppen fortgelassen. Sie wären zwar eine Auflockerung gewesen, hätten aber wohl auch den ernst-gewichtigen Charakter dieses Heftes gestört. Und so bleibt uns nur übrig, Sie zu verträsten und die Bilder für das nächste Heft aufzuheben.

Ihre Ursula Hasse-Dresing

Auszüge aus einem Bericht über Landsberg/Warthe,

Provinz Mark Brandenburg, verfaßt von Frau Hedwig Deutschländer † zur „Dokumentation der Vertreibung aus dem deutschen Osten“, September 1953

Seit dem Sommer 1944 arbeiteten die Landsberger an einem Verteidigungssystem, das im Abschnitt Posen - Landsberg 5 Verteidigungslinien schuf. Mein Mann, Rudolf Deutschländer, beteiligte sich mit seinen Gefolgschaftsmitgliedern in Sonntagsschichten an diesem Werk, das uns vor andringenden Feinden schützen sollte. Sie befestigten durch ein Grabensystem den Höhenzug Gralow-Zantoch. Alle sahen in dieser Arbeit eine Übung für den Volksturm, über dessen Aufstellung und Ausrüstung ich sehr wenig weiß. Mein Mann sprach nicht darüber. Er wurde, trotzdem er aus dem 1. Weltkrieg als Offizier heimgekommen war, nur als Volksturmmanngeführt, da er zur Loge „St. Johannes zum Schwarzen Adler“ gehörte. Er trug bei den Übungen Uniformstücke aus dem 1. Weltkrieg oder Sportkleidung. Wir hielten es damals alle für ausgeschlossen, daß wir jemals den Feind im Lande haben würden. In der Nacht zum 30. Januar 1945 wurde mein Mann telefonisch zum Kompanieführer ernannt. Er sollte alle Volksturmänner am 30.1. um 9 Uhr aufstellen. Die versprochenen „Panzerfäuste“ blieben aus, nur sehr wenige (15) V.-Männer erschienen; Offiziere oder Parteibeauftragte waren nicht da. So ließ mein Mann die Männer nach Hause gehen. Und jeder begann schweren Herzens sein Tagewerk. Landsberg sollte als freie Stadt ohne Kampf übergeben werden; es hatte ja keinerlei Verteidigungsmöglichkeiten. Durch Drahtfunk wurde am 29.1. um 19.30 Uhr verkündet, daß kein Anlaß zu Besorgnis wäre. Die Stadt brauchte nicht geräumt zu werden. Aber die Stadtverwaltung und die Dienststellen der Partei zogen es vor, sich nach Westen „abzusetzen“. Die Züge, die LaW. passierten, waren mit Flüchtlingen überfüllt, nun versuchten auch viele Bewohner der Stadt, nach Berlin zu fahren. Der DRK-Bahnhofsdienst war Tag und Nacht bemüht, zu helfen, zu laben und zu verpflegen.

Die Schwestern und Helferinnen berichteten von unendlicher Not; scharfe Kälte, Planlosigkeit, Überfüllung aller Züge schufen unendlich schwierige Verhältnisse. Die Kranken und Verwundeten aus Lazaretten und Krankenanstalten wurden fortgebracht. Mein Neffe, Dieter Pfeiffer aus Driesen, der bis zum 29.1. Urlaub hatte, kehrte noch pünktlich als Flakhelfer zu seiner Formation nach Berlin zurück. Seine Mutter, Frau Else Pfeiffer, und Tochter und Schwester Ruth, waren seit dem 27.1. bei uns im Hause Richtstraße 6, während sein Vater, Gustav Pfeiffer, den Befehl ausführte, die Driesener Feuerwehr nach Eberswalde oder Anklam zu bringen. Meine jüngste Schwester, Frau Eva Wernicke, hielt bei uns am 27.1. kurze Rast. Sie befand sich mit ihren Kindern auf dem Treck von Posen nach Berlin. Sie ging zu Fuß, hatte 2 Kinder und Gepäck bei einem Bauern auf den Wagen legen können. Bei Schneegestöber und strengem Frost setzten sie ihren Weg fort. Sie lebt heute in Kiel, Holtener Straße 254. Auf allen Landstraßen und in allen Zügen spielten sich ergreifende Szenen ab: infolge der Winterkälte Erfrierungen, (besonders kleiner Kinder, die am Straßenrand liegen bleiben mußten, da ein Beerdigen im gefrorenen Boden und aus Zeitmangel nicht möglich war) und Todesfälle, kaum Vorwärtskommen durch den von Stunde zu Stunde anwachsenden Flüchtlingsstrom aus dem Osten, der Stadt und den Dörfern. Wir richteten im Luftschutzkeller unseres Hauses möglichst viele Liegeplätze ein und nahmen 3 Bekannte (Frau Rohden, Frau Fischdick, Frau Ilse Deyck mit ihrem Töchterchen Bärbel) aus der Zechower Vorstadt auf. Sie verließen ihr Haus, da der näherkommende Geschützlärm sie beunruhigte, und suchten Zuflucht bei uns. Ihr Haus fanden wir später als Brandruine. Außerdem wohnten bei uns seit dem 1. November 44 Familie Kolodzeiczky aus Insterburg. Sie

hatten Möbel und Sachen nach LaW verladen können und gehofft, nach Beendigung des Krieges heimkehren zu können. Hanns und Margarete Meuss übernachteten bei uns, da sie nach Potsdam zurückkehren wollten, nachdem sie Weihnachten bei Pfarrer Meuss in Gralow verlebt hatten. Drei Jungen aus Soldin befanden sich auf einer Wanderung und baten um Quartier. Näheres weiß ich nicht mehr. Wer würde noch kommen? Am 29. 1. versuchte ich, noch Vorräte einzukaufen, um so viele Menschen versorgen zu können. Bei den Geschäftsleuten überall Ratlosigkeit und Unsicherheit. Doch wurde noch auf Fleisch- und Brotmarken verkauft. Wir erhielten sogar noch die Karten für den neuen Monat. Mein Bruder Fritz Gross, in dessen Geschäft große Vorräte eingelagert waren, erbat vom Wirtschaftsamt die Erlaubnis, der Kälte wegen, Alkohol und Rotwein an die Bevölkerung verkaufen zu dürfen. Dies wurde aber abgelehnt. So fielen alle Vorräte den Russen in die Hände. Am 30.1.1945: die Beamten der Stadtverwaltung hatten in der Nacht das Weite gesucht. In den frühen Nachmittagsstunden wurde das nördliche Joch der Straßenbrücke über die Warthe ohne vorherige Warnung der Bevölkerung von Pionieren gesprengt. Damit wurde die Versorgung der Stadt mit Trinkwasser, Gas und elektrischem Licht unterbrochen. Wir versorgten uns aus unserem Lager mit dem Rest der Adventskerzen, damit wir für alle unsere Gäste Licht hatten. Am Vormittag dieses Tages hatten sich einige Familien unserer Angestellten auf einem „Gummiwagen“ auf die Flucht begeben. Mein Mann hatte das Gespann zur Verfügung gestellt und es den Angestellten freigestellt, zu wandern oder zu bleiben. Er hatte ihnen zugesagt, keinen im Stich zu lassen und die Stadt nicht zu verlassen. Doch kehrten sie gegen Abend zurück, da der Fluchtweg nach Westen bei Hohenwalde restlos verstopft war.

Wir nahmen sie in unserem Hause auf, da sie wegen der Brückensprengung ihre Wohnungen auf dem Südufer der Warthe nicht mehr erreichen konnten. So waren nun 28 Menschen im Hause. Ein großer Keller, in dem bis vor kurzem Wäsche und Stoffe ausgelagert waren, bot mit seinen breiten Regalen Platz für alle, die der kommenden Nacht mit Angst und Unruhe entgegensahen. In immer größerer Zahl sahen wir SS-Leute in kleinen Personenwagen nach Westen fahren. Sie waren mit Winterkleidung und Pelzen versehen, versorgten sich in den Geschäften und fuhrten wortlos weiter. Ihnen folgten sehr bald die ersten Russen. Wir gingen bei Einbruch der Dunkelheit, als auch wieder Flugzeuge zu hören waren, in die Kellerräume und hörten über uns schlürfende Schritte. Im Schatten der Häuserwände kamen die Russen einzeln an. Die Bevölkerung hatte die Straßen verlassen. Trotzdem hörten wir Schüsse. Nachdem wir wohl eine Stunde in schrecklicher Ungewißheit zugebracht hatten, wurde am geschlossenen Tor gerüttelt. Schwerebewaffnete Russen in bester Kleidung: Pelzmützen, Steppjacken, Lederhandschuhen und Stiefeln fragten nach Soldaten, zogen weiter, um immer neuen Scharen Platz zu machen. Als sie nirgendwo Widerstand bemerkten, drangen wohl 20 bis 25 Mann in unsere Wohnung ein und forderten, daß ich ihnen eine Mahlzeit zubereiten sollte. Da ich aber nur die schwach brennende Grude hatte, dauerte ihnen dies zu lange, und sie verzehrten ihre „Calabassa“ kalt. Mein Mann und ich blieben in der Küche, während alle anderen im Keller unbehelligt die Nacht zubrachten. Als es endlich Tag wurde, war es mit der Ruhe vorbei. Scharen von Russen gingen durch die Wohnung, forderten „Urri, Urri“, Ringe, Geld, Waffen. Sie rissen alle Schränke auf, zogen Kleidung und Wäsche heraus und warfen alles auf den Boden. Vieles wurde zerrissen und beschmutzt. Was ihnen zusagte, nahmen sie mit. Alle Einwohner wurden in den Häusern festgehalten, Posten kontrollierten die Eingänge und

bewachten die Straßen. Nur zum Wasserholen von den wenigen in der Stadt noch vorhandenen Pumpen durfte man das Haus verlassen. Die Verständigung ging in gebrochenem Deutsch mit viel Schimpfen und Zeichensprache vor sich. Wir Frauen und Mädchen trugen alte Mäntel und Kopftücher, nicht der Kälte wegen. Denn nun begannen die Vergewaltigungen. Es half wenig, daß man sich „Alt“ machte. Die Russen forderten ihren Tribut auch von ganz alten Frauen. Nur die DRK-Kleider gewährten einen gewissen Schutz. In der Nacht zum 1.2.45 schlugen Flammen aus mehreren Häusern zugleich. Löschen wurde nicht erlaubt, wäre bei dem Wassermangel wohl auch nicht möglich gewesen. Wir beobachteten von den Fenstern unserer Wohnung aus, wie die Häuser Richtstraße 66, dann 68/69, später 61 und 62 abbrannten. Auch aus der Zechower Straße leuchteten Brände herüber. (Gerichtsgebäude, Kammerlichtspiele, usw.). Wir hörten das schreckliche Sausen der Flammen und das Einstürzen der Gebäude und mußten am Tag mit ansehen, wie aus den Fenstern unseres Geschäftshauses Richtstraße 64 Rauch quoll. Das Haustelefon, das mit unserem am Stadtrand wohnenden Prokuristen, Herrn Kuhlenkamp verband, war noch intakt und wir riefen ihn halbstündlich an, um ihm von den Ereignissen in der Stadt zu berichten. Bei ihm in der Kladowstraße zogen schwache Formationen durch. Von Bränden hatte er noch nichts bemerkt. Um 14.30 Uhr als wir wieder anrufen wollten, hörten wir nur ein schwaches Knacken im Hörer: Die Zentrale war vom Feuer erfaßt. Bis zum Abend ist alles vernichtet, was mein Schwiegervater und mein Mann in emsiger Arbeit aufgebaut hatten. Während dieses Tages durchwühlten häufige „Besuche“ von Russen erneut unser Haus. Sie kümmerten sich nicht um die Brände, die sie verursachten, weil sie mit Fidibussen und angezündetem Papier in alle Ecken leuchteten, um Verborgenes aufzustoßern. Achtlos warfen sie ihre Lichtquellen fort. Der russ. Kommandant hat sich in der Schloßstra-

ße einquartiert und ließ die Zugangsstraße absperren. Einige unserer im Keller untergebrachten Angestellten (Familien Starr, Bussett, Röseler) suchten in verlassenen Wohnungen der Bergstraße Unterkunft. Am 2.2. wagte mein Vater Willy Gross es, von der Röstelstraße 2 in die Stadt zu kommen, um nach uns zu sehen. Meine Eltern hatten in ihrer Wohnung ähnliches erlebt wie wir. In größter Unruhe über unser Schicksal hatten sie die beiden Tage erlebt. Nun ging er in die Wohnung meines Bruders und fand ihn und seine Frau erschossen in ihrem Wohnzimmer vor. Das Geschäftshaus Gebr. Gross, in dem mein Bruder wohnte, war von den Russen noch nicht heimgesucht. Meine Geschwister hatten beim Herannahen des Feindes ihrem Leben ein Ende gesetzt. Mein Vater kam in größter Aufregung zu uns, und wir waren glücklich, daß wir uns gesund wiedersahen. Wir brachten nun mit Hilfe des Tischlers Gneust 2 Särge in die Wollstraße, um die Leichen zu bestatten. Aber inzwischen hatten die Russen das Haus besetzt und erlaubten nicht, die Leichen herauszuholen. Dieses traurige Werk konnten wir erst am 21.2. ausführen, nachdem die Russen das Haus und Lager gründlich ausgeplündert und verlassen hatten. Jeder neue Tag brachte neue Aufregung. Von der Straße weg wurden Einwohner gezwungen, Pferdetransporte zu Fuß nach Gnesen zu geleiten. Zerlumpt, krank und ausgehungert kamen einige nach mehreren Wochen zurück. Aus dem Lebensmittelgeschäft von Hamm, unserem Haus gegenüber, können wir etwas Mehl, Reis und 1 Sack Zucker retten, ehe das Haus auch ein Raub der Flammen wird. Am 4.2. Feuer im Nachbarhaus Richtstraße 5, das auf Befehl des Kommandanten gelöscht werden mußte. Es gehört zum Geviert, in dem sich die Kommandantur befindet! In unserem Haus Schießerei der Russen im Keller. Sie treffen unsere „stille“ Reserve an Wasser, die Zentralheizung. Mit großer Mühe schöpfen wir das ausströmende Wasser und füllen Badewannen und Waschzuber,

um für alle Fälle Wasser zu haben und den Keller trocken zu erhalten. Am 5.2. brennt der Ratskeller Richtstraße 4 aus. Richtstraße 1 und 2, die auch zum Rathaus gehören, liegen schon in Schutt und Asche. Aber das modern gebaute Haus Richtstraße 3-4 hält den Flammen stand. Nur alles Holz (Türen, Fußboden, Fenster) wird vernichtet. Nach Möglichkeit betätigen wir uns bei den Löscharbeiten und bald können die Brandwachen auf den anliegenden Dächern melden, daß die Gefahr beseitigt ist. Alle Eingänge des Stadthauses und der Stadtsparkasse werden nun vernagelt. Während wir mit Lösch- und Aufräumarbeiten beschäftigt werden, plündern russische Soldaten erneut unsere Wohnung. Sie entwenden Fahrräder, Koffer mit Wäsche und holen alle Vorräte aus dem Keller. Ein Lastauto steht in der Einfahrt und wird beladen: Viele Kisten und Pakete, die Verwandte und Bekannte bei uns untergestellt hatten, 300 Gläser mit Eingemachtem, mein Tafelsilber, Teppiche, Wäsche und Bücher, Kleider und Decken aus dem Luftschutzkeller Grinsend fahren die „Sieger“ davon. Am 6.2. werden unsere Lagerräume geplündert. Mein Mann muß zum Kommandanten kommen. Er soll sagen, wo er seine Brillanten vergraben hätte. Auch nach militärischen Dingen wird gefragt. Er verweigert jede Auskunft und kehrt sehr erregt nach Hause zurück. Am 7.2. müssen alle Rundfunkgeräte im Gemeindehaus abgegeben werden, mit rohen Händen stapelt man die empfindlichen Geräte übereinander. Am 8.2. wird mein Mann erneut abgeholt und ins Polizeigefängnis (Schloßstraße) gebracht. Mit ihm sind etwa 80 Bürger dort eingesperrt und werden verhört und leidlich gepflegt. Der 9. und 10.2. vergehen in quälender Ungewißheit über das Schicksal meines Mannes, bringen viel Arbeit, Aussprache mit meinen Eltern und den Besuch unseres Prokuristen, der sich zum ersten Mal in die Stadt gewagt hat. Der frühere Kommunist und Stadtverordnete Paul Schulz war Bürgermeister geworden und residierte Richtstraße 9. Wir mußten alle zur Registrierung erscheinen und

brachten Klagen vor wegen Plünderungen, doch konnte er keine Abhilfe schaffen. Er versuchte Arbeitskolonnen zu bilden, um die schlimmsten Unordnungen zu beseitigen. Meinen Vater, den er als Stadtverordnetenvorsteher in seiner gütigen und gerechten Verhandlungsart schätzen gelernt hatte, und meinen Mann, den er vom Geschäft her kannte, ernannte er zu Arbeitsführern. Aber nach kurzer Zeit mußte er auch die Reise nach Sibirien antreten, von der er nicht mehr zurückkehren wird. Da kam am 25.6. der Räumungsbefehl: am 30.6. sollte Landsberg geräumt werden. Nun suchten alle Leute nach Handwagen und Transportmöglichkeiten; denn jeder wollte doch einen Teil Sachen mitnehmen. Die Koffer hatten die Russen entführt. Wir packten nicht. Mein Mann lag mit hohem Fieber und hatte ein Karbunkel am Rücken, das im Krankenhaus geschnitten werden mußte. Laufen auf ungewissen Fluchtwegen und Gepäcktragen wären ihm unmöglich gewesen. So erhielten wir die Erlaubnis, in der Stadt zu bleiben und mußten mit ansehen, wie am Morgen des sonnigen 30.6. lange Züge von Wagen und Menschen die Wanderung in Richtung Küstrin-Berlin antraten. Aus unserem Haus: Käthe Fischdick, Ilse und Bärbel Deyk, Frau Wesemann, Familien Reye und König. Von unseren Bekannten: Frau Käthe Dänn, die gerade die Diphtherie überstanden hatte, Familien Berger, Pfr. Wegner, Dr. Friedländer, Mediger, Frl. Margarethe Bahr mit Frl. Buchwald und viele andere mehr. Meine Eltern wollten ihre Heimatstadt nicht verlassen. Wir bezogen nun alle zusammen die Wohnung Bismarckstraße 23, wo Töpfermeister Kaczowsky früher gewohnt hatte. Wir konnten fast alle Vorräte mitnehmen. Betten und Decken, Kleidung, Küchengeräte und Feuerung. Meine Bilder und das Tafelgeschirr, Bücher und Noten, die ich aus unserer alten Wohnung Richtstraße 6 im Laufe der Zeit hatte abholen können, mußte ich dem Zollrat überlassen. Wir richteten uns ein und waren in der Familie 7: meine Eltern, Tante Marie (die Anfang August 1944 aus Berlin evakuiert worden war und

nun die ganze Not mit uns erlebte), meine Schwester Fr. Pfeiffer und Tochter Ruth, mein Mann und ich. Wir fanden in den 3 1/2 Zimmern ganz gut Platz. Meine Mutter kochte für uns alle, und wir gingen unserer Arbeit nach.

Im Tagesraum des Krankenhauses durften wir uns jeden Sonntag zu einer Andacht zusammenfinden, da die Polen alle Kirchen für sich beanspruchten. Die Konkordienkirche erbaten wir für uns zurück, da sie unbenutzt leerstand. Sie wurde uns aber verweigert. So blieben wir im Krankenhaus bis das Betreten des Krankenhauses wegen der Typhusgefahr verboten wurde. Ich fühlte mich als Leiterin des Stadtverbandes der ev. Frauenhilfe dazu berufen, die Andachten nach Möglichkeit fortzusetzen. So versammelten sich die Andächtigen in der Friedhofskapelle. Dort waren zwei Türen und Fenster demoliert, die Bänke gestohlen. Aber wir waren doch unter uns und wurden auch niemals gestört, wenn uns auch Polen von außen „überhörten“. Im Sommer waren wir sogar einmal 75 Personen. Unser Friedhof verwilderte in kurzer Zeit, da niemand die Anlagen pflegen konnte.

Ich übernahm im Krankenhaus die Pflichten einer Schwester und arbeitete Bismarckstr. 24 in der Typhusstation. In diesem Hause war im 1. Stock Platz geschaffen worden für eine Diphtheriestation. Meine (bis zu 24) Typhuspatienten lagen in unbezogenen Betten, denn wir hatten keine Bezüge. Es fehlte an den einfachsten hygienischen Schutzmitteln. Wir konnten den Kranken auch nur Schwarzbrot geben, das wir auf dem Herd rösteten und Gemüsesuppen. Die Zahl der Todesfälle stieg. Auch kranke Polen wurden gebracht. Einige der Kranken wurden aber zu unserer größten Freude doch gesund. Im September übernahm ein polnischer Arzt das Krankenhaus. Er konnte zuerst kein Wort Deutsch, und die Verständigung war nicht einfach, aber er lernte es bald, viel schneller als wir das Polnische, wenn wir uns auch Mühe gaben. Die Worte sind schwer zu behalten. Im September wurde das Gefangenenlager in der General-von-Strantz-Kaserne auf-

gelöst, das seit April Berliner Volkssturmänner beherbergt hatte. Alle, die nicht nach Berlin zurücklaufen konnten, wurden in Bismarckstr. 16/17 eingeliefert. Sie waren so entkräftet, daß von den 60 Mann nur sehr wenige die Heimat wiedersehen. Anfang Oktober erschienen polnische Nonnen als Pflegerinnen für das Krankenhaus, in das immer mehr Polen eingeliefert wurden. Nun war für uns deutsche Schwestern bald kein Platz mehr, da wir nicht mit Polen zusammenarbeiten durften. Am 10. Oktober brachte Pfarrer Meuss aus Gralow seine Frau mit Typhus in meine Station. Er nahm bewegten Abschied; denn er mußte am 16.10. mit seinen Kindern und allen Deutschen aus dem Dorfe die Flucht antreten. Wir waren schon lange mit Familie Meuss befreundet. 3 ihrer 5 Töchter waren während der letzten Kriegstage bei uns in Pension gewesen. Die Not dieser Krankentage schloß uns noch enger zusammen. Es gelang, Frau Meuss mit Gottes Hilfe gesund zu pflegen. Ich mußte die Nachtwache im Infektionshaus übernehmen, als genügend polnische Schwestern da waren. Dabei zog ich mir eine Angina zu, die aber am 8.11. als Diphtherie erkannt wurde. Der polnische Arzt, auf dessen Namen ich mich leider nicht besinnen kann, machte mir eine Serumspritze. Ich lag nun im Krankenhaus. Mein Bett zu Hause war nun frei für Frau Meuss, die sich langsam erholte. Ich konnte am 23.11. auch schon wieder aufstehen und verließ das Krankenhaus, als die Infektionsstation in unser altes Krankenhaus in der Zechowerstraße, zurückverlegt wurde. Die Russen hatten das Gebäude geräumt, aber es war in einem so unglaublichen Zustand, daß es unmöglich wieder belegt werden konnte. So blieb die allgemeine Station in der Bismarckstraße 16/17, wo auch die Verpflegung für alle Kranken hergestellt wurde. Mein Mann erhielt den Auftrag, täglich 3 x die Eimer mit dem Essen auf einem kleinen Wagen in die Zechowerstr. zu bringen. Frost bis zu 15 Grad setzte ein, und das Essen fahren war kein Vergnügen. Die Versorgung der Kranken wurde langsam besser, und die Polinnen

machten kaum einen Unterschied zwischen deutschen und polnischen Kranken.

Kurz vor Weihnachten waren wir 5 Tage ohne Brot. Doch zum Fest kam Mehl, und die Bäckerei (früher Bäcker Becker) lieferte Brot. Sogar ein Fleischgericht stand auf dem festtäglichen Speisezettel. Tgb.: 1. Feiertag Klops, rote Beete, Kartoffeln, Pudding. 2. Feiertag Sauerkrautsuppe mit Sondermeldung (so nannten wir Kleinfleisch), Weißbrot und süßen Roggenkaffee. Wir erfreuten unsere Kranken mit kleinen Weihnachtsbäumen, die irgendwer heimlich aus dem Walde hatte holen können. Einige Kerzen erleuchteten die Krankenzimmer, die sonst schon immer im Dunkeln lagen, wenn der Tag sich neigte. Ich las das Weihnachtsevangelium, und wir sangen alle Weihnachtslieder. Die Berliner Volkssturmänner waren besonders dankbar für diese Stunde unter dem Weihnachtsbaum, und manche Träne galt den fernen Lieben. Die Sehnsucht nach Hause erwachte besonders stark. Briefe und Karten wurden geschrieben, die Anfang Januar mit einer Flüchtlingsfamilie mitgegeben wurden und ihr Ziel auch erreichten. Aber die Kräfte waren verbraucht in der Zeit der Gefangenschaft, und im neuen Jahre deckte die Erde viele, die noch auf Heimkehr gehofft hatten. Auch für mich waren diese Stunden ein Geschenk. Die Lähmungen an Händen und Füßen, die sich nach der Diphtherie eingestellt hatten, behinderten mich bei der Arbeit. So blieb mir aber Zeit, die Kranken seelsorgerisch zu betreuen, für sie zu schreiben und ihnen vorzulesen. Nach diesem Dienst, den auch niemand hinderte, verlebte ich mit meinem Mann und den Eltern die Weihnachtstage gemeinsam. Wir waren sehr dankbar, daß wir zusammensein durften, gedachten unserer Lieben, die am 28.7. auf die Reise gegangen waren. Ob sie ihr Ziel wohl erreicht hatten? Haben sie ihre Familien gefunden? Wo mögen die anderen Verwandten sein? Wie sieht's im Reich aus? Wir hörten gelegentlich von den Polen über Verhandlungen, von amerikanischem Protektorat, von Wiederherstellung der Grenzen von 1937, von

einer Besetzung unseres gesamten Vaterlandes für die Dauer von 5 Jahren ...Wir hatten keine Ahnung, wie es wirklich aussah, keine Zeitung, kein Rundfunk, kein Brief ... 1946. Mit den Polen kamen wir gut aus. Unser Arbeitsführer in der „Tabory“ vermittelte Arbeitsstellen in polnische Familien und schickte besonders Frauen zum Arbeiten fort. Auch in der Nachbarschaft lernte ich Polen kennen, bei denen ich nach Arbeitsschluß aufwartete (Treppen fegte, Küchen putzte, Holz zerkleinerte ..).

Im März 1945 waren täglich Polen in die Stadt gekommen, die z.T. vor Russen hatten weichen müssen. Sie kamen aus dem Osten und Süden des russ. Reiches: Kongreßpolen, Bugpolen, aber auch solche, die gut deutsch sprechen konnten und die Hitlerzeit im Posenschen erlebt hatten.

Etwa 30.000 sind in LaW ansässig geworden. Sie kamen meist im Kopftuch, mit kleinen Bündeln, manche auf Panjewagen mit einem Pferd an der Stange. In den Dörfern (das erfuhren wir später) besetzten sie zuerst die kleinen Gehöfte und beackerten wenig Land in der Nähe ihrer Behausung. In Dorf und Stadt nahmen sie sich, was ihnen gefiel und ihnen brauchbar erschien, stellten sich bald damit auf den Markt, der eine tägliche Einrichtung am Neustädter Platz wurde und handelten. Viele Kioske entstanden in der Hindenburgstraße und sonstigen verkehrsreichen Punkten der Stadt. Kleine Läden boten zum Kauf an, was an Vorräten vorhanden war. Am 28.3.45 setzte amtl. poln. Verwaltung ein. Für uns Deutsche begann nun eine gewisse Ordnung und Ruhe. Die Stadt wurde in 4 Bezirke eingeteilt, die Arbeitskolonnen zu stellen hatten. Bis zu 50 Jahren mußten Männer und Frauen arbeiten. Aber wer von den Älteren nicht arbeiten wollte, erhielt keine Brotkarte und sonstige Zuteilungen. So meldeten sich möglichst alle zur Arbeit. In der Schönhofstraße entstand eine Dienststelle unter Leitung des Herrn May, wo die arbeitenden Deutschen und ihre Angehörigen registriert wurden, Frau Else Pfeiffer arbeitete auch dort. Nach diesen Listen wurden manch-

mal Lebensmittel verteilt; Quark, Kochkäse, Marmelade, die aus irgendwelchen Beständen stammten, Knochenfleisch (das waren Reste von Rindern, die die Russen geschlachtet hatten. Sie nahmen nur das schiere Fleisch und ließen die Knochen und Innereien zurück; die Polen rührten solche Überbleibsel nicht an. Wir hatten den Vorteil davon). Auch die Brotkarten erhielten wir bei Herrn May. In der Theaterstraße wurde auf dem Grundstück der Kalkbrennerei Pick ein Arbeitshof, die „Tabory“ eingerichtet, wo die Kolonnen heimisch wurden, mit Geräten versorgt ihren Dienst antraten und zum Feierabend entlassen wurden. Im Rathaus saß ein Arbeitsamt, das Deutschen und Polen Stellen vermittelte. Die Straßenkolonnen arbeiteten fast ein Jahr ohne Entlohnung. Ab 1.4.46 wurden Stundenlöhne bewilligt, wie uns gesagt wird, auf Befehl der Russen. Alle 10 Tage war Zahltag in der Tabory. Nun konnten wir auf dem Markt auch mal Gemüse, Eier, Butter kaufen, wenn die Zlotys reichten. Das 3 kg Brot kostete auf die Brotkarte 3,5 Zl., im freien Handel 35 Zl. Jeder Arbeiter hatte im Monat Anspruch auf 5 Brote. Die Polen, die lieber Weißbrot aßen, schenkten uns oft ihre Markenbrote. Für uns war Brot sehr wichtig, da wir in der kurzen Mittagspause sehr selten zum Essen nach Hause gehen durften und uns deshalb mit Brot versorgten. 10 Stunden auf der Straße im Sommer geben Hunger! Mein alter Vater beteiligte sich an allen Arbeiten und wurde Kolonnenführer. Wie oft hat er für die ganze Kolonne das Brot besorgt und verteilt, weil wir nach Arbeitsschluß in der Bäckerei oft nichts mehr bekamen. Eine herzliche Dienstbereitschaft und Nächstenliebe verband alle Arbeitskameraden, und jeder war bemüht, für den anderen einzutreten. Der Arbeitstag hatte im Winter 8, im Herbst und Frühjahr 9 und im Sommer 10 Stunden, und es ist nicht immer leicht gewesen, in jedem Wetter morgens um 7 Uhr (im Winter um 8) in der Tabory anzutreten. An hohen Feiertagen mußten wir regelmäßig von 5 - 8 Uhr die Straßen fegen - hauptsächlich von Kirche zu Kirche. Den übrigen Tag beka-

men wir frei. Die Kolonnen wurden eingesetzt bei Demontagen. Maschinen wurden mit Holzverschlägen umkleidet und auf die Straßen gestellt, bis sie mit der Bahn nach Osten abtransportiert wurden. Dies ließ monatelang auf sich warten, so daß ungeheure Werte durch Witterungseinflüsse vernichtet wurden. Über den Umfang der Demontagen kann ich nur sehr unvollkommene Angaben machen. Ich weiß, daß das gesamte neue Selbstanschlußgerät der Hauptpost ausgebaut wurde; dann die Fabrikeinrichtungen der Jutespinnerei Max Bahr, der Maschinenfabrik von Jaehne & Sohn, Schmidt, der Bindfadenfabrik von Schröder, der Netzfabrik von Draeger & Mantey, der Nudel- und Stärkefabrik und v.a.m. Die Apparate und Destillierblasen aus der Destillation der Gebr. Gross fanden in der Essigfabrik der Fa. Schwarz, die Polen betrieben, Verwendung. Zur weiteren Arbeit der Kolonne gehörten Straßen fegen, Auf- und Abladen des Kehrichts, Reinigung der Höfe und Grundstücke von Schutt und Dreck, Holz fahren aus dem Walde von Altensorge, Feldarbeiten, Kartoffeln legen (am 11.6) und - roden, Auf- und Abladen von Getreide, Steine putzen und verladen, „zum Wiederaufbau von Posen“, Kohlenschuppen und v.a.m.. Die Russen hatten z.B. alle Klaviere in einem Schuppen in der Nähe des Bahnhofs zusammengetragen, um sie mitzunehmen. Ob sie es vergaßen? Die Kolonne mußte sie eines Tages in aller Geschwindigkeit in die Lagerräume der Fernmühle schaffen. Dort lagen auf einem Boden wohl 500 Regulatoren (immer zu 4 - 5 übereinander), auf dem nächsten standen Nähmaschinen in Reih und Glied, Schreibtische, Klubsessel, Schränke. In der Kaserne sammelten sich etwa 3000 Menschen. Aus Frankfurt/Oder, Reppen, Schwerin/Warthe, Posen und vom Lande waren sie evakuiert und nach Landsberg/Warthe gebracht. Die Unterbringung war sehr behelfsmäßig auf Pritschen, Verpflegung für so viele nicht ausreichend, die sanitären Anlagen in unglaublichem Zustande. Da ich auch hier mein DRK-Kleid trug, wurde mir eine ge-

wisse Aufsicht übertragen. Ich sorgte für Sauberkeit auf den Toiletten. Alles Wasser zum Spülen mußte herangezogen werden. Und wenn keiner für Reserve sorgte, waren die Klos im Umsehn verstopft. 3000 Leute! Zufällig erfuhr ich, daß nur 1200 Personen fortgebracht werden konnten. Mehr Wagen standen nicht bereit. Nach eiliger Rücksprache mit meinen Eltern beschlossen wir, alles zu versuchen, um in die Stadt zurückkehren zu können. Nur fort aus der Kaserne! Es gelang mir, die Kaserne zu verlassen und in unsere Wohnung zu gehen. Hayduks hatten inzwischen unsere Zimmer belegt und waren nicht sehr erfreut, als ich ihnen sagte, daß wir zurückkämen. Ich eilte in die Kaserne zurück, um die Eltern zu holen. Aber es wurde doch Abend des 5.12. ehe wir den Befehl zur Rückkehr in unsere Wohnung bekamen. Die Polen aßen gerade von unserem Reis, als wir ankamen, und machten dumme Gesichter. Sie ließen es sich aber gefallen, daß ich ihnen das Gericht entführte, nachdem ich sie noch mal versorgte. Wir freuten uns über das fertige Abendbrot, da wir ja 2 Tage nichts Warmes bekommen hatten. Scharfer Frost setzte ein. Bei -15 Grad fegten wir mit dem Ostwind um die Wette den Markt und die Straßen. Vor dem Fest in den Haushalten viel Arbeit für uns. Im Tagebuch steht: Treppenreinigung bei Konopa, Geschäft fegen bei Koslowicz (Uhrmacher, bei dem ich für 750,- Zl. einen Wecker erstanden hatte), Atelier säubern bei Picinski (Fotograf in der Wollstr.) Am 1. und 2. Feiertag muß die Kolonne die Warthebrücke mit Sand bestreuen wegen des Glatteises, Nachmittag suche ich die Gräber unserer Lieben auf. Dicker Schnee deckt die stillen Hügel, und kein Fuß hat die Ruhe des Friedhofes gestört. Meines Vaters 77. Geburtstag erleben wir still für uns. Am 27.12. beginnt die Arbeit wieder: Häcksel schneiden, Holz packen, Wagen schmieren. Aber eine große Freude erwartet uns: wir erhalten Post aus „Deutschland“. Ein Freund meines Mannes, meine Schwägerin und ein Geschäftsfreund hatten die Nachricht vom Tode meines Mannes erhalten. Ich weiß nicht mehr, von

wann wir haben Post absenden dürfen. Es war nur ein Trost, daß wir nicht mehr ganz so abgeschnitten waren. Wir mußten die Briefe offen zur Post geben, bezahlten aber ein niedriges Porto. Wenn ich nicht irre, kostete ein Brief zuerst 15, später 30 Zl. Vom Pfarrer Meuss kam auch ein Brief, das erste Lebenszeichen mit der Nachricht von der Heimkehr seiner Frau vor einem Jahr. Der letzte Tag dieses ereignisreichen Jahres verging mit Sand streuen, Kuchenbacken bei Frau Wachalska. Wir leisteten uns Mohnpielen am Abend, die althergebrachte Sylvesterspeise und schliefen ins neue Jahr hinein.

Der Januar bringt viel Schnee und Kälte bis zu 28 Grad minus. Bei der Arbeit im Freien haben wir immer kalte Hände und Füße, und die Geräte sind so kalt und schwer! Schneidender Südostwind bringt zwar Sonnenschein, aber wir sind froh, daß wir in Häusern arbeiten können. Wir reinigen den Rathaushof und in der Schloßstraße die Gebäude, die der russ. Kommandant zur Residenz erkoren, nun aber verlassen hatte. Die Russen hielten nur noch einige Häuser in der Hohenzollernstraße besetzt, wohin sie alle Deutschen, die in ihrer Schneiderstube arbeiteten, zusammengeholt und untergebracht hatten. Es waren etwa 30 Personen, mit denen wir nur selten Verbindung hatten. Sie hatten sehr lange Arbeitszeit, und die Russen sahen es nicht gern, daß wir miteinander verkehrten. Ebenso isoliert war eine Gruppe von etwa 75 Personen ganz im Süden der Stadt; in der Gärtnerei von Gabloffski hatten die Russen einen Kuhstall mit 150 Stück Vieh und einer Hühnerfarm eingerichtet, die auch von Deutschen unterhalten wurde. Die letzten dieser Deutschen sind m.W. im November 51 herausgekommen. Russische Soldaten sind selten in der Stadt zu sehen. Für Ordnung sorgt die polnische Miliz. Leben und Arbeiten im neuen Jahr werden vom strengen Winter bestimmt. Ein Wetterumschlag verursacht schlimmes Glatteis. Wir müssen viel Sand fahren und streuen. Auf der Brücke das Kommando: dicker streuen! Aber im anschließenden Lützowpark bricht

sich mancher die Beine.

Der 30. Januar ist russ. Feiertag zur Erinnerung an ihren glorreichen Einzug in Landsberg/Warthe. Nachdem wir den russischen Friedhof auf dem Moltkeplatz besonders gut gefegt haben, können wir nach Hause gehen. 2 Jahre sind vergangen! Viel Kummer und Not haben wir erlebt, aber auch viel wunderbare Bewahrung und Führung! Anfang Februar beginnt unsere schwere Arbeit auf der Warthe. Sie „steht“ und gefährdet die hölzerne Notbrücke wenn das Eis abgehen sollte. So werden 10 m große Schollen gehauen. Wir Frauen müssen die aufsteigenden Wasser mit Schippen beseitigen. Dann werden Sprengladungen angebracht, und kurz vor 4 Uhr, wenn alle die Eisfläche verlassen haben, durch elektr. Strom zur Entladung gebracht. Es gelingt, eine breite Rinne herauszusprengen, so daß die Schollen unterhalb der Eisenbahnbrücke sich in Bewegung setzen und die Brücke gerettet ist. Ein unangenehmer Arbeitstag führt uns am 12.2. zur PPS, einer polnischen Behörde. Wir müssen einen Saal für einen Vortrag fertig machen und die völlig zugefrorenen Klosetts reinigen. Die Polen haben sie trotz des Frostes weiter benutzt, niemals gespült, weil es ja kein Wasser gab und nun sind Berge von gefrorenem Dreck abzutragen. Mit Picken, Hammer und kräftigen Nägeln gehen wir ihnen zuleibe. „P!W!“ Es ist erstaunlich, daß nicht sämtliche Leitungen zugefroren sind. Auf den Straßen sitzt der Frost bis 1,80 m tief, und die meisten Wasserleitungen sind eingefroren. Die Wasserpumpen auf Straßen und Höfen sind Retter in der Not des Wassermangels. Angerstr. 22 lebt ein Schwein in der Waschküche! Ich muß die große Wäsche irgendwo im Keller abkochen, wenig Holz, viel Wäsche steht im Tagebuch. Außer 400 Zl. bekam ich aber Buttermilch und am 2. Tag 2 l Milch für meine Eltern. Das ist angenehm, denn Milch ist selten und teuer. 4.3. Wäsche für Paul: sehr schöne Waschküche mit Wringmaschine, viel geschafft, 2000 Zl. 5.3. Wäsche bei „Kawarnia Polska“, einer Gastwirtschaft in der Heinersdorfer Straße. Aber waschen muß ich in

der Klugstr. Loch von Waschküche, Berge von Wäsche, meist Tischwäsche, aber auch Handtücher und Leibwäsche 4 Tage lang!

Die alte Mutter kontrolliert mich, ob die Taschentücher auch sauber seien. Sie fallen zu ihrer Zufriedenheit aus, und nun ist ihr Mißtrauen geschwunden, und die schwere Arbeit macht doch Spaß.

8.3. Beim Fotografen Picinski klopfte ich auf der Straße, auf dem frischen Schnee Teppiche. Der Zollrat kam vorbei, griff in die Tasche und gab mir 1055 Zl. in die Hand. Ich war sprachlos, er war nicht ganz nüchtern. Aber auf dem Markt gibt es für das Geld Nessel zu kaufen für einen neuen Bettbezug. Der März bringt jeden Tag neue Berge von Schnee. Wir schippen, streuen und laden den Schnee an der Wartheablage ab. Bei schneidendem Winde und -10 Grad will solch ein Arbeitstag kein Ende nehmen. Da begrüße ich das Kommando zur Mutter unseres Oberadministrators Petelcyc, bei der ich 2 Tage wasche. Sie ist unbeliebt und als geizig bekannt. Aber sie ist mit mir zufrieden und zahlt 200 Zl. Plötzliches Tauwetter kündigt den nahen Frühling an. Aber die Straßen stehen unter Wasser. Die Gully sind noch zugefroren. Die Kladow ist ein reißender Strom. Straßenübergänge und Bürgersteige muß die Kolonne von Eisschnee und Wassersöße befreien. Meine armen Schuhe werden nicht mehr trocken. Das Eis auf der Warthe muß noch einmal gesprengt werden, da die Warthe steigt und die Brücke wieder in Gefahr ist. 26.3. Endlich fällt das Wasser.

Am Sonntag, dem 4.5. beginnt die Sommerzeit, und die Uhr wird 2 Stunden vorgestellt. Ein ruhiger Vormittag, eine schlichte Andacht am Nachmittag und dann die Alarmnachricht: morgen geht es raus! Wir fragen beim Starosten und auf dem Büro der Tabory; aber niemand weiß, woher die Nachricht kam. Erst um 21 Uhr erhielten wir die schriftliche Aufforderung, Montag früh 6 Uhr am Feuerwehrdepot zu erscheinen. Nun packen wir die ganze Nacht. Man hat schon wieder so viele Sachen um sich, und alles wurde gebraucht. Was soll mit? Herr Schmidt redet ununterbrochen.

Er will unsere Sachen aufheben, bis wir wiederkommen. Unter der Hand fangen sie an zu stehlen. Eine Büchse mit Reis und Kakao, die wir für Krankheitsfälle geschont und aufgehoben hatten, verschwindet spurlos. Endlich können wir unsere Tür zumachen und packen 3 Säcke und 3 Waschkörbe mit Betten, Decken, Kleidern und Wäsche, einigen Bildern, Büchern und Lebensmitteln.

Wir treten die Flucht an. Im Hofe des Feuerwehrdepots versammeln sich 600 Menschen aus Stadt und Land. Polnische Miliz ist immer dazwischen. Auf einmal haben sie wieder Angst vor den Deutschen. Wir dürfen nicht viel mit anderen Leuten sprechen. Jeder sitzt bei seinem Gepäck und wartet Stunde auf Stunde. Es ist ein heißer Tag. Gegen Mittag gibt es eine Suppe. Doch wenige der Wartenden hatten Appetit. Dann bekomme ich den Auftrag, als Sanitäterin den Zug zu betreuen. Man füllt mir die Schürze mit Verbandszeug, Tabletten, Salben. Mit vieler Mühe beschafft mir ein Pole einen Karton, den ich als Apotheke zurecht machen kann. Es wurde nicht mehr erlaubt, in unsere nahegelegene Wohnung zu gehen, um geeignete Verpackung zu holen. So mußte es behelfsmäßig gehen. Endlich um 19.30 Uhr kamen Wagen für unser Gepäck. Wir mußten uns anstellen, und zogen von Miliz eskortiert, durch die Straßen, die wir so oft gefegt hatten, zum Güterbahnhof. Je 40 Personen wurden in einen Wagen gewiesen. Das Gepäck wurde auch verstaut, und bei Sonnenuntergang ging die Reise los nach Osten! Welcher Schreck! Mit tränenerstickter Stimme sangen wir „Nun ade du mein lieb Heimatland“ und manches andere Volkslied. Zechow-Zantoch, all die bekannten Bahnhöfe waren jetzt ausgebrannt und verwahrlost. In unserem Wagen waren einige Bekannte aus der Kolonne. Jeder machte sich, so gut es ging, ein Lager zurecht, und mit der Dunkelheit kehrte Ruhe ein und der Schlaf schloß mit milder Hand die tränennassen Augen. Am 6.5. erreichten wir um 4.30 Uhr Posen, hatten langen Aufenthalt auf dem Güterbahnhof. Als Verpflegung

wurde Kaffeeschrot verteilt. Ich erhielt beim Roten Kreuz noch einige schmerzstillende Tabletten. Am 7.5. Ankunft in Lescno (Lissa) bei großer Hitze. Der Weg vom Zuge zur Kaserne erschien mir unendlich lang. Unser Gepäck wurde dorthin zur Kontrolle gebracht. Auf dem Kasernenhof warteten schon viele Flüchtlinge, und immer neue kamen hinzu. Ich erhielt den Auftrag, für die Kinder Milch zu verteilen. Mein Gepäck wurde bevorzugt abgefertigt, weil mein Vater das Stehen auf der Kontrollstelle nicht ausgehalten hätte. So wurde nichts beschlagnahmt und durchwühlt. Auch die 2000 ZI am Boden eines Korbes wurden nicht entdeckt. Ich wurde nochmals zur Transportschwester ernannt, sollte für jeden Wagen eine Helferin bekommen und lernte Herrn Pfr. Preuss aus Allenstein kennen, der zum Transportleiter ernannt wurde. Die Helferinnen blieben aus, aber mit dem Pfarrer und seiner Mutter machten wir uns gemeinsam auf den Rückweg zum Bahnhof. Nun wurden alle 50 Wagen des Zuges voll mit mehr als 1500 Flüchtlingen. Bis in die Nacht hinein war Essensausgabe! Für jeden Wagen eine Schürze voll geröstetem Schwarzbrot, für die Person 1 Salzhering aus der Tonne, rohe Kartoffeln, für die Kinder etwas Kondensmilch, Zucker, Haferflocken. Ich erhielt für das Lazarett einen rundherum frisch gekalkten Güterwagen angewiesen, in dem einige Bänke standen. Daneben war noch eine Strohschütte als Liegewagen für Fieber- oder Infektionskranke gedacht. Ich hatte mir ausgemacht, daß ich die Arbeit einer Sanitäterin nur ausführen würde, wenn ich meine Eltern und unser Gepäck bei mir behalten könnte. So stiegen wir 3 in den leuchtend weißen Krankenwagen. Pfr. Preuss und seine Mutter holten wir auch herein. Die Bänke reichten für alle aus, und wir versuchten zu schlafen. Die Abfahrt verzögerte sich bis zum Nachmittag des nächsten Tages! Dann ging's bis Züllichau. Am 9.5. feierten wir den Geburtstag meiner Mutter auf der Reise von Züllichau über Grünberg/Schles. nach Kohlfurt. Nachts hatte der Zug viel rangiert, so daß der Schlaf oft unterbrochen wurde. In Kohlfurt

ärztliche Untersuchung und viel Räumerei wegen drohender „Kontrolle“. Lebensmittelempfang: Brot, Zucker, Fett. An den Wänden meines weißen Palastes blätterte der Kalk ab und staubt entsetzlich. 10.5. bis 3.00 Uhr liegen wir auf dem Bahnhof Kohlfurt, dann Abfahrt, rangieren, morgens sind wir in Teuplitz. Ich geh gleich am Zug entlang. Polnische Miliz zählt die Flüchtlinge. Ich muß den Empfang der Lebensmittel quittieren und habe den Eindruck, als ob die Polen sich freuten, uns so fabelhaft versorgt zu haben. Auf dem Papier erschienen ja auch ziemlich große Zahlen; wir waren über 1500 Menschen! Nach einem Gewitter mit heftigen Regengüssen geht es weiter nach Forst (Lausitz). Endlich sind wir auf deutschem Boden!

Die Kirchen in Landsberg/Warthe

Die Russen plünderten unsere Kirchen, indem sie Geräte und die Orgelpfeifen entwendeten, Türen und Fenster wurden demoliert, aber keine Kirche verbrannt. Die Polen benutzten die kath. Kirche in der Zechower Straße gleich zu Gottesdiensten. Im Pfarrhaus wohnte ein Pfarrer, der mich einmal zu sich rufen ließ, weil er Post für uns Deutsche hatte. Er erbot sich auch zum Dienst. Wir haben aber keinen Gebrauch von diesem Angebot gemacht. Die Hauptkirche LaW's war die Marienkirche auf dem Marktplatz. Die Polen veränderten sie insofern, als sie die Bänke im Schiff entfernten, zur Kanzel eine Treppe anlegten und unter dieser Treppe einen Beichtstuhl einrichteten. An den Stirnseiten der beiden Seitenschiffe wurden Altäre aufgestellt, nachdem die Emporen abgerissen und das Kirchenschiff neu verputzt und geweißt worden war. Der Altar blieb unverändert stehen. Das Mittelbild wurde durch ein Marienbild verdeckt. Dann wurde die Kirche zum Dom geweiht und vor dem Nordeingang wurde noch ein großes hölzernes Kreuz aufgestellt. Die Lutherkirche in der Brückenvorstadt blieb auch unverändert, man deckte nur „Ein feste Burg ist unser Gott“ mit einem Teppich zu. Die Konkordienkirche in der Friedeberger Straße stand leer

und unbenutzt. Das Gestühl war leicht demoliert, der Altar beraubt. Als wir um Erlaubnis baten, die Kirche für unsere Andachten benut-

zen zu dürfen, wurden die Türen verschlossen. Ich bin öfter in der Marienkirche gewesen und niemals daran gehindert worden. Ostern

1945 wurde Pfr. Werder, der am 2. Feiertag den Gottesdienst in der Lutherkirche gehalten hatte, abgeführt, nach Sibirien verschleppt, wo er leider umgekommen ist.

Ein Eindruck von Landsberg im Oktober 1945

Ich bin gebürtiger Berliner, aber meine Eltern und ich haben von 1935 bis 1945 in Landsberg gewohnt. Mein Vater war Shell Vertreter in Landsberg und Umgebung. Wir wohnten in der Großstraße. Ich absolvierte meine letzten Schuljahre in der KV III, wurde 1938 in der Marienkirche konfirmiert und begann meine Lehre als Augenoptiker bei Max Buchner in der Richtstraße. Ich war aktives Mitglied des Rudervereins. 1941 wurde ich zum RAD (K10/84 in Bomst) eingezogen und im März 1942 entlassen. 2 Wochen später erfolgte die Einberufung zum Luftnachrichtenregiment des Ob.d.L. in Berlin-Kladow. Von dort an die Nordfront um Leningrad. Bei Kriegsende war ich immer noch in Kurland (Lettland). Ich zog die Uniform aus und wanderte alleine in Richtung Westen ab. An der frühesten deutschen Grenze in Taugoggen wurde ich von der NKWD verhaftet und saß im berüchtigten NKWD

(später KGB) Gefängnis in Wilna (Vilnius), Litauen. Ich wurde dann am 9. Juli bei totaler Sonnenfinsternis ins Kgf.Lager in Wilna überführt, von wo ich am 15. Oktober 1945 nach Deutschland in Bewegung gesetzt wurde.

Am 23. Oktober 1945 rollte unser Transportzug nach Landsberg und hielt in der Nähe der Gasanstalt für 2 Stunden an. Die Rückkehr auf diese Weise in meine Heimatstadt war schrecklich für mich. Ich sprach mit Polen und erfuhr, daß keine Deutschen mehr in der Stadt waren. Die Stadt machte einen völlig verwehrtesten Eindruck. Um die Marienkirche herum waren viele Häuser ausgebrannt. Das überraschte mich, da ich wußte, daß Landsberg ohne Kampfhandlung in russische Hände gefallen war. In der Gasanstalt waren selbst Lichtschalter und Conduit von den Wänden gerissen, und in der Friedrichstadt hingen die Straßenbahnoberleitungen bis

auf den Bürgersteig. Die Polen sagten mir, daß das alles von den Russen zerstört wurde, bevor es der polnischen Verwaltung übergeben wurde. Die Polen selbst hatten keine Hoffnung, daß es je besser werden würde. Ich glaube, ich habe damals als 20-jähriger den Glauben an die Menschheit verloren. Ich bin daher völlig überrascht, daß sich das Verhältnis mit der ehemaligen Einwohnerschaft so gut eingelaufen hat und daß Besuche anscheinend kein Problem mehr sind. Nach dem deprimierenden Wiedersehen mit Landsberg wurden wir zwei Tage später von Frankfurt / Oder entlassen. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin, wo ich alle meine Verwandten wiederfand, setzte ich mich nach Süddeutschland ab und wanderte 1953 nach Canada aus.

Hans B. Thielemann
P.O.Box 177
Whitmore, CA, 96096, USA

Was ich von Januar bis Juni 1945 in meiner Heimatstadt Landsberg/Warthe erlebte

Gegen vier morgens am 30. Januar 1945 wurden meine Eltern und ich durch fernes Geschützfeuer geweckt. Als wir durch das Fenster unserer Wohnung, Keutelstr. 27, sahen, konnten wir den Feuerschein der brennenden Dörfer hinter dem Quilitzpark sehen. Mein Vater, der bei den Märkischen Elektrizitätswerken arbeitete, ging am Morgen zu seiner Firma, doch gelang es ihm nicht, eine Fahrtgelegenheit für sich und uns zu bekommen. Ich war noch am Abend mit meiner Mutter in der Stadt, um Scheuermittel zu bekommen, doch plötzlich hieß es, die Russen seien in der Friedberger Straße durchgebrochen. Da unser Haus auf einer Anhöhe in

der Nähe der ehemaligen Generalvon-Strantz-Kaserne liegt, haben wir unsere Wohnung verlassen und sind zu Bekannten gezogen. Wir wurden gegen 19.00 Uhr durch eine Explosion erschreckt - aber später hörten wir, daß die Gerloffbrücke von unseren Truppen gesprengt wurde. Am 31. Januar hörten wir in der Frühe schon in unserer Straße Gewehrfeuer. Als ich aus dem Fenster sah, bemerkte ich den ersten Russen der auf der Straße war. Anschließend wurde das Haus von den Russen nach deutschen Soldaten durchsucht. Am 3. Februar 1945 haben die Sowjets überall einen Aufruf verbreitet, daß sich alle Mitglieder der NSDAP zwecks

Registrierung zu melden haben. Mein Vater beriet sich noch mit zwei Männern, ob nicht doch noch eine Flucht möglich wäre, doch gaben sie diesen Plan auf. Mein Vater ging mit seinem Bekannten zum Polizeipräsidium, um sich registrieren zu lassen, doch wurden sie sofort dort festgenommen und später in das Hotel „Landsberger Hof“ in der Bahnhofstraße verbracht. Die Männer mußten ein russisches Schriftstück unterschreiben, daß sie die Brände in Landsberg gelegt haben. Tatsache ist aber, daß die Sowjets in jedem Haus, wo sie braune Uniformen fanden, Feuer legten. So wurde die Innenstadt in Rauch und Asche gelegt. Ein

Landsberger Fleischermeister soll die Unterschrift verweigert haben und wurde sofort erschossen. Im März 1945 wurde die Bahnhofstraße abgeriegelt und die Männer auf Lastwagen verladen. Meiner Mutter war es bis dahin möglich, meinem Vater etwas Essen zu bringen. Die Männer kamen nach Wreschen und anschließend wurden sie in Güterwagen verladen nach Sowjetrußland. Wir selbst haben dazu auch immer in Angst und Schrecken leben müssen. Lebensmittel gab es keine. Nachdem wir unseren Lebensmittelladen geplündert haben, konnten wir uns durch Mehlsuppe notdürftig ernähren. Ich habe mit 8 Jahren das Klavierspielen gelernt. Nachdem ich gehört habe, daß die Russen Musik lieben und zu Kindern zum Teil recht freundlich waren, habe ich in der Lehmannstraße

vor einem russischen Lazarett mit meinen Schulfreunden durch Zeichensprache deutlich gemacht, daß ich Klavier spielen kann. Ein baumlanger Russe hob mich durch das Fenster und plötzlich war ich von vielen russischen Verwundeten umgeben. Ich spielte dann ein paar Volkslieder, aber auch einen „Germanski-Marsch“ nämlich „Friedericus-Rex“. Dafür gab es dann „Brot“. Unsere Wohnung wurde nochmals von russischen Soldaten durchsucht und vieles wurde mitgenommen. Abends war es besonders schlimm. Frauen und Mädchen wurden rücksichtslos vergewaltigt. Wenn ein Ehemann sich vor seine Frau stellte, wurde er erschossen. Auch junge Mädchen wurden im März und April 1945 von den Sowjets eingefangen und anschließend nach Rußland verschleppt. Einige Mäd-

chen konnten flüchten, doch hatten die Russen immer einen Polen als Dolmetscher dabei, der unter das Bett griff und feststellte, daß das Bett noch warm ist. Er drohte uns, falls sie jemand finden, daß sie alle nach Rußland kämen. Im Juni 1945 mußten wir plötzlich innerhalb 20 Minuten unser Haus verlassen. Zum Glück gab uns eine Polin einen Handwagen, damit wir unsere Habe verladen konnten. Bei Vietz nahm uns ein Sowjetauto mit bis kurz vor Seelow. Hier übernachteten wir. Als wir wach wurden, war unsere Bettwäsche verschwunden. Am 3. Juli 1945 erreichten wir Berlin. Zum Glück kamen wir bei Verwandten in Berlin-Reinickendorf unter.

Rolf-Dieter Krüger
Altmanstr. 6
93053 Regensburg

Weg ins Ungewisse

von Renate Pietruck, geb. Dowidat, Deutschherrenstr. 12, 53177 Bonn

Nach Besetzung und Vertreibung schrieb ich diesen Bericht 1945 mit der Hand in ein kleines rotes Buch. Ich war damals 13 Jahre. Nach diesen Aufzeichnungen verfaßte ich im Jahre 1949 diesen Schreibmaschinenbericht.

Vorwort

Wormsfelde war ein kleines Dorf in der Nähe von Landsberg an der Warthe, das von dunklen Wäldern, weiten Seen und vielen Feldern umgeben war. Es war ein Haufendorf, in der Mitte stand die alte aus Feldsteinen erbaute Dorfkirche, an der vorbei die große breite Dorfstraße führte, auf der die großen Leiter- und Fuhrwagen dahinrasselten. Zur einen Hälfte lagen rechts und links die reichen Bauernhöfe und das große Gut mit einem kleinen Schloß und dem riesigen Gutshof, von langen Ställen und Scheunen umgeben. Hier halfen die Arbeiter, die mit ihren Familien in der anderen Hälfte des Dorfes wohnten. Auf der einen Seite des Gutes stand die Fabrik des Dorfes, in der Schnaps und andere Sachen gebrannt wurden. Hinter der Kirche lag das große Pfarrhaus, von alten hohen Lindenbäumen beschattet. Hier wohnte Vati und Mutti mit uns sechs Kindern, und wir erlebten eine wunderschöne Kindheit.

Der große Hof war von einer alten Scheune und auf der anderen Seite langen Ställen mit einer Autogarage umgeben, in denen wir im Heu und Stroh mit Hühnern, Enten und Gänsen die tollsten Dummheiten anstellten. Hinter dem Haus war der große parkähnliche Garten mit alten Tannen, Birnen- Äpfel- Pflaumen- und Kirschbäumen, an den Gartenwegen und Zäunen entlang unzählige Fliedersträucher, deren Blüten im Mai einen lieblichen Duft im Garten verbreiteten. Auf den großen Rasenflächen, auf denen wir herumtollten, blühten wilde Rosensträucher, und die Wege des Gemüsegartens, in dem wir unsere eigenen kleinen Beete hatten, waren mit Johannis- und Stachelbeersträuchern eingerahmt, deren Früchte wir gerne aßen, und Mutti wunderte sich, weshalb die Ernte so schlecht war.

Am Ende des Gartens war eine kleine Pforte, durch die wir über eine Straße zu dem großen weiten See gelangten, der von alten Weiden

und Schilf umgeben war. Wir waren fünf Mädchen und ein Junge, Ulla, Erika, Renate, Margret, Hannelore und unser Peter. Unser Haus war ein großes, geräumiges, einstöckiges Landhaus. Unten lagen sieben große Zimmer, eine geräumige Küche mit gelb und schwarz gekachelten Fliesen und das Badezimmer. Jedes Zimmer hatte einen herrlichen großen Kachelofen in verschiedenen Farben, und mitten durchs Haus führten zwei Flure. Oben auf dem Boden, der sich über das ganze Haus erstreckte, war ein Zimmer mit zwei Kammern für die Hausmädchen eingebaut. Hier oben auf dem Boden war im Herbst, wenn es draußen regnete und stürmte, unser Spielplatz mit Schaukel und Sandkasten. Es war herrlich mit unseren Rollern, Puppenwagen und Rollschuhen auf der großen Fläche dahinzusausen. Nur über Vatis Herrenzimmer war aus roter Kreide ein Viereck gezogen, das wir nicht betreten durften, um ihn nicht bei den Vorbereitungen

seiner Predigt zu stören. Im Frühling und Sommer, wenn wir nicht in der Schule saßen, spielten und tobten wir im Hof und Garten, in den Scheunen und Ställen, an der Schaukel, am Barren und in den Sandkästen, oder badeten und schwammen im See, überquerten ihn und lagen in der Sonne. Auch hatte jeder im Haus und Garten seine Pflichten, die wir nicht immer gern erfüllten. Es war uns im Sommer nicht erlaubt, Hof oder Garten zu verlassen, doch oft fanden uns die Mädchen abends in den Kuh- und Pferdeställen der Bauern, die ihren Spaß hatten und uns vieles zeigten und erklärten. Machten wir irgendwelche Dummheiten, so ging es im ganzen Dorf herum. Im Winter, wenn der Schnee hoch lag, und der See zugefroren war, konnte man uns auf unseren Schlitten jeden Abhang, den es gab, hinunterfahren sehen, oder wir hingen unerlaubter Weise hinter den Pferdewagen und ließen uns mitziehen. Die meiste Zeit aber verbrachten wir auf dem See. Bis es dunkel wurde liefen wir Schlittschuh und kamen dann halb erfroren nach Hause, wo wir in der Nähe der warmen Kachelöfen wieder auftauten. Sonntags war das ganze Dorf auf dem Eis, nach Musik wurde Schlittschuh gelaufen, und abends segelten wir mit brennenden Fackeln über den See. Vati war für uns der Mann, der alles konnte. Er brachte uns früh das Schwimmen und Schlittschuhlaufen bei, er machte mit uns weite Spaziergänge und manche Dummheiten, und wenn er sonntags mit dem Auto zum Predigen in die Dörfer fuhr, durften wir ihn oft begleiten, und wir wurden mit Kuchen und Süßigkeiten vollgestopft, die die treuen Gemeindeglieder immer für uns bereit hatten.

Als wir älter wurden, fuhren wir mit unseren Rädern nach Landsberg zur höheren Schule, und im Winter liefen wir bei Sturm und Kälte jeden Morgen zwei Kilometer zum Autobus, der mit Jungen und Mädchen aus den Dörfern gefüllt war, die nach Landsberg zur Schule wollten. Es war nicht immer leicht für uns, durch den hohen Schnee zu kommen, in dem wir manchmal ganz versanken. Wenn ein schlimmer

Schneesturm war, blieben wir daheim. Vom Krieg merkten wir nicht viel, nachts hörten wir ab und zu die Flak von Küstrin, wenn dort ein Angriff war, und manchmal gab es Fliegeralarm in Landsberg, worauf wir mit unseren Rädern die Stadt verließen und unter den dichten Bäumen der Chaussee nach Hause radelten. Vati wurde zum Polenfeldzug eingezogen, später aber in Ruhe gelassen. Hin und wieder quartierten deutsche Soldaten in unserem Hof, was für mich höchst interessant war. Anfang Januar 1945 hörten wir die ersten Gerüchte über das Eindringen der Russen in Deutschland, doch schenkten wir ihnen keinen Glauben und lebten ungestört weiter. Auch als die ersten Flüchtlingswagen unser Dorf erreichten, und wir das schreckliche Elend sahen, trafen wir selbst keine Vorbereitungen zur Flucht. Wo sollten wir auch bei Schnee und Kälte hin? Noch glaubten wir uns in unserem kleinen Dorfe in Sicherheit.

I. Teil

UNTER FREMDER MACHT

1. Kapitel

Es war am 29. Januar 1945. Draußen tobte ein furchtbarer Schneesturm. Drinnen in den großen Stuben um die warmen Kachelöfen saßen Scharen von Flüchtlingen. In unserem Kinderzimmer hockten die jungen Mütter mit ihren kleinen Kindern und gaben ihnen zu trinken. Einen Tag vorher waren sie hungrig und vor Kälte erstarrt in unser Dorf gekommen, ihre Pferde erschöpft, die einen Tag Ruhe brauchten, um nicht auf der Landstraße zusammenzubrechen. Aber gaben sie nicht durch den einen Tag ihr Schicksal in die Hände der Russen? Unser ganzes Haus wimmelte von Flüchtlingen, wir halfen, wo wir konnten. Oben in unserer Oberstube übernachtete eine Familie mit 20 Kindern, die sich zitternd um den Kachelofen drängten, den wir schnell geheizt hatten. Schreckliches Elend herrschte überall, dazu die beklemmende Angst vor dem Schrecklichen, das immer näher ihren Schritten folgte. Am Abend zogen deutsche Soldaten ins Dorf, 30 quartierten in unserem Hause. In unserem guten Herren- und Eßzim-

mer ließen sie sich auf den Teppichen nieder, drei Offiziere sollten in unserem Kinderschlafzimmer schlafen, das wir als Wohnzimmer umgeräumt hatten. Auf dem Hof wimmelte es von Pferden und Soldaten, alles stand voll Wagen und Autos. In allen Scheunen und Ställen wurden die Pferde untergebracht, sogar in unserer Autogarage. Dort standen unsere Kaninchen, von denen am anderen Tage nur noch die Felle übrig waren. Bis in die späte Nacht war Krach und Unruhe im Haus. Seltsam, wie froh und gut gelaunt die Soldaten waren, sie tranken Wein und waren lustig. Sie beteuerten uns immer wieder, daß wir gar keine Angst haben brauchen, die Russen werden niemals hierher kommen. Doch ich konnte an diesem Abend nicht froh sein, eine unheimliche Ahnung trieb mich. Ich legte für jeden von uns Sachen und Schuhe zurecht, die wir im Falle einer Flucht übereinanderziehen konnten. Papa, der ein paar Tage zuvor uns verlassen mußte, bat Mutti, doch zu fliehen, ehe es zu spät sei, Mutti, wie wir alle, konnte sich aber nicht vorstellen, daß je die Russen unser friedliches Heim zerstören könnten. Ruhig legten wir uns diese Nacht zum Schlaf nieder, nicht ahnend, was uns der Morgen bringen konnte. Um sechs Uhr wachte Mutti vor Krach auf, sie sprang aus dem Bett, lief ins Nebenzimmer und suchte vergebens die drei Offiziere, sie waren verschwunden. Draußen rasten die letzten Soldatenschlitten vom Hof, nur ein zurückgelassener Wagen der Flüchtlinge stand im tiefen Schnee. Schreckliches ahnend, lief Mutti ins Herrenzimmer, wo sie zum Glück noch einen Soldaten am Telefon fand. Er erklärte ihr, daß russische Panzer auf der Chaussee durchgebrochen seien, und die deutschen Soldaten versuchten nun, sie mit Panzerfäusten zurückzudrängen. Zwölf Soldaten wären noch zurückgeblieben, um unser Dorf zu verteidigen. Erschreckt lief Mutti in unser Schlafzimmer, um uns zu wecken, doch wir waren schon angezogen und machten uns zur Flucht bereit. Doch wohin fliehen? Es war jetzt zu spät! Der Russe stand vor der Tür. Der

Himmel färbte sich blutrot, Stolzenberg brannte lichterloh. Ulla nahm mich bei der Hand, und wir liefen ins Dorf, um zu sehen, was zu tun sei, die Höfe lagen verlassen da, die meisten Bauern waren noch in der Nacht geflohen, sogar der Ortsbauernführer, der versprochen hatte, als Letzter das Dorf zu verlassen. Der Gutshof war leer, außer der alten Berta, die nicht sprechen konnte und uns mit ihren Händen erklärte, daß Schleuseners schon fort seien, die versprochen hatten, uns mitzunehmen. Am Rande des Dorfes saßen die zwölf Soldaten verteilt mit aufgepflanztem Maschinengewehr, sie wurden später in der Sandgrube in der Nähe der Mühle erschossen gefunden. Immer roter wurde der Himmel, die Angst packte uns, und wir liefen zu unserem Haus zurück. Hier war das elektrische Licht ausgegangen, mit Kerzen tappten wir in den Keller, wo wir am sichersten waren. Zwei Arbeiterfamilien hatten sich noch zu uns geflüchtet und hockten mit uns dort unten. Nun fing ein furchtbares Geschiesse an, über die Häuser sausten die Tiefflieger, und in der Nähe hörten wir die Panzereinschläge. Dann erfolgte ein dumpfer Schlag, eine Kanonenkugel war durch die Nachbarscheune geschlagen. Schreckliche Angst schnürte uns die Kehle zu, wir wagten keinen Ton zu sprechen. Dicht aneinandergepreßt hockten wir da, einer hörte des anderen Herz wild klopfen. Unsere liebe Esche, den braunen Langhaardackel, mußte ich fest in meinem Schoß halten, damit sie uns nicht ausrücken konnte. Um elf Uhr mittags am 30. Januar 1945 zogen die ersten russischen Panzer in unser Dorf ein. Es war ein schauerlicher Krach, und wir glaubten uns unserem Ende nah. Eine lähmende Angst packte uns, was hatten wir Grausames über die Russen gehört. Wir versteckten uns in den Kellerecken und hinter den Türen, keiner wagte zu atmen. Esche riß sich von mir los und lief bellend die Treppe hinauf und verschwand im Garten. Plötzlich wurde die alte Kellertür aufgerissen, aber anstatt die grausamen Russengesichter zu sehen, sprangen drei Bauernmädchen die Treppe zu uns herunter.

Sie machten unserer Qual ein Ende, indem sie uns erklärten, daß die Russen bis jetzt noch niemanden erschossen hätten. Zitternd stiegen wir aus dem Keller. Vor unserem Tor stand ein russischer Wachposten, Erika wäre ihm beinahe um den Hals gefallen, weil er so ruhig dastand und nicht auf uns schoß. Er behauptete in barschem Ton, daß aus unserem Hause geschossen worden sei. Wir beteuerten, daß keine deutschen Soldaten mehr dort wären. Es sah aber auch schlimm in unserem Haus und auf dem Hof aus, die Stuben lagen voll Panzerfäuste, Stahlhelme flogen herum, Gewehre lagen zerstreut. Auf der Dorfstraße ratterten die russischen Panzer und Tanks vorbei. Wieder stießen wir auf einige Bauern, die nicht geflohen waren, weinend fielen wir uns um den Hals, und waren glücklich, daß wir noch lebten. Wir liefen nach Hause zurück, richteten und räumten in unseren Zimmern, klopfen die Teppiche im Schnee und machten es in zwei Stuben wieder einigermaßen wohnlich. Wir glaubten, nun könnten wir so weiterleben, doch es kam anders. Als es anfang zu dämmern, wurde uns unheimlich. Russen durchsuchten unsere Zimmer und verboten uns, in der Nacht die Haustüre zu schließen. Den Flüchtlingswagen, der mit Nahrungsmitteln beladen war, versuchten wir noch an diesem Abend abzuladen, als ein Kosake auf einem Pferd in den Hof sprengte an dem Wagen Halt machte und vor Ulla seinen Säbel in den Schnee warf. Ulla sprang bereitwillig hinzu, zog ihn heraus und reichte ihn dem Reiter, der ihn abermals hinwarf, worauf Ulla ihn erstaunt ansah und sich wieder bückte. Dies wiederholte der freche Kosake ein paar Mal, um dann stolz vom Hof zu reiten. Hötkes kamen am Abend mit Käthe und Helmut zu uns und wir kochten zusammen Abendbrot, aßen und legten uns dann mit unseren Kleidern auf die Betten. Bei Kerzenlicht versuchten wir etwas zu schlafen oder dämmerten vor uns hin. Wir befanden uns im Elternschlafzimmer, in die anderen Zimmer wagten wir nicht zu gehen, alles war dunkel, leer und unheimlich. Dann brach

eine schreckliche Nacht an, die keiner von uns vergessen wird, die letzte in unserem Hause. Draußen heulte der Sturm, die Fensterläden klapperten, still lagen wir da, Mutti und Frau Hötke wachten an unseren Betten. Um Mitternacht hörten wir die ersten Schritte der Russen. Sie rissen die Haustür auf, schlichen leise den Flur entlang an unserer Tür vorbei in die anderen Räume, wir hörten die Dielen knarren, dann polterte es irgendwo im Haus, da ging ein Fenster und alles war wieder still. So ging es öfter, immer lauter stampften sie durch unser Haus. Nun wurde zum ersten Mal unsere Tür aufgerissen, ein Russe in weißem Pelz stand mitten in unserer Stube, er näherte sich und schrie uns an: „Uhr dawei, Uhr dawei“. Mutti sucht Papas Uhr hervor und gab sie ihm. Frau Hötke die ihre. Er hatte nicht genug und zog Mutti ins dunkle Kinderschlafzimmer, drückte sie dort an die Wand, legte sein Maschinengewehr ihr auf die Brust und befahl ihr, nach mehr Uhren zu suchen. Er stieß sie drüben im Zimmer herum, und wir weinten und flehten, bis er endlich das Haus verließ. Dies war der erste, viele folgten, schrieten uns an und quälten uns. Einer war besonders unheimlich. Er kam herein, kletterte an unseren Doppelbetten herauf, schmeichelte und spaßte mit uns, wir bekamen es mit der Angst zu tun und kletterten an der anderen Seite wieder herunter und suchten bei Mutti Schutz. Daraufhin wurde er zornig und verlangte, eine von uns Mädeln solle doch mit ihm in den Keller gehen und Schnaps holen, Mutti versuchte ihn davon abzuhalten und holte eine kleine Kognakflasche aus der Küche, die er, nachdem er vorsichtig gekostet hatte, mit einem Zug austrank. Nun schien er zu unserem Unglück auch noch betrunken zu sein. Er lief zur Tür und verriegelte sie. Was hatte er vor?

Danach setzte er sich zu uns und schrie in befehlendem Ton, Mutti solle ihm sofort ein Mädchen mit in den Keller geben. Mutti flehte, doch er ließ nicht nach, nahm sein Gewehr von der Schulter, machte die Sicherung auf und spielte am Hebel, bleich vor Angst sahen

wir zu. Da fiel ich vor ihm auf die Knie, ich weiß nicht war es mein bitterliches Flehen oder ein höherer Befehl? Der Russe nahm sein Gewehr, sprach wirre Worte und verließ das Zimmer. Nun ließ man uns in Ruhe, doch schlafen konnten wir nicht mehr. Als es anfang hell zu werden, merkten wir, daß sich der Himmel rot färbte und es über unserem Haus rauchte. Wir liefen ans andere Ende des Hauses, von dort aus sahen wir die Schäferscheune abbrennen, die voll von Korn und Getreide war.

2. Kapitel

Die Schreckensherrschaft hatte ihren Anfang genommen, ohne Schutz und Hoffnung auf Rettung waren wir den Russen ausgeliefert, die ihren Haß an uns auslassen konnten. Von der übrigen Welt waren wir abgeschnitten, keine Nachricht gelangte mehr zu uns. Wir verließen noch am selben Morgen unser Haus und schlichen unter Gefahren über die Dorfstraße, auf der der russische Nachschub entlangdonnerte, der über die Dörfer geleitet wurde, da die Hauptstraße verstopft war und deutsche Soldaten noch immer vergeblich versuchten, die Russen aufzuhalten. Unverletzt erreichten wir das Gasthaus „Prescher“, in dem sich in einer Stube die Übriggebliebenen des Dorfes zusammendrängten. Eng aneinander saß jeder auf seinem Bündel. Die letzten Männer wurden noch am gleichen Tag erschossen oder nach Rußland geschafft. Wir waren nur noch Frauen und Kinder. Schreckliche Wochen begannen, Tag und Nacht wurden wir mißhandelt. Die übermütigen Feinde hatten ihren Spaß mit uns. Die ersten Tage waren wir wie gelähmt, aßen und tranken nicht und waren immer auf den Tod gefaßt. Es war eine schaurige Stunde, in der uns mitgeteilt wurde, daß wir erschossen werden sollten. Wir saßen zusammen und beteten. Martha Prestel las aus einer alten Bibel vor, um uns zu beruhigen. Deutsche Gefangene schaufelten große Gräber, doch die Russen überlegten es sich anders und entschlossen sich, uns als ihre Knechte zu gebrauchen. Die jungen

Mädchen und Frauen mußten jeden Tag in hohem Schnee auf einem Flugplatz arbeiten, der in der Nähe unseres Dorfes gebaut wurde. Das letzte Getreide und Korn, das die Russen in den Scheunen fanden, wurde als federnde Unterlage dieses Flugplatzes gebraucht, oder es wurde sinnlos verbrannt. Noch hatten wir etwas zu essen. Manche wollten ihrem Leben ein Ende machen. Die Frauen und Mädels waren krank, die Alten starben. Doch die Jungen gaben den Alten wieder Mut. Ein russischer Arzt, der uns gut gesinnt war, half uns wo er nur konnte, er brachte sich damit selbst in große Gefahren. Nachts wachte er vor unserer Tür, und versuchte die betrunkenen und übermütigen Kameraden aufzuhalten, er kämpfte gegen 20 Mann, bis er blutend am Boden lag. Er war ein guter Freund! Einige Male versuchten wir noch in unser Haus zu schleichen. Doch Schreckliches sahen wir dort. Unsere Möbel flogen zerhackt herum, oder wurden aufgeladen und abtransportiert. Unsere Puppen saßen aufgeschlitzt auf den Zäunen, unsere Kleider hingen in den Sträuchern. Unsere Enten, Hühner und Gänse lagen tot herum. Nur Esche, unser treuer Hund und Frieda unsere Ziege, lebten noch. Esche war nicht aus dem Haus zu bewegen, sie saß unter einem Bett im Fremdenzimmer, ab und zu konnten wir ihr etwas zu fressen bringen. Unsere Ziege versuchte ich aus ihrem Stall heimlich zu entführen, bevor auch sie getötet wurde. Halb hatte ich schon mit ihr den Hof überquert, da jagten die Russen aus unserem Haus hinter mir her, entrissen sie mir und stießen mich vom Hof. Wir waren in der Gewalt unserer Feinde, doch ließen wir uns nicht unterkriegen, wir wurden hart und gefühllos und unternahmen Dinge, die wir jetzt für unmöglich halten. Kleine Kostbarkeiten konnten wir noch aus unserem Hause retten. Die deutschen Soldaten machten uns Mut, indem sie Flugblätter abwarfen, doch als der Frühling kam wußten wir, daß der Krieg aus war. Drei Wochen lebten wir bei Preschers im Gasthaus. Verzweifelte Wochen. Krank waren wir alle, nachts jammerten

und weinten die kleinen Kinder. Eine kleine Petroleumlampe brannte an der Wand, wir schliefen kaum und waren immer auf einen Überfall gefaßt, draußen rasselten die russischen Panzer und Autos unaufhörlich vorbei. Eines Tages wurden wir aus dem Gasthaus getrieben und kamen zu Schwirskes in den Spittel, in eine kleine Küche und eine winzige Stube. Hier ging das grausige Leben weiter, ja es wurde immer schlimmer. Die BDM-Mädels, die auf dem Flugplatz arbeiteten, wurden eines Tages abgefangen und nach Rußland geschafft. Nur Ulla, die an diesem Tage krank war, und die wir versteckt hatten, wurde gerettet. Mutti war an ihrer Stelle zum Arbeiten gegangen und kam allein wieder zurück. Auch hier bei Schwirskes verging keine Nacht ohne Überfall. Die Fenster wurden mit den Gewehrkolben eingeschlagen, die Türen aufgebrochen und die Russen drangen hinein. Die ersten besten, die vor ihren Füßen lagen, war es ein junges Mädchen oder eine Frau, wurde herausgerissen und mißhandelt. Alle drängten sich in die Ecken der Stube, keiner wollte mehr vorne schlafen, so kam es unter uns zu manchen Streitereien. Wir 40 Frauen und Kinder waren eine so seltsame Schar und hielten am Anfang fest zusammen, die Gefahren brachten uns einander näher. Frau Adam war unser Oberhaupt, sie kochte unser Essen und sorgte dafür, daß die Kinder nicht zu sehr verwahrlosten, sie war ein prachtvoller Mensch, ebenso Frau Langer, die uns wie ein Mann beschützte und was sie fand an Essen herbeischleppte, sie war mutig wie ein Soldat und ließ niemanden im Stich. Sie war groß, blond und stark, hatte drei kleine Kinder, trug immer Hosen und nahm es mit jedem Russen auf, daß sogar sie vor ihr Respekt hatten. Mutti, Frau Hötke und die übrigen Frauen halfen tüchtig mit und auch jedes von uns kleinen Mädels hatte seine Aufgabe, wenn wir nicht arbeiten mußten, paßten wir auf die kleinen Kinder auf und halfen beim Essen kochen. Wären wir nicht so eine Gemeinschaft gewesen, wer weiß, was aus uns geworden wäre.

3. Kapitel

Am 15. März mußten wir den Spittel verlassen und kamen zu Scholzens in die Försterei. Am selben Tag kam Ulla auch nicht wieder, sie wurde in ein Lager gebracht und mußte von dort aus auf dem Flugplatz arbeiten. In diesem Jahr wäre sie fast verhungert, sie lebten nur von Wassersuppen und bekamen Typhus. Oben auf dem Boden der Försterei hausten wir nun. Hier verlebten wir sehr schreckliche Wochen. In der Nähe auf dem Stuckert war ein kleiner Flugplatz für Doppeldecker, hier lebten die Offiziere, rundherum lag der Wald, der unheimliches Gesindel barg. Keine Nacht konnten wir hier schlafen. Wo sich auch die Mädels versteckten, sie wurden immer gefunden. Sie saßen in den Balken, gruben sich Verstecke im Wald, doch es war alles vergebens, sie wurden vergewaltigt, angeschossen und geschlagen. Mongolen, Kosaken, Chinesen und Russen, alle Rassen fielen über uns her. Von den Mongolen mit ihrer gelben Haut, den dicken Lippen und verschwommenen Augen, schwarzen Haaren und platten Nasen hatte ich besondere Angst. Nachts weckten uns auch deutsche Soldaten und flehten uns um Hilfe an. Wir gaben ihnen zu essen und Zivilkleidung, doch konnten wir sie nicht verstecken. Tote Soldaten fanden wir und begruben sie, oft waren sie schon ganz unkenntlich und ihre Erkennungsmarken waren verfäult. Manchmal wurden noch Flieger abgeschossen, brennend stürzten sie in die Felder. Ob es Dummheit oder Absicht war, es wurde auch ein amerikanisches Flugzeug getroffen, wobei einige höhere amerikanische Offiziere ums Leben kamen. Schreckliche Zustände herrschten. Das Geld flog auf der Straße herum, es war wertlos. Wir bekamen nichts zu essen und unser Vorrat neigte sich zu Ende. Wir kleinen Mädchen wurden oft mit Lastautos zur Arbeit geholt, manchmal mußten wir in unserem eigenen Haus putzen und aufräumen. Es war zu der Zeit dort ein russisches Lazarett eingerichtet worden. Ab und zu wurden wir in die Nachbardörfer gefahren, um dort zu arbeiten. Soviel Schreckliches auch passierte, so

geschah einmal etwas sehr ulkiges. An einem Nachmittag lief ein betrunkenen Offizier auf unseren Hof, in einer Hand eine Pistole, mit der er in der Luft herumfuhr, er rannte durch alle Stuben, trat gegen alles, was ihm in den Weg kam, Eimer, Geschirr, Spiegel, Kinderwagen. Frauen und Kinder flohen aus Türen und Fenstern, bis das Haus und der Hof leer waren. Nur Frau Adam blieb mitten auf dem Hofe an ihrem Kochkessel stehen und rührte sich nicht. Ich stand hinter der Scheune und konnte sie beobachten. Der Russe wurde wütend als er die Frau erblickte und warf mit Steinen und Holzstücken. Als er dann ihr den Rücken zudrehte, lief Frau Adam ans Tor und rief in befehlendem Ton etwas auf russisch, worauf der Russe zusammenschrak und schnurstracks über die Felder entflo. Von anderen Russen erfuhren wir dann, daß seine Pistole nicht geladen war und wir lachten über unsere Furcht, doch in der Nacht wurde es wieder Ernst. Erika arbeitete zu dieser Zeit in einer russischen Wäscherei mit einigen anderen Frauen. Nachts lag sie unter mir, um sich vor den Russen zu verstecken, zitternd lag ich über ihr, wenn die Russen suchend auf mir herumtraten, und ich mich nicht von meinem Platz bewegte. Lange sollten wir auch nicht bei Scholzens leben. Eines Vormittags erhielten wir den Befehl, in einigen Stunden das Gehöft zu verlassen. Bald standen wir alle mit unseren Habseligkeiten auf dem Waldweg und niemand wußte wohin. Auf den Vorschlag des alten Herrn Springstube, einer unserer Förster, Unterschlupf in seiner Försterei zu suchen, die halb angebrannt war und einsam im Walde lag, wurde stumm genickt. Wir nahmen was wir tragen konnten und schleppten los, doch es wurde ein saurer Weg. Ein russischer und polnischer Reitertrupp fiel über uns her und plünderte uns aus. Als wir endlich die verwüstete Försterei erreichten, wußten wir, daß wir es hier nicht lange aushalten könnten. Ganz erschöpft brachen wir zusammen. Aller Hoffnung beraubt saßen wir auf dem Hof mit unseren Bündeln. Plötzlich brauste ein großes russisches Lastauto auf den Hof, in dem

zwei Russen mit Gerhard Rosin saßen. Gerhard war einer unserer wilden Dorfjungen, der sich gleich mit den Russen angefreundet hatte und für sie arbeitete, doch er hatte uns nicht vergessen. Sie brachten uns alle zur Försterei Pren, die auf der anderen Seite des Waldes lag, nicht weit vom Dorfe entfernt. Einige Bauern und Arbeiter, die zurückgekommen waren, wohnten dort im Wohnhaus dicht zusammengedrängt. Wir 40 kamen auf den Stallboden und hier waren wir endlich sicher. Es führte nur eine kleine Treppe zu diesem Boden, die nicht leicht zu finden war. Am Ende dieser Treppe befand sich eine Klappe, die jeden Abend, wenn wir alle sicher oben waren, verriegelt wurde. Endlich konnten wir jede Nacht ungestört schlafen, wenn uns nicht das Geschrei der Mädchen und Frauen aus dem Wohnhaus aufschreckte. Wir lebten wie Zigeuner. Unten hinter der Scheune hatten wir unsere große Kochstelle, auf ein paar Backsteinen standen zwei große Kessel, unter denen das Feuer immer lustig prasselte. Die jungen Buben, wie unser Peter, mußten für Holz sorgen. Morgens früh um sieben wurden die meisten von uns zur Arbeit geholt. Es war Frühling und die Russen meinten, einige Felder sollten bestellt werden. So fingen wir an, Kartoffeln zu setzen, was ich noch nie in meinem Leben getan hatte. Am Ende des Tages bekamen wir dafür ein Stück Brot, das wir mitbrachten und Frau Adam verteilte es unter alle. Oder wir pflückten Sauerampfer, was die Russen schrecklich gerne aßen. Ein alter Russe holte uns zu dieser Arbeit ab, er hatte immer eine lange Peitsche, vor der wir uns ein bisserl fürchteten, doch gebraucht hat er sie nie, er war ein sehr gutmütiger alter Mann, der uns ab und zu mehr Brot zusteckte, als wir bekommen sollten. Allmählich hatten wir uns an das seltsame Leben gewöhnt und machten das Beste daraus. Jetzt bekam jeder von den Russen ein Pfund Mehl pro Woche, woraus wir Brot backen konnten, aber das war nur wenig und unsere Vorräte waren zu Ende. Frau Adam war ver zweifelt und wußte nicht mehr, was sie uns vorsetzen sollte. Wir ver-

suchten noch ein paar Mal, in unseren Gärten irgend etwas Eßbares zu erwischen. Hier beobachteten wir die Russen, die unreife Stachelbeeren, Johannisbeeren und Erdbeeren von den Sträuchern aßen und sich dann vor Bauchschmerzen im Grase wälzten. Auf solchen Wegen begleitete uns Esche, die schon lange bei uns war. Oft wurde sie von den Soldaten mitgeschleppt, doch kam sie immer wieder zurück. Einmal sprang sie in hohem Bogen von einem fahrenden Lastauto. Die Abende waren seltsam, wenn wir um unsere Kochstelle saßen und unser Abendbrot löffelten. Langsam wurde es dunkel. Ein paar Frauen erzählten, was sie über die Nachbardörfer gehört hatten, über die Bauern, die aus unserem Dorfe geflüchtet waren. Wer umgekommen war und was nun aus uns werden sollte. Die meisten schwiegen und gingen stumm zu Bett. Manchmal, wenn wir dann in unserer Ecke im Stroh lagen, dicht aneinander gekuschelt, fingen wir Mädels an zu singen, die schönen Abendlieder, und die anderen stimmten mit ein. Doch fing es bald darauf in allen Ecken an zu schluchzen und auch wir schliefen weinend ein.

4. Kapitel

Dann kam der Tag, an dem Frau Adam erklärte, daß wir nichts mehr zu essen hätten und jeder müsse von nun an für sich und seine Kinder selber sorgen und sehen wo er was zu essen findet. So schlug jeder seine eigene Kochstelle auf. Ulla, die mithalf, die Kühe auf den Koppeln zu versorgen und zu hüten, die von den Bauern zurückgelassen waren, brachte jeden Abend Milch mit. Ab und zu etwas Käse und etwas Butter. Und Erika, die die verlausten Hemden der Russen waschen mußte, ab und zu etwas zu essen. Ich knotete aus Schnur, die wir gefunden hatten, Taschen, die ich versuchte gegen etwas Eßbares umzutauschen. Mit dem Mehl, das wir bekamen backte Mutti Brot, und aus weißen Rüben, die wir auf den Feldern fanden, kochten wir Sirup, der zwar nicht so gut schmeckte wie echter Sirup, den man aber essen konnte und mit dem Mutti kleine Kuchen backte. Das Leben

ging weiter. Zwei Frauen bekamen ihre Babys, das eine starb, ebenfalls ein kleines Mädchen von drei Jahren, bei dessen Beerdigung Mutti die Traueransprache hielt. An einem Sonntagmorgen machte Mutti sich mit mir auf den Weg nach Stolzenberg, wo ein zurückgebliebener Pfarrer, ein Bekannter meiner Eltern, zum ersten Mal wieder eine Predigt hielt. Es war ein Erlebnis für uns, auch sahen wir einige Bekannte aus Stolzenberg wieder. Ein paar Mal machten wir uns auf und liefen zu Fuß nach Landsberg, um Mutter und Opa Dowidat, unseren Großeltern etwas zu essen zu bringen, die nahe am Verhungern waren. Das war nicht ungefährlich, doch kamen wir immer heil zurück.

5. Kapitel

Gerhard Rosin war ein gutmütiger, aber auch gefährlicher Bursche von ungefähr 18 Jahren. Er machte viele Dummheiten. An einem Nachmittag schlug er einem kleinen Hund den Kopf ab, wir waren entsetzt und sagten ihm, daß dies sich rächen würde. Doch daß die Rache so grausam sein würde, hätten wir nicht gedacht. Es war einige Tage später, daß ein Reiter auf den Hof der Försterei sprengte, vom Sattel sprang und hinter die Scheune an unsere Kochstelle kam. Es war ein Mongole. Er hatte blutige Hände und befahl uns, ihm eine Schüssel mit Wasser zu reichen, um sich die Hände zu waschen. Wir hatten ein unheimliches Gefühl, irgend etwas war geschehen. Am Abend wurde Gerhard vermißt und das Gerücht ging herum, man hätte ihn ermordet. Viele machten sich auf, um ihn zu suchen. Wir durchstreiften den Wald und Felder. Ein paar kleine Buben und ich waren die Ersten, die ihn fanden. Er lag in einem Kornfeld, er war restlos entstellt und blutete aus mehreren Stichwunden. Seine kleinen Geschwister, die unsere Kleider und Schuhe trugen, die sie in unserem Haus gefunden hatten, begruben ihn. Polen und Russen konnten sich nur schlecht vertragen. Immer wieder kam es zu Streitereien zwischen ihnen. Nachts beschossen sie sich im Wald. Was uns die Polen fortnahmen, brachten die Russen wieder zurück, um es

selbst in der darauffolgenden Nacht zu rauben. Einige Bauern und Arbeiter, meistens Alte und Kranke, die geflohen waren, kamen durch den Wald zu uns zurück. Einige waren damals im Schnee umgekommen. An einem Abend näherte sich ein Mann in zerlumpten Kleidern, auf einen Krückstock gestützt, der Försterei. Es war der Gutsherr unseres Dorfes und ein Bekannter unserer Familie. Als die Arbeiter und deren Frauen ihren Herrn, der immer stolz auf sie herabgeblickt hatte, so sahen, fingen sie an zu weinen, umarmten ihn und nahmen ihn freundlich auf. Er hatte wie sie alles was er besaß verloren. Man saß eng beisammen und erzählte, was dem einzelnen zugestoßen war. Noch nie war man so gut zueinander gewesen. Ja, es waren seltsame Zeiten. Gott war bei uns und bewahrte uns vor schrecklichen Dingen, die anderen widerfuhr. Keiner unserer Familie wurde in dieser Zeit schwer krank, starb oder wurde getötet. Wir fanden immer noch etwas zum Essen. Es war jetzt Juni und das erste Obst war reif, Kartoffeln waren reichlich vorhanden. Später gingen wir in den Wald, um Erd- und Blaubeeren zu suchen, von denen Mutti Blaubeerklöße machte. Doch was sollte aus uns werden? Wir konnten nicht immer so weiter hausen, in den Scheunen schlafen, tagsüber für die Russen und Polen arbeiten und nichts Richtiges zu essen bekommen. Was sollte im Winter werden? Dann hörten wir, daß alle Deutschen das Land hinter der Oder verlassen müßten, um es für die Polen frei zu machen, die es verwalten sollten, oder wir sollten Polen werden und weiter für sie arbeiten. Das würde uns freigestellt werden. Noch lebten wir in der Nähe unseres Dorfes und konnten ab und zu an unserem Garten vorbeigehen und von weitem unser großes Haus erblicken, wo wir eine so schöne Kindheit verlebt hatten. Wir waren noch in der Heimat, an der wir alle schrecklich hingen, obwohl es jetzt schwer war, in ihr zu leben. Sollten wir sie wirklich bald ganz verlassen müssen? Denn Polen wollten wir auf keinen Fall werden, lieber in die Ungewißheit ziehen.

II. Teil DIE VERTREIBUNG AUS DER HEIMAT

1. Kapitel

Der 5. Juli war einer schöner warmer Sommertag und Mutti hatte uns Mädels Margret, Hanki und mich in den Wald zum Blaubeerenpflücken geschickt. Im Wald, der unheimlich groß und endlos ist, war es ruhig und wunderschön. Hier konnte man all das Schreckliche, was über uns gekommen war, für eine Weile vergessen. Am Spätnachmittag packte uns eine seltsame Unruhe und wir liefen mit unseren Blaubeeren die Waldwege zur Försterei zurück. Als wir auf den Hof kamen, war alles in großem Aufruhr. Überall standen Handwagen und Schubkarren herum, die die Leute in großer Eile mit ihren letzten Habseligkeiten vollstopften. Die ersten Leute verließen mit ihren Wagen die Försterei und zogen dem Dorfe zu. Die Polen hatten den Befehl gegeben, die Försterei in ein paar Stunden zu räumen. Sollten wir noch morgen früh in der Gegend zu finden sein, würde man uns bis aufs Letzte ausplündern. Doch die Russen setzten sich für uns ein und erlaubten uns, noch diese eine Nacht im Dorfe zu übernachten. Jungens hatten uns einige Tage vorher einen Wagen gebaut von dicken Brettern, die wir gefunden hatten. Er war ungefähr einen Meter breit und einen halben Meter lang mit zwei großen Wagenrädern, vorne eine dicke Deichsel. Ebenfalls hatten wir einen ziemlich zerbrechlichen kleinen Handwagen von einem der Arbeiter bekommen. Diesen Wagen bepackten wir mit unserer übrigen Habe und den Nahrungsmitteln, die wir noch hatten. Mutti hatte zum Glück einen Tag vorher etwas Brot und Sirupkuchen gebacken. Als die Letzten zogen wir dem Dorfe zu, es war bereits dunkel, als wir den Gutshof erreichten, in dessen einer Scheune wir übernachten sollten, zogen die Wagen hinein und ließen uns zu den anderen ins Stroh nieder, um in einen unruhigen Schlaf zu fallen. Ulla war zu der Zeit 16 Jahre, Erika 15, ich 13, Margret 12, Hanki 10 und Peter 5 Jahre alt, der immer nahe an Mutti gekuschelt schlief. Er war damals

ein kleiner Ritter, der Mutti in allen Gefahren versuchte zu beschützen. Am nächsten Morgen um sechs oder sieben wachten wir auf, die anderen machten bereits ihren Wagen fertig. Wir gingen hinaus und wuschen uns unter einer Pumpe mit frischem Wasser, das uns wieder in die trübe Wirklichkeit zurückrief. Es war diesig und kühl draußen. Vor dem großen Tor des Gutshofes stellten sich die Leute mit ihren kleinen Handwagen und Schubkarren auf. Wir waren ungefähr 80 - 90 Personen. Langsam setzte sich das Ganze in Bewegung. Margret und ich zogen den kleinen Wagen und Hanki schob. Der größere und schwerere Wagen wurde von Ulla und Erika gezogen und Mutti schob hinten. Wir hatten uns an beiden Wagen aus Stricken ein Geschirr gemacht, wir liefen vorne in einer Schlinge, die am Wagen befestigt war, in der Mitte lag die Deichsel, die wir mit einer Hand festhielten. Unser Zug zog schweigend die Dorfstraße hinauf, entlang an den verlassenen Bauernhöfen und dann an unserer alten schönen Kirche vorbei. Es fing leise an zu regnen, es setzte stärker ein, als wir unser Dorf verließen, einsam blieb es im Regen zurück. Wir blickten uns noch ein paar Mal um, wir sollten es nie wiedersehen, unsere Tränen vermischten sich mit dem Regen, der uns die Backen hinunterlief. Vor unserem kleinen Treck fuhr ein russischer Jeep mit einer Russin und einem Offizier. Sie wollten uns zum Schutz 8 Kilometer begleiten, bis nach Landsberg, da die Russen erfahren hatten, daß uns die Polen an einer Wegkreuzung überfallen wollten, um uns unseren letzten Besitz zu nehmen. Hinter diesem russischen Auto schloß sich ein Leiterwagen an, mit dem einzigen Pferd, das unsere Bauern noch besaßen, auf dem die alten und kranken Leute saßen und die kleinen Kinder bis zu fünf Jahren, Peter befand sich unter ihnen. Hinter diesem Leiterwagen folgten die kleinen Handwagen. Herr Filenius, der frühere Leiter unserer Fabrik, leitete den Zug. Mühsam holperten die Wagen über das Pflaster. Als wir die (große) Landstraße hinter uns hatten und die große Chaussee er-

reichten, waren wir bereits alle vom Regen durchweicht. Einer jungen Frau vor uns schlug der Wagen um, als wir auf die Straße bogen und ihr kleines Baby fiel schreiend kopfüber in eine große Wasserlache, aus der es Mutti schmutzig und naß herausfischte. Weinend zog die Frau mit ihrem Kinde weiter. Als wir an der großen Anlage der I.G.-Farben vorbeizogen, in der zu der Zeit viele deutsche Gefangene untergebracht waren, schien die Sonne und unsere nassen Kleider wurden wieder trocken. Einige Soldaten hinter dem Stacheldraht winkten und riefen uns Grüße an ihre Familien zu, die viele nicht wiedersehen sollten. Seltsam war es uns zu Mute, als wir in Landsberg einzogen, die Stadt, die wir so gut kannten, und die jetzt so verlassen schien. Den Landsbergern war es noch schlechter ergangen, sie waren einige Tage vorher erbarmungslos aus ihren Häusern getrieben worden, die meisten alles zurücklassend. In der Mitte der Stadt kam der Treck zum Stillstand. Ganz vorne war irgend etwas passiert, man hörte Rufe und Schreie, und schnell verbreitete sich die Kunde, daß Polen sich des Leiterwagens mit dem Pferd daran bemächtigt hatten und mit den kleinen Kindern und alten Leuten auf und davon gefahren wären. Alles schien in Aufruhr und die Leute liefen durch die Stadt. Nach einer Weile fanden wir die Kinder wieder, die Polen hatten sie laufen lassen und sie irrten in der Stadt herum, die Größeren trugen sie und schleppten die Kleinen. Wir waren glücklich, als wir Peter wieder hatten. Die Kinder wurden auf den einzelnen kleinen Wägelchen untergebracht und wir setzten uns wieder in Bewegung, die alten Leute humpelten und schleppten sich hinter den Wagen her. Als wir die Stadt verließen, hörten wir hinter uns Rufe und eine junge Dame eilte auf uns zu, sie war außer Atem und fiel uns um den Hals. Es war Fräulein Trenne, eine gute Bekannte von uns, sie mußte noch bei den Polen bleiben und erst Jahre später verließ sie die Heimat und kam zu ihren Verwandten in den Westen. Traurig nahmen wir Abschied von einander und zogen aus Landsberg hinaus. Wir waren

auf dem Wege, von dem wir nicht wußten, wohin er uns führen würde.

2. Kapitel

Die Sonne stand hoch am Himmel und die Handwagen und Karren rasselten auf der Landstraße entlang, jeder versuchte Schritt zu halten. Es wurde warm und wir zogen unsere Mäntel und Jacken aus. Peter, der müde wurde, setzten wir auf unseren Wagen. Wir zogen durch die Vororte von Landsberg, die verlassen und verwüstet waren, machten Mittagspause am Wegrand, liefen in die kleinen Gärten und pflückten uns das reife Obst von Sträuchern und Bäumen. Dann ging es weiter, unsere Heimat immer mehr hinter uns lassend. Auf der Straße eines Dorfes, durch das wir zogen, lag eine Frau, die der Tod auf ihrem schweren Weg überrascht hatte. Sie lag ausgestreckt mit gefalteten Händen, wie in einem Sarge, ihr bleiches Antlitz und ihre langen grauen Haare, die sie umrahmten, ließ uns erschauern. Wir machten einen großen Bogen um sie herum. Wer mag sie gewesen sein? Es wurde dunkel und an ein paar Gehöften, die am Wegrand lagen, suchten wir Halt. Sie waren von ihren Bewohnern schon lange verlassen worden. Wir zogen mit ein paar anderen Leuten auf ein kleines Haus zu, dessen Tür zuge-nagelt war. Als wir sie aufbrachen, gähnte uns von drinnen Dunkelheit und Unheimlichkeit entgegen und wir verspürten keine Lust, hineinzugehen. In dem kleinen Stall, der gegenüber lag, saß ein alter Mann am Boden, der wirre Worte redete. Wir schoben unsere Wagen hinein und Frau Welke mit ihrer Tochter blieb die Nacht über dort. Wir liefen ins nächste Haus, das eine große Stube hatte mit ein paar Betten, auf deren Sprungrahmen wir uns erschöpft niederließen, uns mit unseren Mänteln zudeckten und einschliefen. In der Nacht wurden wir ein paar Mal von Geräuschen auf der Landstraße geweckt, sonst aber störte uns niemand. Früh am Morgen wachten wir auf, erst gar nicht wissend, wo wir uns befanden, wuschen uns draußen unter einer Pumpe und zogen dann mit unseren Wagen auf die Straße, wo

sich unser Treck wieder versammelte. Es war noch nicht richtig hell, der Nebel lag auf den Feldern, die verwahrlost auf beiden Seiten der Straße lagen. Stumm und verlassen zogen wir weiter. Einige Leute weinten und fluchten, sie waren in der Nacht, als wir fest schliefen, von ein paar Polen ausgeplündert worden. Noch hatten wir einige Sachen, doch wie lange würde man sie uns lassen? Durch alle Dörfer die wir zogen, begegnete uns kein Deutscher, alle hatten schon vor uns die Heimat verlassen, öde lagen die Gehöfte da, von den Durchziehenden ausgeplündert. Manchmal fanden wir noch etwas zu essen in den Küchenschränken und Speisekammern, die einst reich gefüllt waren. Mit etwas Brot und Sirup, Kartoffeln von den Feldern und Obst von den Bäumen stillten wir unseren Hunger. Wir hatten einen kleinen Kochtopf, den wir mitgenommen hatten und in dem wir die Kartoffeln und Wassersuppen kochten. Mutti erlaubte nicht, daß einer von uns Wasser trank und bewahrte uns so vor vielen schrecklichen Krankheiten. Pfefferminztee war in allen Gärten zu finden, aus dem wir uns unser einziges Getränk machten, das uns auf unserem ganzen Wege begleitete. Wir liefen am Tag 30 bis 40 Kilometer. Wir kamen nicht sehr schnell voran, weil viele Frauen kleine Kinder hatten, die nebenherlaufen mußten. Dann hatten einige ihre Wägen zu schwer beladen und mußten nach und nach ihre Habe am Straßenrand liegen lassen.

3. Kapitel

Es dunkelte schon, als wir am zweiten Abend auf einen großen verlassenen Bauernhof zogen, auf dem wir diese Nacht übernachteten wollten. Vorne lag das Wohnhaus, rechts und links die Ställe und hinten eine große Scheune, in die wir unsere Wagen schoben. Mitten auf dem Hof machten wir unser Feuer und kochten Abendbrot. Es gab Pellkartoffeln, die wir von den Feldern geholt hatten, mit etwas Salz. Wir hockten hungrig um unser Feuer. Ein alter Mann mit einem Koffer gesellte sich zu uns, der uns seltsame Dinge über die Russen und Polen erzählte. Ein Teil

der Leute legte sich im Wohnhaus zum Schläfe nieder, der Rest und wir verkrochen uns im Stroh in der Scheune, einige schliefen unten bei den Wagen, wie Mutti, Margret, Hanki und Peter. Ulla, Erika, ich und noch andere Frauen und Mädchen oben auf dem Boden, wo wir eng aneinandergeschmelt schliefen. Mitten in der Nacht wurden wir von einem seltsamen Krach draußen geweckt und lauschten erschreckt. Rufe und Schreie drangen an unser Ohr, dann hörte man eine Männerstimme laut um Hilfe schreien. Zitternd hielt ich mich an Ulla fest, unheimlich klang diese Stimme in der Nacht. Die Leute im Wohnhaus wurden überfallen. Bald darauf wurde die Scheuentür aufgerissen und man hörte Polen miteinander reden, die sich an den Wagen zu schaffen machten. Die Leute unten gaben keinen Laut von sich, so merkten die Polen nicht, daß wir hier waren und verließen nach einer Weile wieder die Scheune und wir atmeten erleichtert auf. Lange konnte ich nicht einschlafen, ich mußte immer wieder an die Stimme denken, die um Hilfe rief, wo doch niemand helfen konnte, außer Gott. Als wir am nächsten Morgen aus dem Stroh krochen, und nach unten stiegen, herrschte allgemeines Durcheinander. Die Polen hatten vieles von den Sachen mitgenommen, auch Mutti erzählte uns bestürzt, daß ihre Sachen und dazu unsere ganzen Fotografien fehlten, was wir am meisten beklagten, da wir nun auch kein Andenken mehr an unsere Heimat hatten. Traurig machten wir uns zum Weitermarsch fertig. Es war ein wunderschöner Morgen, die Sonne schien, und als wir auf der Landstraße dahinzogen, begleiteten uns die ersten Vögel. Wir zogen durch dichten Wald und für einen Moment fühlten wir uns frei und glücklich. Doch als wir an eine Kreuzung kamen, verging uns dieses Gefühl. Hinter einem kleinen Holzhäuschen saß sterbend eine alte Frau, ihre Hände und ihr Gesicht waren bereits vom nahen Tode blau. Wir meinten sie nicke uns zu. Keiner wagte den Treck zu verlassen und zu ihr zu gehen, um sie im Sterben nicht alleine zu lassen. Die Furcht, daß wir zurückbleiben könnten, hielt

uns zurück. Stumm zogen wir an ihr vorbei. Wir näherten uns mehr und mehr Küstrin, die Gegend veränderte sich und verwandelte sich in wüstes Kampfgebiet. Die Wälder z.T. niedergewalzt, die Felder verwüstet und zerfahren, die Dörfer niedergebrannt. In den Straßengraben lag der Hausrat, den die Flüchtlinge dort liegen gelassen hatten. Umgekippte Kinderwagen, Federbetten und verfaulte Möbel aller Art. Herr Filenius, der bisher den Treck geleitet hatte, bekam Angst. Er ließ die Wagen halten und gab den Befehl, daß jeder jetzt für sich selbst zu sorgen hätte und zusehen sollte, wie er die Oder erreichte. Man meinte, wenn wir die Oder hinter uns hätten, wären wir in Sicherheit. Es entstand eine allgemeine Panik, jeder versuchte so schnell wie möglich, voran zu kommen. Die Alten blieben zurück, junge Frauen brachen weinend zusammen. Wir versuchten uns nicht davon beeinflussen zu lassen und liefen im selben Tempo wie zuvor. Mutti versuchte auch die anderen davon zu überzeugen, daß wir so nicht weiterkämen. Allmählich beruhigten sich die Leute, und der Treck bewegte sich wieder gleichmäßig auf der Landstraße dahin. In der Mittagspause holten uns die Zurückgebliebenen wieder ein und wir waren wieder alle beieinander. Am Spätnachmittag erblickten wir die ersten Überreste von Küstrin. Diese Stadt war von den Deutschen und Russen total vernichtet worden. Es war ein schrecklicher Anblick. Rechts und links an der Straße und auf den Feldern lagen ausgebrannte Geschütze. Auf der einen Seite an einem zerrissenen Baum lag ein Leiterwagen, an dem einige Leichen hingen, wie Gespenster hoben sie sich gegen den Abendhimmel ab. Wir richteten unseren Blick auf den Weg und versuchten nicht die Bilder zu sehen, die uns umgaben. Es war schon dunkel, als wir durch die Trümmer der Stadt zogen. Auf einem großen Platz machten wir Halt und ein paar polnische Soldaten kamen uns entgegen. Wir baten sie, uns den Weg zur Oder zu zeigen, doch sie teilten uns mit, daß wir hier nicht über die Oder gelassen würden. Den restlichen Schmuck sammelten wir, um damit

die Polen zu bestechen, doch es nutzte nichts. Man brachte uns zum früheren Marktplatz, wo wir bis zum Morgen warten sollten. Wir machten kleine Feuer mit dem Holz, das wir in den Trümmern fanden und aßen unser kärgliches Abendbrot: Wassersuppe mit Mehlklößen mit Süßstoff gesüßt, dazu eine Scheibe Brot. Ein paar polnische Soldaten lungerten herum, und die Mädchenköpfe verschwanden wieder in großen Kopftüchern. Auf unseren Decken, die wir auf den Steinen ausgebreitet hatten, fielen wir in einen unruhigen Schlaf, der nicht lange dauerte. Mitten in der Nacht wurden wir von einem seltsamen Gejage geweckt, das einige Soldaten verursachten, die hinter ein paar unserer Dorfjungen her waren, welche sich hinter den Wagen und in den Trümmern zu verstecken suchten. Einige wurden dann gewaltsam mitgeschleppt, und noch lange konnte man das Weinen der betroffenen Mütter hören.

4. Kapitel

Früh am Morgen zogen wir aus Küstrin heraus, da man uns hier nicht über den Fluß ließ. Wir wollten es ein paar Kilometer weiter an der nächsten Brücke versuchen. So zogen wir an der Oder entlang, in der Hoffnung, sie bald überqueren zu können. Nach einer Weile merkten wir, daß jemand versuchte, uns einzuholen, und außer Atem erreichten zwei von den entführten Dorfjungen unseren Treck, die den Polen davongelaufen waren und glücklich schlossen die Mütter sie in die Arme. Um die Mittagszeit erreichten wir das Dorf..... Hier wurde unser Treck plötzlich gestoppt. Ein Trupp polnischer Soldaten holten alle jungen Mädchen und Frauen, die Arbeit leisten konnten, aus dem Zug heraus, darunter auch Mutti, Ulla und Erika. Die Alten, Kranken und kleinen Kinder sollten weiterziehen, uns, Margret, Hanki, Peter und mich überfiel eine schreckliche Angst. Ohne lange zu zögern, verließen auch wir den Zug und versuchten mit unserem Wagen die Aussonderten zu erreichen, die bereits zum Marsch in entgegengesetzter Richtung angetrieben wurden. Als einige Soldaten versuchten, uns

wieder zurückzuscheuchen, fingen wir an zu jammern und zu schreien und Peter hielt sich weinend an Mutti fest. Wir ließen nicht nach, so daß die Polen es aufgaben, und uns zusammen ließen. Mühsam zogen wir in der Mittagszeit durch den Sand der Landstraße gen Osten. Wir konnten kaum mit den polnischen Soldaten rechts und links Schritt halten, wo wollte man uns hinbringen? Nach einigen Stunden Marsch gelangten wir zu dem Dörfchen Sputlow, das von seinen Einwohnern verlassen in der Sonne lag und von einem kleinen polnischen Trupp belegt war. Vor dem großen Dorfschulhaus mußten wir halten. Ein paar Offiziere kamen heraus, musterten uns und einer von ihnen schrieb unsere Namen auf. Als er bei unserem ankam, blickte der Nebestehende auf und begrüßte uns freundlich. Wir sahen uns erstaunt an, denn scheinbar kannte er unseren Namen. Er ließ uns ein nettes kleines Häuschen anweisen, in dem wir leben sollten. Dann sahen wir nichts mehr von ihm. Das Haus hatte eine große Küche, ein kleines Wohnzimmer und zwei Schlafzimmer. Der Keller war mit Unrat gefüllt, die Zimmer schmutzig und ohne Möbel. Doch aus den unbewohnten Häusern schleppten wir zusammen, was wir brauchten. Wir schrubbten und putzten unser Häuschen von oben bis unten und richteten uns so gut wie möglich ein. In der Küche, in deren großem Herd schon das Feuer lustig prasselte, war es recht behaglich. Mutti fühlte sich wieder als Hausfrau in ihrem Element und kochte das Abendbrot, Wassersuppe und Pellkartoffeln, das wir am großen Küchentisch in seltsamer Stimmung einnahmen. Wir tranken unseren Tee sogar in schönen Sammelassen, die wir auf einem Boden gefunden hatten. Wem mögen sie wohl gehört haben? Müde sanken wir an diesem Abend auf die Betten, auf deren Sprungrahmen wir unsere Decken gebreitet hatten, es war wohl etwas hart, doch schliefen wir bald ein. Voller Angst wachten wir in der Nacht auf, wir hörten leise Schritte im Zimmer und vor dem Fenster ein paar Stimmen, dann leuchtete mir etwas ins Gesicht, und

eine Gestalt mit einer Taschenlampe stand vor unseren Betten, die dann wieder zur Tür hinauswich. Laut klopfen unsere Herzen, und wir wagten nicht zu sprechen. Was wollte man von uns? Am Morgen schien nichts gewesen zu sein, es war wunderschönes Sommerwetter und die Vögel sangen. Tagsüber arbeiteten wir für die Polen. Ulla und Erika mußten polnischen Offizieren den Haushalt führen und wir Kleinen pflückten Obst für die Soldaten und halfen auf den Feldern, wo einige der anderen Frauen arbeiteten. Mutti sorgte für das Essen und pflegte Peter, der schwerkrank in dem kleinen Wohnzimmer auf dem Sofa lag, wahrscheinlich mit Typhus. Wir hatten große Sorge um ihn. Wir bekamen Fleisch, Brot und etwas Milch von den paar Kühen, die sich noch im Dorf befanden. Die Nächte waren schrecklich, nie legten wir uns ohne Angst auf unser Lager. Die Türen durften nicht verschlossen werden. Wir waren den Soldaten ausgeliefert, die nachts ihr Unwesen trieben. Sie schlichen durch die Stuben und beleuchteten unsere Gesichter. Fast jede Nacht wurden Mutti, Ulla und Erika (Mutti ging freiwillig mit, um ihre jungen Töchter zu beschützen) zum „Kartoffelschälern“ geholt, wir Zurückgebliebenen warteten mit klopfendem Herzen auf ihre Rückkehr.

5. Kapitel

So vergingen fünf Tage. Es war gerade ein Sonntag. Mutti machte unseren Sonntagsbraten zurecht, ein Stück Pferdefleisch, auf dem sich schon „Einwohner“ getummelt hatten. Heute brauchte keiner zu arbeiten, wir saßen am Küchentisch und warteten hungrig auf das Mahl. Plötzlich sahen wir durchs Küchenfenster einen Reiter vor unserem Haus vom Pferd springen. Er trat in die Küche und Mutti erhielt von ihm einen schriftlichen Bescheid, daß wir am nächsten Tag ganz in der Früh zum Abholen bereit sein sollen, man wolle uns über die Oder bringen. Wir hatten die Ahnung, daß uns der freundliche polnische Offizier helfen wollte, obwohl wir ihn nicht mehr zu Gesicht bekommen hatten. Sehr früh am nächsten Morgen, es war noch nicht hell,

holte uns ein alter Soldat ab, und wir verließen mit unsren wenigen Habseligkeiten das Dorf, nur den großen Wagen hatten wir beladen, den kleinen ließen wir um Hof zurück. Der alte Pole steckte uns heimlich ein Brot zu, nachdem er uns den Weg gezeigt und sich verabschiedet hatte. Es sollte uns gute Dienste leisten. Mühsam schoben wir unseren Wagen durch den Sand des Feldweges, auf dem Peter fiebernd lag, er nahm nur Wasser oder Tee zu sich. Einmal sahen wir einen Zug in der Ferne gen Osten fahren. Der Weg wurde besser, er führte durch ein verlassenes Dorf. Als wir es gerade hinter uns hatten, rannten zwei Burschen vom Felde auf uns zu, warfen unsere Sachen aus dem Wagen und durchwühlten alles. Wir protestierten, doch waren wir machtlos. Sie nahmen uns Streichhölzer und Papas Lederjacke, die wir ganz unten im Wagen versteckt hatten fort und ließen uns dann weiter, Wir erreichten eine Kreuzung und sahen einen polnischen Soldaten hinter uns herkommen, der auf einem Fahrrad unsicher dahersauste. Wir erkannten ihn als einen aus dem Dorfe Sputlow, für den eine junge Frau mit ihren zwei Kindern gearbeitet hatte. Er war sehr freundlich und wir verstanden, daß er uns über die Oder bringen wollte. Am Spätnachmittag erreichten wir den Fluß. Es war nur eine einfache Holzbrücke, die über ihn führte und an einem kleinen Holzhaus stand ein polnischer Wachposten. Der Soldat, der uns begleitet hatte, verhandelte mit ihm, doch der Wachposten wollte nicht mit sich reden lassen, erst als unser Begleiter ihm einige Papiere zeigte, ließ er uns die Brücke betreten. Bis zur Brücke kam noch dieser freundliche Pole mit, dann nahm er Abschied von uns und ging zur anderen Seite zurück. Wir zogen weiter und waren froh, als wir die Brücke hinter uns hatten, denn wir waren in dem Glauben, dahinter würde uns Besseres erwarten. Doch entsetzlich sah dieses Gebiet aus. Man konnte die Wege nicht von den Feldern unterscheiden. Alles war zerfahren und verwüstet und wir wußten nicht, wo wir uns hinwenden sollten. Wir zogen einer

Wagenspur nach, und kamen an ein paar abgebrannte Häuser, gegenüber stand ein Schuppen, der keine Wände hatte, darin lag ein Haufen sterbender Frauen und Kinder, die mit schwachen Stimmen uns zuriefen, wir sollten sie mitnehmen. Es war fürchterlich anzusehen und wir wußten nicht, was tun. Sie hatten alle eine Seuche und wir konnten sie unmöglich mit uns nehmen, so zogen wir an ihnen vorbei. Dann erreichten wir eine Straße, und unter ein paar Bäumen lagerten Leute, unter denen ein paar Bekannte aus dem Nachbardorf Stolzenberg waren. Freudig überrascht gesellten wir uns zu ihnen, machten ein kleines Feuer zwischen ein paar Steinen und kochten in unserem Kochtopf, der uns immer noch begleitete, unser Abendbrot, Kliebensuppe aus Wasser, Mehl und Süßstoff, den wir von den Polen geschenkt bekommen hatten. Peterle ging es zum Glück besser, wir hatten die Hoffnung, daß er durchkommen würde. Es war ein seltsamer Abend. Wir saßen unter den Bäumen in einem Kornfeld, die Sonne ging langsam unter, eine alte Frau legte auf einem dunklen Tuch einzelnen Frauen die Karten, wir hockten alle drum herum und guckten schweigend zu. Die Alte machte den meisten Mut, und so ließ auch Mutti sich die Karten legen, das erste Mal in ihrem Leben. Man erzählte, daß in dem in der Nähe liegenden Dorf viele Vertriebene hängengeblieben wären, die wie Fliegen starben, und einigen Frauen war von den Russen befohlen worden, die Toten zu begraben. Doch in dieser Nacht schliefen wir ungestört unter den Bäumen.

6. Kapitel

Ein leichter Regen weckte uns am nächsten Morgen. Wir aßen ein Stück Brot, packten unsere Sachen zusammen und fuhren mit den anderen Stolzenbergern los. Der Regen war unangenehm und wir zogen verdrossen auf den schlechten Wegen dahin. Ab und zu kamen wir an Feldern vorbei, die bestellt waren, das gab uns wieder Hoffnung. Als wir dann an einem Bauernhof vorüberzogen, traten eine Frau und ein Mann zu uns auf die Straße. Sie fragten nach unserem

Woher und Wohin und erzählten uns, daß sie versuchten so gut wie möglich ihre Felder zu bestellen, obwohl sie allein waren, und niemand ihnen helfen konnte, sie waren hoffnungsvoll und meinten, es würde wieder alles gut. Wir zogen weiter, es wurde Mittag und die Sonne kam heraus. Wir fuhren durch ein kleines Dorf, das erste, das bewohnt war. Es machte einen friedlichen Eindruck. Blumen blühten in den Gärten. Wäsche flatterte auf den Leinen. Kinder spielten auf der Straße. Uns wurde ganz wohl zumute. Auf einer Wiese machten wir Mittagspause und ruhten uns aus. Als wir das Dorf verließen, lief ein Junge hinter uns her und wir erkannten ihn als Helmut Hötke. Die Familie hatte mit dem Treck weiter gedurft. Er erzählte uns, daß er und seine Mutter mit ein paar anderen Familien aus unserem Dorf sich hier niedergelassen hatten. Sie hätten kleine Felder, die sie bestellten und könnten leben. Diese Familie blieb auch ein paar Jahre dort, hatte es aber nicht leicht, durchzukommen. Wir wünschten ihnen viel Glück und machten uns auf unseren Weg. Die Stolzenberger ließen sich Zeit und hielten oft, um sich auszuruhen, so zogen wir alleine weiter, da wir nicht in dieser Gegend bleiben wollten, die so schrecklich nach Krieg und Verwüstung aussah. Wir hatten das Ziel, in den Westen zu kommen. Es waren heiße Sommertage und oft konnten wir vor Durst und Hitze nicht weiter, unsere Füße waren roh und kaputtgelaufen, unsere Schuhe hatten keine Sohlen mehr, und wir liefen barfuß. Unser Wagen wurde uns schwerer und schwerer, so daß wir immer mehr von unseren Sachen am Straßenrand zurückließen und nur noch das Allerwichtigste mitschleppten. Wir hielten uns nirgendwo auf. Unser Brot ging zu Ende und wir hatten nur noch ein paar verschimmelte Stückchen, die wir für den äußersten Hunger aufbewahrten. Von den Bäumen am Wegrand aßen wir die ersten Äpfel. Oft auch die unreifen, grünen, was uns Mutti immer wieder verbot. Aber wir hatten großen Durst und mußten ihn irgendwie stillen. Ab und zu baten wir um etwas zu essen, doch

wir wurden mit Schimpfworten über die verlausten und dreckigen Flüchtlinge fortgejagt. Die meisten hatten wahrscheinlich selbst nicht das Nötigste für sich zu essen und wir gaben es auf, um etwas zu bitten und versuchten, so schnell wie möglich weiter zu kommen. Doch mit dem Verlausten hatten die Leute schon Recht. Wir saßen voll russischer und polnischer Läuse, die uns viel zu schaffen machten und sich fürchterlich vermehrten. Die nächste Nacht verbrachten wir in einem kleinen Städtchen, in einer großen Scheune, die uns angewiesen wurde, als wir die Stadt betraten. Lieber hätten wir vor der Stadt unter Bäumen schlafen sollen. Diese Scheune war von allem möglichen Gesindel gefüllt und abends spät gesellten sich noch russische Soldaten dazu. Wir versuchten so wenig wie möglich aufzufallen, um in Ruhe gelassen zu werden, suchten uns einen Winkel, in dem ein wenig Stroh lag und versuchten zu schlafen. Es war eine unruhige Nacht. Früh machten wir uns am nächsten Morgen auf den Weitermarsch. Wuschen uns erst unter einer alten Pumpe auf dem großen Hof, packten unseren Wagen zurecht und verließen das kleine Städtchen, bevor seine Einwohner aufgestanden waren. Die junge Frau mit den zwei Kindern war schon lange nicht mehr bei uns, sie ließ sich einige Tage vorher von einem russischen Lastauto mitnehmen. Was aus ihr geworden ist, wissen wir nicht. Am Abend dieses Tages erreichten wir Müncheberg. Wir erfuhren, daß von hier aus die ersten Züge in den Westen fahren sollten. Vor der Stadt unter den Bäumen machten wir Halt. Unterwegs hatten wir uns ein paar Kartoffeln ausgegraben, die wir jetzt in unserem Topf unter einem kleinen Feuer kochten. Dann nahmen wir auf einem Stück Papier unser Abendbrot ein. Heißhungrig aßen wir die ausgeteilten Kartoffeln mit etwas Salz. Müde und mit hungrigen Augen saßen wir um das Stück Papier herum, auf dem die Kartoffeln im Nu verschwanden. Danach nahmen wir die Habe, die wir noch besaßen aus dem Wagen heraus. Wir hatten uns jeder einen

Rucksack genäht, in dem wir unsere geretteten Kleiderstücke trugen. Diese stopften wir voll, jeder nahm noch eine Decke oder Mantel unter den Arm, alles andere taten wir wieder in unseren Wagen zurück, den wir in ein Gebüsch schoben, damit nicht sofort andere darüberherfallen könnten, blickten uns noch einmal um, um zu sehen, ob er auch gut versteckt war und liefen der Stadt zu. Bald erreichten wir den kleinen Bahnhof, auf dem es von Menschen wimmelte, die überall auf dem Bahnsteig und auf den Gleisen saßen, hockten, und herumstanden. Sie warteten schon lange auf einen Zug, der nicht kam. Wir gesellten uns zu ihnen, machten aus den Decken ein kleines Plätzchen, stellten unsere Rucksäcke in die Mitte, damit sie nicht gestohlen werden konnten und setzten uns außen herum. Es wurde dunkel und immer später. Wir waren schrecklich müde, achteten nicht auf die Menschen um uns herum und schliefen ein. Mitten in der Nacht wurden wir vom Heranbrausen eines Zuges geweckt, ein langer Güterzug, der mit Menschen vollgepfropft war. Er hielt und die Menschenmenge stürzte sich auf ihn. Wir rafften unsere Habseligkeiten auf und gelangten mit dem Gedränge in einen der Waggons. Die Tür wurde wieder verrammelt, und der Zug fuhr weiter. Wir standen benommen im Dunkeln, riefen uns beim Namen und stellten fest, daß wir alle mit hineingekommen waren. Wir kauerten uns in eine Ecke des Waggons und duselten vor uns hin. Uns gegenüber hockten einige polnische Soldaten, die sich leise unterhielten, das Aufglühen ihrer Zigaretten ließ Teile ihrer Gesichter erkennen. Nicht lange dauerte die Fahrt. Plötzlich hielt der Zug und es hieß, wir wären in Berlin-Lichtenberg. Die Menschen drängten hinaus, wir waren unter ihnen, sie liefen alle einem Auffanglager für Flüchtlinge zu und wir ließen uns mitschleusen. Hier herrschte ein schreckliches Drunter und Drüber, die Baracken und der ganze Hof war mit Menschen gefüllt. Doch wir bekamen etwas zu essen und einen Ausweis, auf dem in Russisch und in Deutsch bestä-

tigt war, daß wir Vertriebene waren und in den Westen zu Verwandten wollten. Dieses Stück Papier hat uns manches Mal geholfen. Furchtbare Zustände herrschten in diesem Lager. In den Baracken starben die Menschen wie die Fliegen, die meisten an Typhus. Wir versuchten, keine der Baracken zu betreten, trotzdem es den ganzen Tag regnete. Wir liefen in Berlin herum und versuchten, Verwandte und Bekannte zu finden, doch ohne Erfolg. In dieser Nacht schliefen wir trotz Regen mitten auf dem Hof des Lagers und machten uns am nächsten Morgen früh auf die Beine. Wir gelangten an einen Bahnhof, von dem aus Züge in den Westen fahren sollten. Hier lagen wir mit anderen Menschen bis zum Nachmittag, ohne daß auch ein einziger Zug gehalten hätte. Keiner wagte den Bahnhof zu verlassen, in der Angst, den Zug zu verpassen. Es war ein sehr heißer Sommertag und wir konnten am Nachmittag unseren Durst nicht mehr aushalten. Wir hörten, daß ganz in der Nähe des Bahnhofs etwas zum Trinken ausgeteilt würde, und Ulla und ich machten uns auf den Weg mit einem großen Gefäß. Wir stießen tatsächlich auf einen Stand, an dem ein seltsames rotes Getränk ausgeschenkt wurde, daß uns das Wasser im Mund zusammen lief. Wir ließen uns unsere Kanne füllen und liefen glückstrahlend wieder zum Bahnhof zurück. Doch wie erschrakten wir, als wir keinen Menschen mehr erblickten. Auf der anderen Seite setzte sich ein Zug langsam in Bewegung. Wir liefen, was wir laufen konnten über die Gleise hinter ihm her, aus dem Abteil schriegen die unsrigen uns zu, wir erreichten die Wagentür und wurden hineingezogen. Glücklicherweise hielten uns die anderen fest, wir klebten von rotem Saft, unsere Kleider waren übersät mit roten Flecken, und der Rest des feinen Getränkes, es war Süßstoff, rote Farbe mit Wasser, wurde im Abteil herumgereicht, den letzten Tropfen schlürften wir aus der Kanne heraus.

7. Kapitel

Ein paar Stunden fuhren wir eng

aneinander gedrückt in diesem Zug, dann stiegen wir in einem kleinen Städtchen in einen anderen, in dem wir mehr Platz hatten. Hier gaben uns ein paar Leute etwas zu essen. Ein älterer Herr kümmerte sich rührend um uns, und versprach, uns weiter zu helfen. Es wurde Abend, die Sonne ging feurig unter und man erzählte sich, daß wir bald die Elbe erreichen würden, doch ob der Zug hinüberfahren würde, wußte man nicht. Eine Stunde später hielt der Zug mitten auf der Strecke und es hieß, alles aussteigen. Erstaunt standen wir auf den Schienen und sahen uns fragend an, weit und breit waren nichts als Felder und Wiesen. Der Mann wußte Rat und forderte uns freundlich auf, ihm zu folgen. Er schien die Gegend zu kennen, denn wir gelangten zu einem großen Bauernhof. Es war schon dunkel und in den großen Ställen brannte Licht. Man nahm uns freundlich auf und brachte uns in eine große Kammer, in der eine Magd im Dunkel schlief. Sie war eine freundliche alte Frau und half uns bereitwillig, unsere Decken auf dem Fußboden auszubreiten. Sie erzählte uns allerhand Geschichten, und wir schliefen bald ein. Als wir am nächsten Tag die Treppe hinunter auf den Hof kamen, waren die Knechte und Mägde dabei, das Vieh zu füttern. Wir boten unsere Hilfe an, doch wurden wir in die große Küche geschickt, wo wir ein gutes Frühstück bekamen, aßen was wir konnten und waren sehr dankbar. Der Bauer erklärte uns, wie wir am besten zur Elbe kämen, er meinte, wir hätten einen halben Tag zu laufen. Ein Knecht brachte uns einen kleinen Handwagen, auf den wir unsere Habseligkeiten packten, um schneller vorwärts zu kommen. Dann nahmen wir Abschied von den guten Bauersleuten und machten uns mit neuer Hoffnung auf den Weg. Wir zogen kleine Feldwege und Straßen entlang und um Mittag wurde es wieder so heiß, daß uns der Schweiß auf die Stirn trat. Der kleine Handwagen brach unterwegs zusammen und wir ließen ihn am Wegrand stehen. Am Spätnachmittag erreichten wir Fischbeck, ein kleiner Ort an der Elbe. Hier wimmelte es von Flücht-

lingen und Vertriebenen. Unten am Ufer lagen zu Tausenden die armen Menschen, einige hatten sich aus Brettern kleine Unterstände gemacht, um sich vor dem Regen zu schützen und überall brannten kleine Feuer, auf denen sie sich ihre Mahlzeiten kochten, wenn sie überhaupt noch etwas zu essen hatten. Mit jedem Tag wurden es mehr, niemand wurde nach Tangermünde hinübergelassen. Es war ein trostloser Anblick. Wir blieben nicht in Fischbeck, sondern zogen weiter und kamen in das Dorf Kablitz. In einer großen Scheune am Anfang des Dorfes fanden wir Unterschlupf und fielen müde ins Stroh. Kablitz war ein kleines Dorf mit großen Bauernhöfen. Die Bauern waren vom Krieg verschont geblieben und hatten ihren Besitz behalten, doch machte es ihnen nichts aus, andere Menschen hungern zu sehen. Hin und wieder wurde uns dennoch mit bösen Gesichtern etwas Milch abgegeben, wenn wir hungrig von Hof zu Hof liefen und ihnen beim Abendessen zusahen. So lebten wir von Obst und Kartoffeln aus den Gärten der Bauern. Manchmal erwischten sie uns in ihren Obstbäumen und wir wurden zeternd verscheucht. Hinter der Scheune war ein kleiner Garten, wo wir unser kärgliches Essen kochten, unsere Kleider und lausigen Köpfe wuschen. Von den rohen Äpfeln, die unseren Hunger stillten, bekamen wir alle Durchfall. Es ging uns miserabel, auch wegen der Läuse, die uns nachts überfielen, wenn wir auf dem abgenutzten Stroh zu schlafen versuchten, in dem schon viele Menschen gelegen hatten. Flüchtlinge wie wir, entlassene Heimkehrer oder russische Soldaten. Es waren keine sehr schönen Tage, die wir hier in Kablitz verbrachten und darauf warteten, über die Elbe gelassen zu werden. Die Frau des Lehrers am Ort war der einzige Mensch, der uns hier freundlich begegnete und Mutti hin und wieder von ihren wenigen Lebensmitteln abgab. Der ältere, freundliche Mann der uns begleitet hatte, fand Arbeit im Dorf. Wir blieben nicht allein, ein junges Paar gesellte sich zu uns in die Scheune. Wir fanden sie nicht vertrauenerweckend und eines Mor-

gens waren sie verschwunden, mit ihnen ein Teil unserer Sachen. Ulla war untröstlich, fast alle ihre wenigen Kleider waren fort, denn die junge Frau hatte ihre Größe. Als es gänzlich hoffnungslos schien, hier über die Elbe zu kommen, packten wir wieder unsere Sachen zusammen und machten uns auf den Weg nach Magdeburg. Denn wir hatten gehört, daß wir in Magdeburg die Brücke über die Elbe passieren könnten. In einem Nachbarort bekamen wir Platz in einem Güterzug nach Magdeburg. Am Nachmittag hielt der Zug mitten auf der Strecke, weil die Schienen aufhörten. Alle Leute verließen den Zug und rannten aufgeregt quer über die Felder auf eine Straße. Das Gerücht, die Brücke nach Magdeburg würde nach sechs gesperrt, trieb alle zur Eile an. Die Sonne brannte heiß auf den Asphalt, wir stürzten den Menschen nach. Wir gaben unser Bestes und liefen mit unseren Bündeln, an den Füßen völlig ausgetretene Schuhe, hungrig und müde durch die heiße Augustsonne. Von Durst geplagt liefen wir was wir laufen konnten, den anderen nach, immer die große Chaussee entlang, auf die unbarmherzig heiß die Sonne schien. Immer wieder blieb einer von uns zurück und lag außer Atem im Gras am Straßenrand. Einer verlor seine Decke, dem anderen riß die Schnur am Gepäck, Ulla, die einen sehr schweren dicken Rucksack trug, an dem vorne unser Kochtopf und unser kleines Eimerchen, in dem wir noch etwas Sirup hatten, hing, trieb uns zur Eile an, ohne sie hätten wir sicher nicht Magdeburg an diesem Abend erreicht. Von den anderen Leuten war schon lange nichts mehr zu sehen. Mit hochroten Köpfen gelangten wir endlich in dieser Stadt an und überquerten die Brücke, hinter der wir erschöpft zusammenbrachen. So fand uns eine freundliche Dame, Frau Kahlenberg, in Muttis Alter, die ein mitleidiges Herz hatte und bot jedem von uns zur Erfrischung einen schönen gelben Apfel an, den wir durstig verschlangen. Sie zeigte uns den Weg zu dem großen Bunker, in dem Hunderte von Vertriebenen und Flüchtlingen hausten, nahm freundlich Abschied von uns

und gab uns ihre Adresse, um sie am nächsten Tag aufzusuchen.

8. Kapitel

Über eine Woche lebten wir in Magdeburg, in den großen Bunkern, in denen man immer meinte, es wäre Nacht, wurden wir zu unserer Freude mit Marmelade, Brot und Gemüsesuppen kärglich gepflegt und waren dankbar, daß unser Hunger nicht mehr so groß war. Familie Kahlenberg, die sich reizend unser annahm, und auch sechs Kinder hatte, stillte den restlichen Hunger. Bei ihnen schliefen wir zum ersten Male nach einem halben Jahr abwechselnd in einem Bett, durften uns baden und fühlten uns wie Prinzessinnen. Wir ruhten uns von den Strapazen des langen Marsches aus, gingen mit den Kindern von Kahlenbergs in der Elbe baden und lagen am Strand in der Sonne. Unsere Kleider waren frisch gewaschen und wir fielen nicht mehr so auf. Bloß unsere Einwohner piesackten uns noch schrecklich, bald zeigten sie sich zu unserem Entsetzen auch auf den Köpfen von Kahlenbergs, die es ohne Geschrei hinnahmen. Doch blamierten uns diese Tierchen oft. Sie krabbelten und juckten zu den unpassenden Gelegenheiten, und immer hatten wir Angst, sie würden sich sehen lassen, wie es eine bei Peter tat. Wir fuhren in der Bahn und sie lief leise seine Backe hinunter, ohne daß er es merkte. Unsere Nachbarn stellten es mit entsetzten Gesichtern fest, als hätten sie noch nie so ein Tierchen gesehen, einer von uns nahm es fort und zerknackte es gelassen. Als wir einmal in einem vornehmen Restaurant saßen, in dem es Essen ohne Marken gab, fingen sie so lustig auf unseren Köpfen an zu tanzen, daß wir das Lokal hungrig verlassen mußten. Ja, sie waren eine Plage. Nach ein paar Tagen erfuhren wir, daß ein Zug über die Grenze in den Westen fahren sollte, denn darauf warteten wir. Wir hatten das Ziel, an den Rhein nach Godesberg zu gelangen, wo Mutti geboren war. So packten wir an einem schönen Sommermorgen unsere Sachen und warteten auf dem Bahnhof mit vielen anderen Leuten auf diesen

bestimmten Zug. Er wurde neu eingesetzt und war schnell überfüllt. Als wir ein Stück gefahren waren, merkten wir daß er nicht nach Westen sondern Osten fuhr, unser Entsetzen war groß. Was hatte man mit uns vor? Als der Zug dann nach einer Weile hielt, stürzten wir und viele andere Leute hinaus. Nach langem Warten brachte uns ein anderer Zug am Abend wieder nach Magdeburg zurück. In dem Bunker, in dem wir gewohnt hatten, nahm man uns nicht mehr auf, so zogen wir zu einem anderen, wo uns ein Raum angeboten wurde, in dem ein Tisch und einige Stühle standen. Zwei schliefen auf dem Tisch und der Rest auf den Stühlen, die wir zusammenschoben, breiteten unsere Decken darüber, nahmen unsere Rucksäcke als Kopfkissen und schliefen bald ein. In diesem Bunker wurden wir nur mittags mit einer Wassersuppe gepflegt und wir fingen wieder an zu hungern. Mutti ging von Bäcker zu Bäcker, um etwas Brot ohne Marken für uns zu bekommen. Nur selten hatte sie Glück. Mittags saßen wir in einem großen wunderschönen Park, in dem der Bunker stand, der mit großen Rosenbeeten angelegt war und löffelten aus einem Eimer in der Nähe der blühenden und duftenden Rosen unsere Wassersuppe, in der etwas Kohl oder Mohrrüben schwammen. Ab und zu kamen Fußgänger vorüber, die uns neugierig oder verächtlich musterten. Nach einigen Tagen wagten wir es nochmals, einen Zug zu besteigen, von dem es hieß, daß er über die Grenze in den Westen fahren sollte. Diesmal hatten wir Glück, doch hatten wir keine Papiere und wollten es darauf ankommen lassen. Doch unterwegs erfuhren wir, daß die Russen diese Leute niemals über die Grenze ließen und sie wochenlang einsperren würden, um sie dann zurück aufs Land zu schicken. Da bekamen wir Angst. Als der letzte Zug im Walde vor der Grenze hielt, verließen wir mit zwei Rußlandheimkehrern das Abteil, um zu versuchen, zu Fuß über die Grenze zu kommen. Wir kamen durch ein Dorf, dessen Einwohner uns freundlich begrüßten, ein Gastwirt gab uns zu essen, so konnten wir uns

gestärkt auf den gefährlichen Weg machen. Er zeigte uns die Richtung, in der die Grenze liegen sollte und beschrieb uns den Weg. Mit seltsamen Gefühlen liefen wir los. Erst quer durch die Felder, und dann betraten wir den Wald. Mit klopfendem Herzen schlichen wir zwischen den Bäumen daher. Es ging bergauf, und wir versuchten, jedes Geräusch zu vermeiden. Oben auf dem Kamm sollte die Grenze liegen. Wir krochen mehr als wir gingen und blickten vor uns hin, um nicht in irgend etwas zu treten, was die Wachposten auf uns aufmerksam machen konnte. So bemerkten wir nicht die zwei russischen Soldaten, die mit gehobenen Gewehren am Abhang standen und uns interessiert beobachteten. Ihr Stoß schreckte uns auf und wir schritten mit erhobenen Händen und entsetzten Gesichtern auf sie zu. Sie hatten scheinbar ihren Spaß, denn sie grinsten, als wir näher kamen. Uns war ganz anders zu Mute. Vor dem Grenzpfahl durften wir uns ins Gras setzen, und sie durchwühlten unser und das Gepäck der zwei Soldaten, die sie, als sie ihre Entlassungspapiere gesehen hatten, über die Grenze ließen. Sie nahmen Abschied von uns und wünschten uns das Gleiche. Wir saßen hilflos da und beobachteten mit ängstlichen und bittenden Augen die zwei Wachposten. Stunden vergingen, und es geschah nichts. Dann sahen wir von der anderen Seite ein paar Leute auf die Sperre zukommen. Sie verhandelten mit den Russen, indem sie auf uns zeigten und wurden herübergelassen. Als die Wachposten uns dann mit ein paar Gesten erklärten, daß auch wir die Grenze überschreiten dürften, weil sie uns mit den Leuten austauschen wollten, blickten wir sie erst ungläubig an, rafften dann unsere Sachen zusammen und eilten unter dem erhobenen Schlagbaum über die Grenze. Wir winkten ihnen von der anderen Seite stürmisch zu, was sie freundlich erwiderten, liefen ein Stück weiter und fielen uns weinend um den Hals. Nun endlich glaubten wir uns in Sicherheit.

9. Kapitel

In der Abenddämmerung liefen wir

auf einer großen Chaussee Helmstedt zu. Wir fühlten uns seltsam glücklich und befreit und staunten über die ausgestellten und erleuchteten Ladenfenster, als wir durch die Stadt zum Bahnhof zogen. Hier bekamen wir etwas Brot und Kunsthonig, mit dem wir unseren größten Hunger stillten. Ein Zug brachte uns in dieser Nacht nach Braunschweig, wo wir bis zum Morgen zitternd und frierend in dem ausgebrannten Bahnhof lagen. Als es hell wurde, ging Mutti mit einem von uns sechs in die Stadt, um etwas zu essen für uns zu bekommen. Sie hatten Glück und kehrten nach kurzer Zeit mit Brot, Marmelade und Milch zurück. Wir freuten uns wie die Könige über ein solches Frühstück, das wir auf unseren Rucksäcken sitzend einnahmen. Erst um Mittag fuhr der nächste Zug weiter und wir kamen abends in Hannover an. Hier wimmelte es von Tausenden von Menschen, die auf Züge in den Westen warteten. Sie standen, lagen und hockten auf dem Bahnsteig und in den Unterführungen. Es regnete und wir wurden patschnaß. Die Menschen waren hier gemein und häßlich untereinander, die Leute aus Nord-, Ost- und Westdeutschland schienen sich nicht zu vertragen. Als endlich in der Nacht ein Güterzug heranbrauste, stürzte sich alles auf die Waggons, die schon zum Teil besetzt waren. Es war ein fürchterliches Gedränge, grausam und rücksichtslos. Die Männer waren die Schlimmsten. Kinder schrieten und wurden unter den Zug gedrängt. Frauen riefen nach ihren Männern. Mutti und die anderen waren schon längst drinnen, als ich noch mit der Menge kämpfte. Ein älterer Herr drückte mich immer wieder zurück so daß mich Panik überfiel. Ich meinte keine Luft mehr zu bekommen und fing an zu schreien und um mich zu schlagen. So erreichte ich endlich die Tür, durch die mich die unsrigen in den Waggon zogen, wo wir dicht aneinandergedrückt im Dunkel standen. Die Sachen, die ich getragen hatte, waren zu unserem Unglück fort, nur meinen Rucksack, den ich auf dem Rücken trug, hatte ich noch. Der Waggon wurde verrammelt und die Fahrt ging weiter. Wir

waren so eingepfercht, daß einige nicht einmal den Boden erreichten und in der Menge schwebten. Ich berührte nur mit einem Fuß den Boden, der andere stand auf den Fußspitzen eines Mannes, der nicht sehr über diese Lage erfreut war. So bat ich ihn, seinen Fuß auf den meinen eine Weile zu stellen, was er auch tat und so wechselten wir uns ab, bis mein kleiner Fuß es nicht mehr aushielt, und ich eine andere Lage für ihn fand. So fuhren wir einen ganzen Tag. Zwischendurch hielt der Zug auf der Strecke und wir wurden zur Erleichterung zur Tür hinausgereicht. Oft hatten wir längeren Aufenthalt und glaubten, es ginge nicht mehr weiter. Es dunkelte schon, als wir endlich den Bahnhof von Dortmund erreichten, und wir aufatmend den Waggon verließen. Auch hier herrschte reges und lautes Treiben, doch die Menschen schienen ruhiger und einige hatten sogar Humor. Unser Zug nach Köln, der überfüllt war, machte bereits Anstalten, sich in Bewegung zu setzen. Wir liefen aufgereggt an ihm entlang und versuchten vergebens, irgendwo hineinzukommen. Da winkten und riefen uns aus einem Fenster ein paar Leute zu, überlegten nicht lange, zogen und hoben uns nach-einander durchs Fenster hinein, reichten uns über die Köpfe der anderen hinweg ins Abteil und ließen uns so eine kleine Lücke war zwischen ihnen hinunter. Es klappte großartig und der Zug setzte sich mit uns in Bewegung. Dankbar hingen wir zwischen den Leuten und konnten vor Müdigkeit und Hunger kaum die Augen aufhalten. Spät abends kamen wir in Köln an. Torkelten um den Dom herum zu einem Bunker, wo wir todmüde auf ein paar Feldbetten und Bänken einschliefen.

10. Kapitel

Als wir am nächsten Morgen aufwachten, glaubten wir, wir hätten geträumt. Aber wir waren tatsächlich schon in Köln und machten uns auf den Weg zur Rheinuferbahn, die uns nach Bonn brachte. Wir verließen in Bonn die Bahn und wurden von den Fußgängern, die scheinbar zum ersten Mal Flüchtlinge sahen, kritisch gemustert. Wir waren auch

ein seltsamer Anblick in unseren staubigen und zerrissenen Kleidern, unseren zerrissenen Schuhen, unseren verunstalteten Rucksäcken. Wir fuhren mit der Straßenbahn nach Godesberg, wo uns eine mitleidige Dame mit Pflaumenkuchen fütterte. Es war am Sonntag, dem 26. August 1945 gegen elf Uhr, als wir in Godesberg an der Rheinallee

ausstiegen. Die Sonne schien, der Himmel war blau und eigenartig war uns zu Mute, als wir die stille und friedliche Rüngsdorfer Straße entlanggingen. Aus der Kirche drang Orgelspiel, und Mutti, die hier daheim war, führte uns bis vor den kleinen Garten ihres Elternhauses. Tante Maria, die im Garten beschäftigt war, erblickte unsere seltsame

Schar, kam näher, stutzte, erkannte Mutti, öffnete die Gartentür und schloß uns in die Arme. Wir hatten endlich unser Ziel erreicht, unser langer schwieriger Weg war zu Ende. Ein neuer Abschnitt unseres Lebens begann, wir fanden eine neue Heimat, doch nie konnten wir unsere alte schöne Heimat vergessen.

Auszüge aus den Erinnerungen von Frau Lore Irrgang †

Lehrerin in Landsberg/Warthe, über die Zeit vom 27.01.1945 bis Juli 1945

Es war Sonnabend, der 27. Januar 1945, 22.00 Uhr - wir saßen mit unseren beiden Evakuierten, Ko und Hau in der Ofenecke und versuchten ein Puzzlespiel zusammen zu bekommen - da klingelte es. Kinder aus dem Berliner Lager brachten die Nachricht, daß Sonntag früh 5.00 Uhr ein Sonderzug das gesamte Lager nach Berlin bringe. Wir packten die Nacht durch. Ich bat meine Kolleginnen Ko und Hau, Dagmar mitzunehmen und wenn möglich von Berlin aus nach dem zu Harz schicken. Ich selbst war entschlossen, in Landsberg zu bleiben. Sonntag früh um 4.00 Uhr fuhren wir mit dem Gepäck auf unserem Rodelschlitten zur Bahn. Es war eine sehr kalte Nacht, der Schlitten verunglückte uns wiederholt auf der hartgefrorenen Straße. Der Bahnhof war voller Menschen, auch Militär war da. Viele ostpreußische Flüchtlinge, die mit Pferdewagen gekommen waren, begegneten uns, auch Militär sahen wir. Stundenlang warteten wir auf dem Bahnsteig. Als alle im Zug waren, ging ich nach Hause, es war 8.30 Uhr. Wann der Zug abgefahren ist, weiß ich nicht. Sonntag abend sprach Pastor Beye im Drahtfunk: In Landsberg ginge eine Gerüchtemaschine um, eine Räumung der Stadt komme nicht in Frage. Die Front steht. - Am Montag hatte ich von 12.30 Uhr bis 18.30 Uhr abends Wache im Flüchtlingslager, es waren nur wenige Flüchtlinge da, die meisten waren Soldaten, Volkssturm. Montag abend sprach Pastor Beye wieder im Drahtfunk. Die Klatschweiber in Landsberg sollten Ruhe geben, alles Gerede von einer Flucht der Parteifunkti-

onäre wäre Unsinn. Matzky stellte sich persönlich im Drahtfunk vor, ebenso wie er dächten weder Dr. Schreuder noch Dr. Göhler daran, die Stadt zu verlassen. - In der Nacht zum Dienstag höre ich viele Autos auf der Straße fahren, früh um 6.00 h weckt mich Frau Preuß, es sei eine große Unruhe in der Stadt. Ich gehe zum Bäcker, um ein Brot zu holen, der Laden ist überfüllt mit Männern und Frauen, ich bekomme fast das letzte Brot. Auf der Straße sind viele Menschen unterwegs mit Handschlitten, auf Rädern, meist Richtung Bahnhof. Um 24.30 Uhr in der Nacht soll der Drahtfunk geraten haben, daß Mütter mit kleinen Kindern die Stadt verlassen möchten. Einige Familien aus unserem Hause ziehen fort - wohin? In den Geschäften kann man noch Lebensmittel kaufen. Herr Selkes bringt einige Panzerfäuste und erklärt ihren Gebrauch. Abends gegen 20.00 Uhr gibt es große Erschütterungen, ich bin mit den Genrichs im Keller. Nach einiger Zeit sagt uns Herr Elsner, daß die Brücken gesprengt wurden, für uns keine Gefahr bestehe. Selkes sind nicht mehr in ihrer Wohnung, ihre Freunde, 1 Frau mit 4 Kindern aus Deutschkrone, sitzen zitternd in der großen Wohnung. Ich bleibe die Nacht bei ihnen. Man hört schießen - wir schlafen sehr unruhig. Mittwoch früh sind Russen in der Stadt. Ich gehe zur Molkerei, um für die Kinder Milch zu holen, bekomme nur Buttermilch. Viele Menschen sind auf den Straßen, an jeder Straßenecke sind russische Posten, alle verhalten sich ruhig. Ich treffe Anne und

andere Bekannte, wir versuchen noch etwas Fleisch zu bekommen, aber es ist fast unmöglich, die Menschen fangen an zu plündern. Ich bin mit der Frau Sch. und den Kindern in Selkes großer Wohnung (6 Zimmer). Nachmittags kommen 3 Russen, sie nehmen mir die Uhr weg und durchsuchen dann die ganze Wohnung, zu den Kindern sind sie freundlich. Nach einiger Zeit kommen wieder 2 Russen, fangen wieder an zu wühlen, fragen mich nach Dingen. Ich gebe ihnen zu verstehen, daß ich die Wohnung nicht kenne, fremd bin - sie wollen in meine Wohnung, ich muß mit. Immer wieder kommen Russen, meist zu Zweien oder Dreien, sie durchwühlen jeden Schub, schütten die Knopfschachteln aus, packen dann wieder ein. Manchmal muß man lachen, wie sie alles besehen, fast wirken sie kindlich. Am Mittwoch nachmittag sehen wir die ersten Brände. Es müssen Häuser in der Nähe des Marktes sein. Die Kirche ist rot beleuchtet. Am Donnerstag treten Russen die Tür unseres Nachbarn Preuß ein, sie durchwühlen dort alles und nehmen Sachen mit, zerschlagen auch vieles. Bei uns nehmen sie nichts weg, sie plündern nur in unbewohnten Räumen. Nachmittags sehen wir wieder Brände. Freitag ist ein ruhiger Tag, nur Brände sind wieder am Nachmittag zu sehen. Wir dürfen nach 17.00 Uhr nicht mehr auf die Straße. Am Sonnabend kommen dauernd Russen und Polen um zu plündern, lassen uns aber in Ruhe. In der Nacht um 2.00 Uhr schlagen sie die Haustür ein und dringen ins Haus, sie bleiben

im I. Stock bei Eisners. Am Sonntag kommen russische und polnische Soldaten und Zivilisten, sie haben auch Frauen bei sich, sie schleppen hauptsächlich Kleider und Wäsche weg, die Frauen lächeln etwas verlegen, uns lassen sie in Ruhe. Das Leben ist für uns sehr aufregend, wir zittern vor jedem Klingelzeichen oder Klopfen. Wir gehen dann mit den 4 Kindern zur Flurtür und öffnen. Die Kinder stimmen die meisten milde, sie gehen dann ohne zu plündern wieder fort. Manchmal reden sie auch von eigenen Kindern und von grausamen Erschießungen. Wir haben kein Wasser, kein Licht, kein Gas. Wir kochen uns unsere Mahlzeiten auf dem Herd unseres geflüchteten Nachbarn Preuß, dabei müssen wir durch dessen ganze Wohnung in den Seitenflügel gehen. Alle Zimmer sind durchwühlt, zum Teil sind Geräte zerschlagen, Sachen beschmutzt. Manchmal kochen wir, während nebenan geplündert wird. Meist arbeite ich allein dort, weil Frau Sch. als junge Frau vor den Russen Angst hat, da schon viele Frauen vergewaltigt sind. Ich trage ein dunkles Kopftuch und sie nennen mich alle „alte Mattka“. Wasser hole ich von einem Brunnen in der Bergstraße oder aus einer aufgetauten Stelle der Kladow. Auf der Straße, am Ufer der Kladow liegen Leichen. Montag gehe ich nach Nahrungsmitteln aus. Im Speicher von Lemckes finde ich Reis und Erbsen, ich nehme mit soviel ich fortbringe. Brot gibt es nicht mehr. Nachmittags sind fortgesetzt Brände. Es ist den Deutschen verboten zu löschen, nur den Bewohnern eines brennenden Hauses ist es erlaubt dieses zu verlassen. Mein Kollege Willi Boeden besucht mich, er hat sich von Westpreußen aus bis Landsberg durchgeschlagen, obgleich er eine nationalsozialistische Uniform anhatte. Jetzt sind alle Männer, die bei der Partei waren, aufgefordert sich auf der Kommandantur zu melden, Boeden muß am nächsten Tag hin - wir verabschieden uns - wir haben uns nie mehr gesehen. Am Dienstag abend ist unsere ganze Straße voller russischer Soldaten. Sie sind auf dem Wege

nach Küstrin, wo heftige Kämpfe sein sollen. Sie bleiben die Nacht über hier und weil es kalt ist, versuchen sie in Wohnungen zu kommen. Bald ist unser Haus auch voller Russen. 2 kommen in unsere Wohnung, dringen ins Schlafzimmer und bedrängen Frau Sch., die mit den 4 Kindern im Bett liegt. Ich stehe dabei, rede auf sie ein, aber sie schütteln nur den Kopf. Plötzlich gehen sie weg. Wir atmen auf - aber nicht lange, so sind sie wieder da, bedrängen Frau Sch. aufs neue. Auf einmal stehen 5 Offiziere vor unserer Tür, die beiden Soldaten verschwinden. Die Offiziere sitzen mit uns in der Ofenecke. Sie kommen von Deutschkrone, wollen sich aufwärmen. Wir kochen Tee, die Unterhaltung ist schwierig, aber wir versuchen es so gut es geht. Ein kleines Lexikon von Ko hilft dabei ein bißchen. Um 2.00 Uhr verlassen uns die Offiziere. Sie danken für die Aufnahme, morgen müssen sie an der Front sein. Wir waren nicht lange allein, da kommen die beiden gierigen Soldaten wieder. Wir schließen uns im Schlafzimmer ein, sie wollen die Tür einschlagen. Ich reiße das Fenster auf und schreie um Hilfe. Tatsächlich erscheint darauf ein Patrouillesoldat. Er jagt die beiden weg, sagt aber zu uns, er könne wenig tun, da die Truppen morgen vor dem Feind stehen müssen. Er bleibt dann aber zu unserem Schutze bei uns. Wir sitzen bis zum Morgen mit ihm zusammen und trinken Tee, den er zuerst nicht nehmen will. Wir waren froh, als diese Nacht vorüber war. Die Männer, die wie Boeden sich melden mußten, wurden auf der Wache festgehalten. Sie müssen in einem Keller stehen, sie bekommen morgens Brot und Wasser, mittags Kartoffeln und Salz. Die Angehörigen dürfen ihnen aber Essen bringen. Frau Elsner geht jeden Tag hin, muß oft stundenlang stehen, zu sehen bekommt sie ihren Mann nicht. Nach drei Tagen wird ihr gesagt, ihr Mann habe sich vergiftet, sie dürfe ihn beerdigen. Viele Frauen sind vergewaltigt worden, selbst solche von 70 Jahren. Auch Frau Ach. ist nahe daran. In unserem Haus wird weiter geplündert, es sind meist Soldaten aus dem

Lazarett, das nicht weit von uns im Lyzeum ist. Sie nehmen auch uns jetzt alles, was ihnen zusagt, auch unsere wenigen Lebensmittel. Ich muß immer dabei stehen, wenn sie plündern, darf mich aber nicht rühren. Wir haben kaum noch eine ruhige Stunde, bei Eisners im I. Stock ist es noch schlimmer, da feiern die Russen Gelage. Die anderen Mieter sind fast alle fort - auch wir denken daran wegzuziehen. Aber wohin? Es ist ein schweres Dasein, da wir auch nachts immer wieder belästigt werden oder doch vor Angst nicht ruhig schlafen können. Wir haben uns noch keine Nacht ausgezogen, uns noch nicht ordentlich gewaschen - ich gehe manchmal zu Anne Obst, die zu ihrer Schwester Lucy gezogen ist. Dort kann man etwas ruhiger leben und sich aussprechen. Es ist für mich eine Erholung. Schließlich ziehen wir am 17. Februar auch zu Lucy Obst, die uns ein größeres Vorderzimmer zur Verfügung stellt. Ich bringe am Abend vorher schon einige notwendige Sachen von uns rüber. In der Nacht erscheinen 30 Russen, die in dem Haus Quartier verlangen. Sie ziehen am frühen Morgen weiter, nehmen meine Sachen mit, darunter die Bettdecken. Als wir dann einziehen sieht die Wohnung schlimm aus, aber Lucy sagte, die Russen hätten sich sonst ordentlich verhalten. Vormittags erscheinen plündernde Polen. Sie nehmen uns Kleider weg, werfen alle Sachen aus den Koffern und ziehen mit diesen ab. Die nächsten Tage war Ruhe und wir erholten uns etwas. Die Haustür wird abends geschlossen und nur bei andauerndem Anschlag macht Rose sie auf. Morgens gehe ich meist zum Bäcker, ab und zu bekomme ich ein Stück Brot. Lucy arbeitet im Lazarett (macht nur die niedrigsten Arbeiten), sie bringt öfter Essen mit, manchmal auch Russenbrot. Wir teilen unsere geringen Vorräte sehr sorgfältig ein, wir sind immerhin 6 Personen und die 4 Kinder von 5 bis 12 Jahren haben guten Hunger. Über die Warthe bauen die Russen eine neue Brücke aus Holz. Es sind Leute aus der Mongolei, kleine schlitzäugige Menschen. Erst hatten wir Angst vor

ihnen - aber sie waren durchaus arbeitsam und kümmerten sich nicht um uns. Einmal holte uns ein Russe zur Arbeit. Wir - Anne, Rose und ich - mußten die Wasserstraße von den Holzabfällen (vom Brückenbau) säubern. Wir baten die Aufseher, daß wir uns das Holz mit nach Hausen nehmen dürften, aber wir mußten alles in die Warthe werfen, was uns sehr leid tat. Zum Mittagessen bekamen wir wieder ein Stückchen Brot und etwas Fleisch. Der Soldat, der das Essen verteilte, war sehr schmutzig, trotzdem aß ich alles - Hunger tut weh. Gegen 16.00 Uhr verkrümelte sich die Aufsicht, da drückten wir uns auch. Das Wetter war sonnig und nicht kalt, wir hatten nur langsam gearbeitet und nicht viel geschafft, die Aufsicht war aber zufrieden.

Am 3. März wird das deutsche Krankenhaus beschlagnahmt und binnen weniger Stunden muß es von dem deutschen Personal und den Kranken geräumt werden. Es wird ihnen mein früheres Wohnhaus Bismarckstr. 17 als Krankenhaus zugewiesen. Dr. Heinemann und die Schwestern, Pfleger und Mädchen arbeiteten fieberhaft, um das 3-stöckige Haus etwas zu säubern. Die unteren Etagen werden Ambulanz und Krankenzimmer. Ich darf mir einige Sachen aus meiner Wohnung in die Bodenkammer stellen. Später ziehen in meine Wohnung die Eltern von Dr. Bartoleit, einem Assistenzarzt, der bei der Ankunft der Russen seine Frau, sein Kind und sich erschossen hatte. Der Vater Bartoleit hatte in Ostpreußen ein Gut mit 70 Milchkühen usw. gehabt - sie waren als Flüchtlinge zu ihrem Sohn gekommen. Am 9.3. kommen 3 russische Offiziere und ein Bursche und nisten sich bei Frl. Malik ein, die über uns wohnt. Der „Bursche“ besorgt irgendwo 3 Hühner, die wir ihnen kochen müssen. Sie „besorgen“ auch noch eingemachtes Obst und wir müssen ihnen ein Gelage zurecht machen. Wir, Anne, Rose und ich sollen mitessen, aber wir lassen uns etwas Fleisch auf unsere Teller geben, wir wollen es aufheben. Die Offiziere sind freundlich, zeigen uns Fotos von ihren Familien und machen einen offenen Eindruck. Sie fühlen sich sehr be-

haglich und wollen auch nachts bei Frl. Malik bleiben, sie belegen also ihr Schlaf- und ihr Wohnzimmer. Vor dem Schlafengehen leuchten sie jeden Winkel ab, ein Riesenbüfett, das vor einer Flügeltür steht, versuchen sie wegzurücken. Endlich kommen sie zur Ruhe, auch wir legen uns hin. Um 24.00 Uhr schlagen 2 Russen die Türfüllung der Haustür ein und sind im Nu in unserer Wohnung. Sie stürzen ins Schlafzimmer, laufen zu den Kindern, sind ungebärdig. Anne rennt in den zweiten Stock, ruft nach Kapitano, dieser rührt sich nicht. Alles schreit und lärmt, nur die Russen verhalten sich still. Auf einmal sind die Einbrecher verschwunden.

.....

Heute ist Karfreitag, der 30.03. Seit 8 Wochen leben und leiden wir unter den Russen. Manchmal scheint es, als würde unser Leben ruhiger werden, dann kommen wieder die Überfälle. Gestern war ein Leutnant mit seinem Burschen bei uns und nahm Kleidungsstücke mit. Wahrscheinlich schenken sie diese ihren Freundinnen, denn wir haben nur noch Frauensachen. Ein neuer Schrecken für uns ist das Räumen. Häuser und ganze Straßenzüge sind schon geräumt. Es erscheint unerwartet ein Posten und ordnet an, daß die Wohnung binnen weniger Stunden geräumt werden muß. Die Menschen dürfen nur das Notwendigste mitnehmen. Wiederholt trifft man auf der Straße Leute mit Handwagen, in denen etwas Hausrat ist. Oft können sie nicht mal ihre Kartoffeln und ihren Brennstoff mitnehmen. Sie suchen sich eine leerstehende Wohnung oder sie ziehen zu Bekannten. Die leerstehenden Wohnungen sind fast restlos ausgeplündert und verschmutzt. Zu uns ist Frau Hinz gezogen, die ehemalige Aufwartung von Anne. Sie kann gut polnisch sprechen, das ist für die Verständigung mit den Russen günstig. Wir sind jetzt 14 Personen in der 3 1/2 Zimmerwohnung. Ich schlafe in der Küche. Auch zittern wir alle, daß wir plötzlich einmal hinaus müssen. Es wird erzählt, es sollen Polen aus Kongreßpolen nach Landsberg kommen.

.....

Am 4. April kamen Polen, um unsere Wohnung und das Haus zu besichtigen. Es war schon Abend und wir hatten die Haustür geschlossen und wir öffneten auf ihr Rufen und Klopfen nicht. Ich war gerade in der Parterrewohnung und kochte dort in der Küche. Da standen sie plötzlich wütend vor mir. Sie hatten die Lادتür aufgeschlagen. Sie gingen durch das ganze Haus und sagten, es müsse geräumt werden. Es waren viele Personen gekommen und sie brauchten Quartiere. Einer von den Polen war besonders aufgeregt und sagte er komme wieder. Am 5. April wurde auf der Kommandantur ein polnischer Bürgermeister angestellt. Es hieß, die Verwaltung der Stadt und sämtliche Betriebe seien den Polen übergeben worden. Der aufgeregte Pole kam nun wiederholt in unser Haus. Der Laden von König wurde vollständig ausgeräumt. Jedesmal kam der Pole mit anderen Leuten, er war sehr wütend auf uns Deutsche, drohte uns dauernd, daß wir alle aus dem Haus heraus müßten und nahm mit, was er nur fand. Einmal mußte ich ihm einen Sack halten, und er steckte sich alle schmutzigen Wäschestücke ein, die er in der Badestube gefunden hatte. Er fragte mich, ob es meine Wäsche wäre, ich sagte: nein, sie gehört einer Frau, die jetzt auf Landarbeit ist. Er fragte, warum ich so ein böses Gesicht mache, ich sagte: wir hätten soviel Kummer durch die Belästigung und das Stehlen - er darauf: Geben sie doch alles weg, dann haben sie Ruhe. Er lachte höhnisch. Fast jeden Tag kam dieser Pole, einmal auch mit Russen zusammen, einmal mit drei Frauen und 2 anderen Polen, einer hatte ein Gewehr. Änne war auf dem Amt, man sagte ihr, noch wäre nichts bestimmt, noch hätte der Pole keine Anweisung. Trotzdem kam er wieder. Nun will Frau Ehrenberg noch einmal versuchen, ob wir nicht in dem Haus bleiben dürfen.

.....

Es sind ca. 30.000 Menschen in Landsberg geblieben, dazu die russische Besatzung und nun noch die Polen. Wo soll für diese Massen Nahrung herkommen? Für die arbeitende Bevölkerung gibt es seit 14 Tagen 2 kg Brot für die Woche.

Wir leben in der Hauptsache von Kartoffeln und strecken die Lebensmittel, die wir in der ersten Zeit aus den verlassenen Wohnung geholt hatten. Wer damals unbedenklich war, hat sich einen guten Vorrat angelegt, wer Hemmungen hatte, weil er glaubte, die Geflüchteten kämen vielleicht zurück, der muß es jetzt büßen. Wir können auch nicht hoffen, daß wir in absehbarer Zeit irgend etwas ernten. Die Äcker, die bestellt sind, verkrauten, in unseren Gärten erleben wir immer wieder, daß unsere Pflanzungen usw. zerstört werden, teils von den Russen, teils auch von den Deutschen. Unsere Geräte für die Gartenarbeit, die wir in einer Laube verstaut hatten, wurden uns genommen, eingelegte Steckzwiebeln sind herausgerissen, junge Pflanzen zertreten. Am 15. April sollten die Polen offiziell die Verwaltung der Stadt übernehmen. Die Russen aber wollten nicht hergeben, was sie hatten und blieben hartnäckig in ihren Stellungen.

.....
Am 17.6. ging ich wieder in die Kirche. Wir nehmen immer Geräte mit oder tragen einen Arm in der Binde, da man sonst von den Russen zu irgend einer Arbeit geholt wird, wenn die Kirche aus ist. Alle Menschen sahen sehr bedrückt aus. Die Gemeinde sang: Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh. Wegener sprach über das Gleichnis vom verlorenen Sohn, Fernweh und Heimweh bewegt den Menschen. Er versuchte uns zu trösten, keiner soll den Mut zum Leben verlieren. - In der Nacht war der Wahlspruch über dem katholischen Pfarrhaus: „Gott schenke treue Wacht dem Hause Tag und Nacht“ überstrichen. Nichts soll an uns Deutsche erinnern, immer mehr Polen ziehen zu, auf der Straße hört man nur polnisch sprechen. Von der übrigen Welt sind wir abgeschnitten. Wir hören nur Gerüchte, aber wir wissen nicht, was in der Welt geschieht und was aus uns werden wird.

Am 18.6.: Herr Mai, ein Kollege von uns, besucht uns jetzt öfter. Er bringt uns immer Nachrichten von Gerüchten, heute meinte er, in 8 Tagen würde die Entscheidung fallen. In der Bahnhofstraße wäre ein Aushang gewesen, es dürften keine

Polen nach Landsberg zuziehen, der Aushang wurde abgerissen aber wieder erneuert, und jetzt stände ein Posten daneben. Wieder ein Hoffnungsschimmer. Heute bekam ich das 1. Brot auf meine Karte. Ich mußte zur Registrierung, habe einige Stunden gewartet, bin aber nicht mehr drangekommen. Im Garten wird weiter alles verwüstet, Bohnen und Tomatenstangen sind herausgerissen, ebenso die letzten Zäune. Es wird alles verheizt. In der Turnhalle meiner früheren Schule, an der wir immer vorbeigehen, haben die Russen eine Sauna eingerichtet, auf dem Schulhof steht ein großer Kessel. Es kommen immer mehr Russen vom Westen zurück, viele Frauen sind dabei.

20.6.: Es wurde uns erzählt, daß in der Bahnhofstraße eine Karte aushängt auf der abgesteckt sei, welche Gebiete deutsch bleiben. Die Grenze solle bei Deutschkrone sein. Wir gingen nach Tisch gleich hin, denn wir waren mal wieder voller Hoffnung. Es war aber keine Karte zu finden. Büniger erzählte, im Radio wäre was gesagt worden, daß noch in dieser Woche in Potsdam eine Konferenz der 4 Mächte: Amerika, Frankreich, Rußland und England stattfinde und dort über die Polenfrage entschieden werde. Wir warten also weiter und hoffen. Heute gaben wir 3 durchziehenden Rumänen Essen. Sie kamen von Berlin, dort wäre schon wieder richtiges Leben auf den Straßen. Einige Bahnen fahren, in manchen Geschäften gibt es etwas zu kaufen, sogar Kinos seien geöffnet. Die Fahrt nach Berlin sei aber gefährlich, man käme schwer über die Oder, die Züge werden kontrolliert, es würde furchtbar gestohlen. Diese jungen Rumänen hatten in Berlin mitgekämpft, sie wollten jetzt in ihre Heimat, bekämen aber nur für kurze Strecken Passierscheine. Sie sahen die Lage für uns im Osten sehr skeptisch an.

.....
Aus einem Keller holten wir uns Kartoffeln - wir hörten, daß am 30.6. die Brücken über die Oder gesperrt würden, darum zogen wir trotz des Regens am Donnerstag weiter. Wir kamen bis Balz. Wir waren vollständig durchnäßt und gingen

in ein leeres Haus, machten Feuer und trockneten unsere Sachen. Am nächsten Morgen gingen wir weiter - unterwegs sahen wir Menschen, die hilflos am Wege standen, weil sie nicht mehr weiter konnten, manche saßen im nassen Graben, manche waren schon tot. Es regnete unaufhörlich. Wir schleppten uns weiter, müde, jämmerlich verzweifelt. Unsere Hausgemeinschaft blieb aber zusammen, da Malik, Ehrenbergs und Frau Cisielzki aber schon alt und gebrechlich waren, kamen wir nur langsam weiter. Wir versuchten in Stolberg eine Unterkunft zu bekommen und gingen in ein Gehöft, in dem eine polnische Familie wohnte. Sie nahm uns freundlich auf und wies uns ein paar Dachstuben mit Strohlagern an. Als wir uns zum Schlafen hingelegt hatten, erschien polnische Miliz und erklärte, die Deutschen dürften nur in Schuppen und Ställen schlafen, aus den Häusern müßten alle raus. Da war in der Nähe eine katholische Schwester: Samuelz, die ging zum Kommandanten und erwirkte, daß wir in unseren Dachstuben bleiben dürften. Die polnische Bauersfrau machte Piluschken und gab uns davon ab, sie schenkte uns auch 1/2 Brot. Die Leute saßen ziemlich traurig auf ihrem 80 Morgen großen Bauernhof, denn sie hatten kein Vieh und keinerlei Ackergeräte. Sie sagten uns, sie müßten sich jedes Stück von den Russen erbetteln und könnten doch nirgends anfangen zu arbeiten, wenn sie nicht einmal einen Spaten hätten. Wir sahen kein einziges Haus, das erhalten geblieben. Dann mußten wir über die Oderbrücke gehen, da standen Posten, aber sie kontrollierten nicht, sondern ließen uns ungehindert überziehen. Mitten auf der Brücke schluchzte Lucy laut auf - wir gingen über den Strom unserer Heimat, die wir nun verloren und wohl nie mehr wieder sehen würden. Lore Irrgang, geboren 8.11.1889 in Glogau, gestorben 10.3.1971 in Balenstedt, Harz.

Frau Irrgang wohnte in Landsberg in der Bismarckstraße 17. Sie war in Landsberg an der Hilfsschule tätig, hatte einen speziellen Abschluß als Hilfsschullehrerin und Unterstufen-

lehrerin. Im 2. Weltkrieg hat sie als Rektorin die Leitung der Hilfsschule übernommen, weil die Männer eingezogen wurden. Man wollte sie aufgrund ihrer Stellung noch zwingen, in die Partei einzutreten, doch sie lehnte es ab. Die in Landsberg gemachten Notizen über ihre Erleb-

nisse in der Besatzungszeit brachte sie später in Reinschrift. Die Aufzeichnungen erreichten uns über Frau Marianne Schulz geb. Wiedemann August-Bebel-Str. 33 19322 Wittenberge

Die Druckerlaubnis erteilte die Tochter von Frau Irrgang,

Dagmar Nitschke
geb. Irrgang
Postfach 1142
31079 Sibbesse

Erinnerungen an das Kriegsende in Kladow, Januar 1945

Als bei uns in Kladow am 30.1.1945 die Rote Armee einrückte, wußte keiner, was uns erwartete. Viele, auch unsere Familie, waren mit Pferd und Wagen unterwegs. Wir kamen aber nur bis Hohenwalde, dort holte uns in der Nacht die Rote Armee ein. Wir saßen in der Schule und warteten, am nächsten Morgen waren die Pferde weg, einige Wagen waren ausgebrannt. Am 2. Februar ging es zu Fuß über die Felder nach Kladow zurück. Unsere Häuser waren unversehrt, es war ein Fehler gewesen, wegzugehen. Zwischen Wormsfelde und Stolzenberg wurde ein Flugplatz gebaut, nach dort mußten wir einige Tage zur Arbeit marschieren. Nach einigen Tagen wurden junge Leute gesammelt, es ging in Richtung Landsberg, in Zantoch ging es über die Brücke bis Pollychen, dort wurden wir auf Stroh in der Schule untergebracht. Von dort aus ging es täglich zum Wall, wir mußten in der Mitte Gräben ausheben, es sollten Stellungen werden, falls es noch einmal rückwärts ging. Aber die Rote Armee marschierte ja schon auf Küstrin. Nach vier Wochen, am 21. März, konnten wir zurück nach Kladow. Am 25.3. wurden ungefähr 25 Mädchen im Alter von 15-23 Jahren und die Brüder Meifert in das Büro der Oberförsterei geholt. Am 26. März ging es zu Fuß nach Landsberg, dort kamen wir in den Keller der Mittelschule und wurden einzeln verhört. Nach Tagen wurden wir in Lastwagen verladen und landeten in Schwiebus. Von dort aus gingen ja, wie bekannt, die Transporte nach Rußland. Am 4. April war es für uns Kladower dann auch soweit. Nach 14 Tagen, eingepfercht in Viehwa-

gen, kamen wir aus dem deutschen Frühling in meterhohem Schnee und eisiger Kälte im Sammellager Schangali an. Schangali liegt an der Bahnstrecke Archangelsk - Murmansk. Es war Stalins Strafgebiet, nur Urwald und Baracken. Unser erstes Lager, wohin man uns brachte, war Welsk an der Waga, es waren schon viele Deutsche aus Ostpreußen und Rumänien dort. Die ersten Toten gab es schon, auch Kladower Mädchen waren darunter. Zwei Jahre haben wir dort in verschiedenen Lagern gearbeitet und gelebt. Im Dezember 1946 wurden wir wieder in Waggonen verladen und landeten am 28. Dezember in Stalino (jetzt Donez) im Donbas. Von jetzt an arbeiteten wir unter Tage im Abbau der Kohle. Die ersten, die krank und nicht mehr arbeitsfähig waren, wurden zum Transport gesammelt und fuhren nach Deutschland. Für diese Menschen begann dann die Suche nach Angehörigen. Sie kamen in Frankfurt/Oder an, aber nach Kladow führte kein Weg mehr. Diesen Freundinnen haben wir unsere erste Post im Oktober 1948 zu verdanken. Als sie ihre Familien gefunden hatten, suchten sie unsere Angehörigen, die noch überlebten nach Krieg und Vertreibung. Bis Oktober 1948 wußten wir nicht von unseren Angehörigen, auch nichts von Vertreibung. Dies alles mußten wir in der Fremde nun erst verarbeiten. Im November 1949 kamen meine Schwester Helga und ich mit einem Heimkehrertransport in Frankfurt/Oder an. Unsere Mutter und Schwester fanden wir in Schartau bei Burg. 1951 habe ich einen Kladower geheiratet. Mit meinem Mann Gerhard Krüger habe ich 1964 zum

ersten Mal Kladow, unsere alte Heimat, besucht. In Kladow fanden wir einen Polen, der uns kannte. Er war Fremdarbeiter beim Bauern Blocksdorf gewesen. Es war Jan Grazeck, er ist in Kladow geblieben, hat dort eine Familie gegründet und wohnt in dem Anwesen der Ww. Koch in der Himmelstädter Straße. Mit dieser Familie sind wir seit 1964 in Verbindung. Sie war Anlaufpunkt für viele Kladower und Lotzener in den Jahren, als wir immer noch Einladungen brauchten. Wir wurden immer freundlich aufgenommen und bewirtet. Auch unsere Elternhäuser haben wir besucht. Jan Grazeck war immer unser Dolmetscher. Leider ist er im Mai 1992 verstorben, wir waren zu seiner Beisetzung in Kladow, waren in unserer alten Kirche, wo wir getauft und konfirmiert worden waren. Die Familie Grazeck haben wir im Dezember wieder besucht. Wir fahren sehr gern in unsere Heimat, erinnern uns an die Kindheit und Jugend, die wir dort verbrachten. Wenn wir gesund bleiben, wollen wir vieles noch sehen, auch in der Umgebung. Dies sind so meine Erinnerungen an das Jahr 1945, nun nach 50 Jahren. Wir danken Gott und freuen uns, daß wir das alles nach dieser schweren Zeit erleben dürfen.

Gerhard und Gerda Krüger,
geb. Rottke aus Kladow
Am Marienberg 41
15344 Strausberg

Heimweh

geschrieben im

April 1946 in Rußland

Heute ist es ein Jahr nun her, daß wir die Heimat und die Lieben lassen mußten. Ins Ungewisse zogen wir hinaus, wohin der Weg uns führte, keiner wußte es. Wir wußten nicht, wie lang die Trennung dauert, wir fragten nicht, wir fügten uns in alles stumm. Das Leben hat uns reif gemacht. Ein Jahr im weiten Rußland ist nun um. Als wir von Hause gingen, blühten erste blaue Veilchen, allüberall erwachte grad das Leben neu, aus allen Ecken sprießte junges Grün, gelb in den Gärten die Forsythien blühten. Die Sonne kommt mit jedem Tage höher und lockt mit ihren warmen Strahlen uns hinaus, es offenbart in der Natur sich neu das Leben, nur unser Weg führt in die Ferne uns hinaus. Und nach der Heimat geht mein heißes Sehnen, in meinem Herzen brennt ein stilles Weh, in meinen Augen stehen blanke Tränen, still weine ich, solange ich meine Heimat seh'. Ein Jahr lang durfte ich die Heimat schon nicht sehen, nur in Erinnerung verweilt ich dort, ich sehne mich nach meiner Heimat, aus dieser Fremde möcht ich fort. Und wenn mir hier im fremden Land die Kräfte drohen zu ermatten, dann denk ich an mein Vaterhaus, an seiner Bäume kühlen Schatten. Bald zieht der Frühling wieder ein, in meine liebe alte Heimat, in uns wird die Erinnerung wach. Ich bitt den Höchsten jeden Tag, daß er mich recht bald läßt die Heimat sehn, ach, möcht doch dieses Wunder bald geschehn, daß wir im Kreise unsrer Lieben uns in der Heimat wiedersehn.

Gerda Krüger, geb. Rottke
aus Kladow

Am Marienberg 41
15344 Strausberg

Flucht aus Loppow

Mit dem 30.1. mußten wir - sozusagen das ganze Dorf Loppow, die Wanderung ins Ungewisse antreten. Bis Parchim sind wir mit eini-

gen Mitbewohnern gekommen und dann wurden alle Flüchtlinge zur Umkehr aufgefordert. Natürlich war die Freude aller ins Unermeßliche gestiegen. - als wir dann im Dorf ankamen, gab es fast bei allen Tränen. So auch bei unserer Familie, denn unser Haus gab es nicht mehr. Unter den Trümmern fanden wir noch einige gut erhaltene Teller und meinen Lieblingslöffel. Ich war damals glücklich darüber. Wir wohnten dann für die sechs Wochen, die

wir bleiben durften, im Gemeindehaus, welches sich schräg gegenüber zum Waldweg befand. Meine Großeltern waren schon sehr krank. Außer mir (6 Jahre) gingen alle beim Polen arbeiten, somit war wenigstens halbwege unsere Existenz gesichert.

Marianne Marter geb. Schröder
aus Loppow
Lilli-Friesicke-Str. 13
14770 Brandenburg

So erlebte ich den Einmarsch der Roten Armee im Januar 1945 in Landsberg an der Warthe

Es erging meiner Familie und mir so wie vielen Landsbergern: man hatte wohl schon einige Tage und Nächte das Grollen der Geschütze von Osten her gehört, glaubte aber immer noch, daß unsere Wehrmacht uns vor dem Schlimmsten bewahren würde. Ich meine, wir hätten am 30.1. noch die „Führer-Rede“ im Luftschutzkeller gehört - in der darauf folgenden Nacht hörten wir ab und an einzelne Schüsse, ohne sie deuten zu können. Später berichtete man uns, daß zu diesem Zeitpunkt schon die ersten Vergewaltigungen und Erschießungen stattfanden. Unsicher geworden, wollte meine Mutter am frühen Morgen erkunden, ob es noch Züge nach Westen gäbe (sie hatte vorher tagelang Suppe und Brote an die aus Ostpreußen Geflohenen ausgeteilt). Sie lief also eilig Richtung Bahnhof - wir wohnten in der Blücherstraße am Stadtpark - und mitten auf dem Gelände des „Alten Friedhofs“ begegnete ihr ein Reiter, der die Hand an die Mütze hob. Sie murmelte etwas wie „Heil Hitler“ und dachte: „Was hat Adolf sich denn da wieder für eine neue Uniform ausgedacht“, als sie die Panje-Wagen mit den kleinen Pferden der Russen auf der Küstriner- und Bahnhofstraße sah und schnellstens umkehrte. Später haben wir oft über diese Begegnung mit dem Reiter gelacht. . . Inzwischen hatten aber mein Vater und ich vom Fenster aus

beobachtet, wie Rotarmisten von heranrollenden Panzern sprangen und auf die zur Arbeit strebenden Frauen (wahrscheinlich Angestellte der Post und Kaufhäuser) zugen, an Hals und Handgelenke der Erschrockenen griffen, ihnen Uhren und Schmuck abrissen. Da wurde uns klar, was passiert war. Mein Vater lief nun auch schnell in Richtung Bahnhof die Bismarckstraße hoch, um nach meiner Mutter zu sehen, kam dann auch mit ihr, aber ohne goldene Taschenuhr zurück. Und nun ging's los: die so genannte „Vorhut“ der Russen benahm sich noch einigermaßen - so etwa 2 Tage plünderten sie in den Wohnungen; am begehrtesten waren Fotoapparate und Füllfederhalter. Ich könnte mir denken, daß es daher keine Fotos von damals gibt, Filmmaterial gab es ja auch kaum. Was hätte man alles festhalten können! Zum Beispiel, wie ich Klavier spielen mußte, und ein russischer Offizier die Pistole auf meine zitternden Hände richtete. Das Klavierspiel sollte verhindern, daß man das Schreien einer Freundin aus dem Herrenzimmer nebenan hörte. Meine Eltern wurden auch von Pistolen an der Stirn eingeschüchert, wollten sich immer schützend dazwischenwerfen. Wir hatten alle blaue Flecken an den Schläfen. Schon am ersten Tag der Besatzung brannte die Stadt an allen Ecken, als erstes wohl am frühen

Abend der „General-Anzeiger“ - die braunverbrannten Papierfetzen wurden über den Stadtpark bis zu uns getrieben. In den nächsten Tagen und Wochen brannte die Innenstadt mit ihren Geschäften lichterloh. Vom Fenster unserer Küche sah ich die Richtstraße brennen - unsere Marienkirche mitten in den Flammen und die Soldateska grölte und tanzte zu Schifferklaviermusik. Ein gespenstisches Bild! Auch als Blücherstraße 5 - also 2 Häuser neben uns - brannte, konnten wir nichts tun. Das Haus Ecke Bismarck - Schönhoffstraße, in dem unten die Gastwirtschaft Jordan war, brannte vier Tage lang und die Funken flogen immer auf unsere Fensterbretter. Wasser gab es nicht - Strom auch nicht - man mußte Wasser holen vom Hof der „Herberge zur Heimat“ am Schießgraben, dort befand sich eine alte Pumpe. Meine tapfere Mutter tat das und noch einige ältere Frauen (sie schmierten sich Ruß ins Gesicht, um recht alt auszusehen), die wir aufgenommen hatten, halfen. Alles, was jung war, ging nicht auf die Straße und verschwand, wenn die Angehörigen der „Armee von Strolchen“, wie wir sie betitelten, mit ihren Seitengewehren an die Haustür donnerten, nach oben, wo wir über der Hausmannswohnung ein Versteck gebaut hatten, oder auf dem Dach neben dem Schornstein mit einer alten Zeltplane zugedeckt bei Eis und Schnee hockten - bis meine Mutter Entwarnung gab. So ging das wochenlang - wir trauten uns nicht, uns zu waschen, weil man sich dazu ausziehen mußte. Wäschewechseln war genau so ein Problem - man mußte immer mit den wilden Horden rechnen, die meistens betrunken waren und fürchterlich wüteten. Ich weiß von einigen Selbstmorden und auch wir dachten daran . . . Die Frauen aus den Parterre-Wohnungen waren in den ersten und zweiten Stock geflüchtet, es wurde gemeinsam gekocht von dem, was aus den Kellern der abgebrannten Häuser oder der verlassenen Wohnungen noch zu holen war. Brot gab es nicht, Geschäfte waren geplündert. Wir hatten das große Glück, im Hause Nummer 5 einen Keller mit gutem

Eingeweckten zu finden. Während wir beim Ausräumen waren, entdeckten uns einige Russen und versuchten nun auch, an die Schätze zu kommen. Sie wußten aber nicht, wie man ein Weckglas aufmacht, warfen es einfach an die Wand und klaubten die Erdbeeren oder so zwischen den Scherben auf. Es herrschte Weltuntergangsstimmung - unser Geld lag auf der Straße und keiner hob es auf, weil niemand mehr daran glaubte, daß er jemals wieder etwas dafür kaufen könnte.

Eines Abends in der Dämmerung (man durfte ja bei Dunkelheit nicht mehr auf der Straße sein) stand angsterfüllt der Treckerführer des Gutes Ratzdorf mit Frau und Tochter vor der Haustür und bat um Unterkunft. Sie hatten mit ansehen müssen, wie die Besitzer des Gutes nackt durchs Dorf getrieben wurden, während das Gutshaus hinter ihnen abbrannte. So hatten wir wieder einen Mann im Hause, der uns dann mal einen Kuhkopf anschleppte (die Russen nahmen von dem geschlachteten Vieh nur die besten Stücke und ließen das andere liegen). Auf diese Art hatten wir wieder einmal etwas Fleisch für eine Suppe.

Das Vieh von den Bauernhöfen ringsum wurde nach und nach nach Rußland gebracht; deutsche Frauen mußten die Herden treiben. Eine Freundin und ihre Mutter mußten diesen schweren Weg gehen, sie wurden einfach von der Straße weg dazu verurteilt und haben es erstaunlicherweise überlebt, gingen durch alle Tiefen. Uns wurde berichtet, daß das Vieh oftmals irgendwo stand und entsetzlich brüllte, weil es nicht gemolken worden war, und unsere Kinder, auch meine kleine Tochter, bekamen keinen Tropfen Milch.

Und nun zu einem sehr traurigen Kapitel: unsere Väter. Wie alle anderen Herren meldeten sie sich aufgrund eines Aufrufes (angeblich zu Aufräumungsarbeiten) im Polizeigebäude in der Schloßstraße und kamen nie wieder zurück. Es war in den ersten Februartagen - ich muß in diesen Tagen 21 Jahre alt geworden sein - es ging natürlich alles unter. Meine Mutter konnte

meinem Vater noch etwas zu essen und Wäsche zukommen lassen, indem sie den Posten mit einer Zigarre bestach, aber gesehen hat sie meinen Vater (58) nie mehr. Von dieser furchtbaren Tortur ist schon oft von anderen Frauen berichtet worden. . . daß die Männer bei Nacht in die Hotels am Bahnhof gebracht wurden und wieder bei Nacht und Nebel in Viehwaggons nach Rußland. Mein späterer Schwiegervater, Kreisoberinspektor Max Helle, starb schon auf dem Transport und wurde irgendwo aus dem Zug geworfen. Mein Vater, Architekt Peter Chiout, starb im Mai oder Juni 45 in der Sowjetunion an Entkräftung - den Vätern meiner Freundinnen ging es ebenso. Ganz wenige Männer kamen zurück und konnten davon berichten und eidesstattlich versichern, was sie beobachtet hatten, und unsere Mütter konnten nach Jahren ihre Rentenansprüche geltend machen. Wir waren völlig uninformiert über das, was im übrigen Land geschah - es gab nur Gerüchte (auch das, daß unsere Wehrmacht uns befreien würde!) - hörten nur, daß die Front an der Oder steht und die Truppen immer ausgetauscht wurden und sich dann bei uns austobten. Ich lese heute, also am 13.3.95 in der Zeitung, daß erst an eben diesem Tag 1945 der Übergang über die Oder bei Küstrin stattfand. In den dazwischen liegenden sechs Wochen waren deutsche Frauen „der Lohn“ für die Rotarmisten, wie Stalin ihnen versprochen hatte. Wir wußten auch nichts von der Zerstörung Dresdens am 13.2.45, hatten wir doch unsere Radios gleich zu Beginn der Besatzung abgeben müssen, und alle Bewohner eines Hauses wurden erschossen, wenn doch noch ein Gerät gefunden wurde. Das war auch der Grund, weshalb ich unser Radio, das ich im Keller unter dem Luftschuttsand versteckt hatte, auf Drängen unserer Mitbewohner unter den Tannen der Wildwiese vergraben habe, wo es vielleicht heute noch ist. Übrigens hat man beobachtet, daß viele Rundfunkgeräte am Bahnhof verrotteten, genau wie die Klaviere, die nach Rußland abtransportiert werden sollten. Mein Schifferklavier war auch die Beu-

te eines russischen Soldaten - er spielte gut und seine Kameraden tanzten unter unseren Fenstern um das Blumenrondell beim Eingang zum Stadtpark.

Die Wildwiese, die zur Zeit des Überrolltwerdens Eisbahn war und als es taute, nicht wie sonst von der Stadtverwaltung abgelassen wurde, moderte wochenlang vor sich hin und stank entsetzlich. Überall lagen tote Menschen - im Park unter den Bänken vom „Verschönerungsverein“; im Nachbarhaus Nummer 6 sah ich drei in Zivil gekleidete Männer auf der Treppe liegen. Auch die Tante meines Mannes, Fräulein Lisa Panknin, wurde Opfer eines betrunkenen Russen. Man bestattete sie provisorisch im Vorgarten des Hauses Hohenzollernstraße 4 (Helle), was bei dem gefrorenen Boden schwierig war. In unserem Haus waren auch zwei Tote, der alte Herr Enke aus der Parterre-Wohnung und ein alter Herr von „über der Warthe“ (Fürgens oder so ähnlich hieß er), den wir aufgenommen hatten und den meine Mutter bis zu seinem Tode versorgt hatte. Sie lagen zuerst im Keller und erst als es möglich war, im Vorgarten vergraben. Die Russen buddelten sie aber wieder aus - im Glauben, wir hätten sonstwas Wertvolles versteckt. Erst sehr viel später, als unser mutiger Pfarrer Wegner mit einem Ackerwagen (wo er den wohl herhatte?) und einem Helfer die Toten abholte, um sie auf dem Friedhof beizusetzen, fanden sie ihre letzte Ruhe. Am 1.4.1945 kamen wir unter polnische Verwaltung - wir im Haus merkten es daran, daß in die Parterre-Wohnungen einige ältere Herren einzogen - sie waren freundlich und sollten wohl die Post, die nur zu einem Teil zerstört war, wieder zum Funktionieren bringen. Um Papiere und vielleicht mal eine Lebensmittekkarte zu erhalten, ging ich unter dem Schutz dieser Männer jeden Tag durch den Park zur Post, wo wir Frauen den entsetzlichen Dreck, den die Russen verursacht hatten, beseitigten. Die Soldateska hatte das ganze Gebäude von der Schalterhalle bis zum Fernamt als Toilette benutzt, hatten die Exkremamente in Schubladen oder in Schränken hinterlassen. Auf Tischen, Stüh-

len und auf dem Boden lagen die inzwischen eingetrockneten Haufen, die wir Frauen nun aufweichen und beseitigen mußten. Eine Wohnung in der Klosestraße mußten wir aufräumen - dort war das ganze Badezimmer, Wanne usw., vollgemacht und dann von außen mit Brettern zugenagelt worden.....Uns drehte sich der Magen, in dem ja ohnehin nichts war, um. Übrigens hat meine Schwägerin, Fürsorgerin Paula Helle, eben diese Arbeit im Stadttheater auch tun müssen - dort waren die Sitze und zwischen den Stuhlreihen alles total verdreckt von Fäkalien.

Ich hatte einige Tagebuchaufzeichnungen über das, was sich täglich ereignete, durfte aber bei der Vertreibung nicht mehr in unser Eßzimmer, wo die Notizen auf meinen Noten lagen. Daher weiß ich nicht, ab wann es wieder Wasser und Strom gab - ab und an mal etwas, wenn auch schrecklich klietschiges Brot mit Kartoffelschalen usw. drin. Wir holten uns aus den Gärten Rhabarber und Schnittlauch und einmal ernteten wir einen Korb voll köstlichen Spargel. Meine Konfirmationsuhr hatten wir gegen Mehl und Zucker eingetauscht - so schlugen wir uns durch. Mitte Juni kamen einige Bekannte zurück, denen man erzählt hatte, in Landsberg wäre wieder alles normal. Sie wurden dann mit uns zusammen am 26.6.45 aus den Wohnungen getrieben mit dem, was sie tragen konnten. Morgens um 5 oder 6 Uhr standen einige uniformierte Männer - ich weiß nicht, ob es Russen oder Polen waren - vor den Betten, sie waren wohl mit Dietrichen in die Wohnung gekommen - und in 20 Minuten mußten wir auf der Straße sein. Vom Fenster aus sahen wir einen nichtabreißenden Strom von Menschen, die aus der Bismarck-, Blücher- und Schönhoffstraße Richtung MV III nach Westen getrieben wurden.....

Was den Vertreibern noch gefiel von dem Wenigen, das die armen Menschen bei sich hatten, wurde ihnen noch weggenommen. Auf dem Weg über Wepritz, Loppow, Dühringshof usw. sah ich viele alte und entkräftete Menschen am Straßenrand, die nicht weiter konnten. Was mag aus

ihnen geworden sein? Wir wurden weiter getrieben.

Bei dem Tausch meiner goldenen Uhr gegen Lebensmittel hatten wir anstelle von Fett eine Flasche Schnaps bekommen. Meine patente Mutter steckte diese im letzten Moment in unserer Wohnung in unser karges Gepäck - und stellte sich nun hinter Loppow mit der Flasche in der hochgerekten Hand auf die Straße, um einen LKW der Russen anzuhalten. Wir waren mit einer befreundeten Familie aus der Schönhoffstraße zusammen, deren Sohn im Felde ein Bein verloren hatte und sich mit den Krücken herumquälte, die Prothese immer in den Straßen-graben warf, von wo ich sie immer wieder herausholte, schließlich meiner kleinen Tochter quer über den Sportwagen, in dem wir sie schoben, legte. Das war auch ein Bild; in einem Arm den geliebten Teddy, im anderen das Kunstbein.....

Es hielt auch angesichts der Flasche ein offener LKW, auf den wir hochklettern durften. Mit uns Familie Drechsel mit Sohn, woran uns am meisten lag, denn der konnte sich kaum noch fortbewegen. Auf der Ladefläche des Wagens lagen drei oder vier echte Teppiche übereinander, einige mit sich räkeldenden Russen belegte Sessel und als Krönung: mehrere grunzende Schweine! Wir konnten bis Küstrin mitfahren und von dort mit einem auf freier Strecke stehenden und in der Nacht dann tatsächlich nach Berlin fahrenden, zum größten Teil mit ausgemergelten Landsern besetzten Zug weiterfahren. Am Morgen des 27.6.45 waren wir schon im total zerstörten Berlin, staunten, daß man für unser Geld ein Brötchen kaufen konnte und suchten erst nach Geld, Marken spendierten uns ein paar nette Berliner, für die wir die ersten Vertriebenen waren. Wir stolperten über die Trümmer der Stadt zum total zerstörten Stettiner Bahnhof, von wo aus wir nach Neuruppin zu Verwandten meines ersten Mannes wollten und unsere Bekannten hatten Dresden als Ziel - nicht wissend, daß es diese schöne Stadt nicht mehr gab. Seit 1950 lebe ich in Lippstadt, einer hübschen Stadt in Westfalen: Hier gibt es eine „Landsberger Straße“ -

nach unserer Heimatstadt benannt. Die „Deutsche Saatveredlung“, in Landsberg (Warthe) am Bollwerk angesiedelt, erstand hier wieder

und die Straße, an der die Gebäude dafür gebaut wurden, erhielt auf Wunsch von Herrn Dr. Renius den Namen „Landsberger Straße“.

Gertraude Helle geb. Chiout früher Landsberg (Warthe) jetzt: Görlitzer Straße 11 59557 Lippstadt

Pollychen - vom 30. Januar bis 5. Juli 1945

Nachdem schon wochenlang Flüchtlingswagen durch unser Dorf Pollychen gezogen waren, bekamen wir am 30.1.45 den Befehl, unser Dorf ebenfalls zu verlassen. Obwohl uns die Nachricht ja nicht unvorbereitet traf, kam sie doch einem Schock gleich. Außerdem waren wir der Meinung, der Befehl kam viel zu spät. Was sich dann leider auch schnell herausstellen sollte. Wir hatten schon vorher mit unseren Nachbarn vereinbart, daß sie uns bei der Flucht behilflich sein würden. Sie hatten eine kleine Landwirtschaft und daher Wagen, zwar keine Pferde mehr, aber zwei Ochsen. Wir waren zusammen 7 Personen. Meine Mutter, mein jüngerer Bruder, meine Großeltern und unsere zwei Nachbarn. Der Wagen war bald mit unseren Habseligkeiten beladen, die Ochsen angespannt, und unsere Fahrt ins Ungewisse konnte beginnen. Sie führte uns über Zantoch bis Gralow. Dort angekommen, begann es schon zu dunkeln, sodaß wir unsere Fahrt unterbrechen mußten. Bei einer bekannten Familie fanden wir für die Nacht Unterschlupf. Und am anderen Vormittag hatte uns die Rote Armee eingeholt. Es war schon ein beängstigender Anblick, wie sie die Straße herauf marschierten, eine endlose Kolonne. Geschossen wurde meines Wissens nicht mehr. Es war kein Widerstand vorhanden. Wir erlebten dann einen turbulenten Tag und eine unruhige Nacht, blieben aber von direkten Belästigungen während dieser Zeit verschont. Dagegen wurden in einem Keller fünf Männer bzw. Jugendliche aus unserem Dorf von russischen Soldaten erschossen. Ein Jugendlicher von 15 Jahren hatte eine Pistole bei sich, die er vom Ortsgruppenleiter erhalten hatte. Wahrscheinlich, um Krieg zu spielen. Als die Soldaten

diese Pistole fanden, haben sie sämtliche Männer in diesem Raum niedergeknallt. Ein Jugendlicher wurde von den Kugeln nicht getroffen. Er stellte sich aber tot und konnte später den Raum unverletzt verlassen. Die anderen fünf aber starben einen sinnlosen Tod. Am anderen Tag beschlossen wir, wieder heimwärts zu ziehen. Und wie vom Himmel geschickt, rannte auf einmal ein herrenloses Pferd die Straße entlang. Es gelang uns, es einzufangen und vor unseren Wagen zu spannen. So waren wir jetzt etwas beweglicher, und die Heimfahrt konnte beginnen. Als wir Zantoch erreichten und die Netzebrücke, mußten wir zu unserem Schrecken feststellen, daß sie inzwischen gesprengt war. Aber der Fluß war zugefroren, und so bestand immerhin die Möglichkeit, über das Eis ans jenseitige Ufer zu kommen. Wir fuhren nun die Netze aufwärts, um eine geeignete Stelle zu finden. Und der Tag neigte sich langsam dem Ende zu, als wir mit Pferd und Wagen über das Eis zogen. Es war sicher ein gefährliches Unternehmen, aber wir gelangten heil ans andere Ufer. Nun warteten wir die Nacht ab, und am andern Tag legten wir den Rest des Weges zurück. Unsere Häuser standen, Gott sei Dank, noch. Die Einrichtung war heil geblieben, nur etwas verwühlt und einiges fehlte. Aber das Wichtigste war, wir waren alle noch am Leben. Es blieb die Angst, was weiter mit uns geschehen würde. Und diese Angst ließ uns näher zusammenrücken. Wir quartierten uns bei unsern Nachbarn ein. Dazu noch eine weitere Familie. In einer größeren Gemeinschaft fühlten wir uns sicherer. Viele Häuser aber blieben leer. Demnach war einer größeren Zahl von Dorfbewohnern die Flucht vor der russischen Armee geglückt.

So langsam normalisierte sich unser Leben. Was man unter diesen Umständen als normal bezeichnen konnte. Wir hatten eine Kommandantur. Wir bekamen fast regelmäßig Brot. Ab und zu eine Wurst und ein Stück Fleisch. Außerdem hatten wir noch unser Vieh im Stall. Dazu die Vorräte vom Schlachten, die wir gut versteckt hatten. So brauchten wir zumindest in dieser Zeit nicht zu hungern. Dann wurden die letzten verbliebenen Männer eingezogen, es hieß, zum Brückenbau. Später erfuhren wir, sie wurden nach Rußland verschleppt. Und nur wenige von ihnen haben wohl die Heimat wiedergesehen. Anfang März, inzwischen hatte Tauwetter eingesetzt, wurden alle arbeitsfähigen Frauen und Mädchen zum Schützengraben anlegen eingesetzt. Zusammen mit einem Wachsoldaten zogen wir jeden Morgen vor das Dorf. Dort bekamen wir unser Stück zugewiesen. Der Soldat maß sieben lange Schritte ab, das war täglich unser Soll. Es mußte auf eine bestimmte Tiefe ausgehoben und die ausgeschippte Erde zu einem kleinen Wall planiert werden. So haben wir manchen Acker und viele Wiesen durchwühlt. Von einem Tag auf den anderen war dann damit Schluß. Wahrscheinlich zu dem Zeitpunkt, als die Russen mit keinem Gegenangriff mehr rechnen mußten. Anfang April bekamen wir dann Einquartierung von russischen Offizieren. Eine große Truppe besetzte die leerstehenden Häuser und machte es sich darin bequem. Wir hörten, es handele sich dabei um eine Freizeit. Viele Frauen und Mädchen wurden bestellt, die bewohnten Häuser täglich zu reinigen. Bewaffnet mit Eimer, Schrubber und Putzlappen, dazu mit klopfendem Herzen, machten sie sich jeden Morgen auf den Weg. Aber bald

hatten wir uns an die Arbeit und die Umgebung gewöhnt. Zu Übergriffen ist es in dieser Zeit auch nicht gekommen. Gefahr drohte uns nur von fremden, durchziehenden Soldaten. Etwa Ende April verließen uns unsere „Gäste“. Aber nicht, ohne sämtliche Rinder, die noch im Dorf waren, mitzunehmen. Eines Tages kam ein uns bekannter Offizier und versuchte uns verständlich zu machen, daß Kameraden kommen würden, um die Kühe zu holen. Wir sollten eine verstecken. Wir hatten schnell begriffen und brachten die beste Kuh in ein Versteck. Und tatsächlich, eine halbe Stunde später kam eine Abordnung und holte sämtliche Kühe aus dem Stall. Auf diese Weise behielten wir die eine Kuh.

Mit Ende des Krieges zog dann auch die restliche russische Besatzung ab. Und nur kurze Zeit später erschienen polnische Soldaten. Mit denen hatten wir ein ziemlich freundschaftliches Verhältnis, sodaß wir die letzten Wochen ruhig und friedlich verlebten. Bis auf den 25. Juni. Da kam wie ein Blitz aus

heiterem Himmel die Meldung, daß alle Deutschen das Land verlassen müßten.

Es war schon später Nachmittag, als zwei fremde Polen auf unseren Hof kamen und sagten, daß wir innerhalb einer Stunde uns auf dem Dorfplatz einzufinden hätten. Wir konnten es zunächst nicht glauben. Aber es war bittere Wahrheit. Wieder mußten wir unser Bündel schnüren. Nur dieses Mal war es wesentlich kleiner als bei der ersten Flucht. Jetzt hatten wir ja nur einen Handwagen zur Verfügung. Nachdem sich dann alle Dorfbewohner eingefunden hatten, begann der Marsch in Richtung Alexandersdorf. Noch bevor wir den Ort erreicht hatten, wurden wir auf eine Wiese getrieben. Hier verbrachten wir die Nacht unter freiem Himmel. Wir hatten Glück, daß es nicht regnete. Am anderen Tag überquerten wir bei Borkow die Warthe, wahrscheinlich auf einer Behelfsbrücke. Dann ging unser Marsch weiter in Richtung Landsberg, über Vietz nach Küstrin. Den Anblick dieser zerstörten Stadt hatte ich noch lange vor Augen. Es

war buchstäblich kein Stein mehr auf dem anderen.

Zu Anfang waren wir ein großer Haufen gewesen. Von Tag zu Tag wurde er immer kleiner, manche kamen gut voran, andere weniger gut. So verloren wir viele Marschierer aus den Augen. Und zum Schluß waren wir nur noch eine kleine Truppe.

Die Nächte verbrachten wir meistens in Scheunen. Abends wurde auf offenem Feuer über Ziegelsteinen ein großer Topf Pellkartoffeln gekocht. Kartoffeln fanden wir genug auf den verlassenen Gehöften. Morgens gab es eine Suppe, gekocht aus Wasser und Mehl. Dann bekam jeder täglich eine dicke Scheibe Schinken, meine Mutter hatte vorsorglich einen ganzen Schinken aufgeladen. So überstanden wir die ärgste Not. Und am Abend des 5. Juli 1945 erreichten wir Berlin. Hier hatte dann unsere Flucht vorerst ein Ende. Brunhilde Unverzagt geb. Kugas geb. 28.9.28 in Pollychen Am Hötzigberg 3 57572 Niederfischbach

Letzte Monate in Landsberg und Flucht.

... Ich will noch erzählen, wie ich den 20. Juli 44 erlebte. Nachmittags war ich bei Frau Suter (Studienrätin am Gymnasium) und wir hofften auf einen guten Ausgang der Unternehmung der Offiziere. Da kam eine Nachbarin gelaufen und rief: „Unser geliebter Führer lebt“! Unsere Enttäuschung durften wir nicht zeigen! Einmal in der Woche habe ich beim Roten Kreuz Bahnhofsdienst gemacht. Wir waren die erste Station nach Ostpreußen, wo es etwas zu essen gab, wenn es auch zum Schluß nur Marmeladenbrote waren. Aber alles wurde mit Dank angenommen und wir hatten viel Arbeit. Einmal wurde mit zwei Bewachern ein Deserteur nach Frankfurt/Oder gebracht und mußte in Landsberg umsteigen. Wir hatten ihn in unserer Baracke, damit er auf dem Bahnsteig nicht so auffiel. Mir machte es großen Eindruck, wie dieser Mann, der doch mit einem Todesurteil rechnen mußte, sich an

unserem Gespräch über Bücher beteiligte.

Im Januar 1945 überstürzten sich dann die Ereignisse. Am 15. kam meine Schwester aus Südostpreußen, sie hatte noch eine Menge von Materialien aus ihrer Handweberei mitbringen können, die sie nun für gerettet hielt. Denn sie hielt es bis zum letzten Tag für unmöglich, daß Russen bis Landsberg kommen würden. Es war ein kalter Winter, den ganzen Januar über erlebten wir, wie Flüchtlinge aus dem sog. Generalgouvernement ankamen. Sie wurden von uns Frauen und den BDM-Mädchen in dem Lokal „Weinberg“ und später auch im Gymnasium auf Stroh untergebracht. Ursch erzählte eines Abends voll Entsetzen, wie sie einer alten Frau vom Wagen helfen wollte, die ihr tot und steifgefroren in die Arme fiel. Ich sehe noch das Lager der Bauern, manche rupften Hühner, andere hatten das Fleisch der ge-

schlachteten Schweine mitgebracht, es war ein richtiges Heerlager. Mit gemischten Gefühlen schauten wir zu. Denn die Angst, daß auch wir weichen müßten, war doch da. Die Bauern sind dann noch auf das umliegende Land verteilt worden und sicher doch noch den Russen in die Hände gefallen.

Jeden Abend gab es im Drahtfunk beruhigende Nachrichten. Nur Frauen mit ganz kleinen Kindern durften ausreisen. Noch am 29. Januar wurde die Bevölkerung beruhigt, man fürchtete wohl den Strom der Flüchtlinge. Ein nazitreuer Pastor sagte zum Beispiel, er sei selbst mit seinen vier Kindern noch in der Stadt, es sei kein Grund zur Beunruhigung.

In der Nacht kam ein Soldat, der Sohn eines Geschäftsfreundes, der bat, ein wenig schlafen zu dürfen. Er hatte den Befehl, sich in der General-von-Strantz-Kaserne zu melden, ersatzweise hinter der

Oder! Von ihm erfuhren wir, daß die Russen schon in Friedeberg standen. Wir hörten schon das Grummeln der Geschütze. So wurden in der Nacht die letzten Koffer, Rucksäcke usw. gepackt. Am nächsten Morgen fuhr uns der junge Soldat mit seinem Dienstwagen noch zur Bahn. Dort haben wir sogar noch Fahrkarten gelöst! Der Zug war schon rammelvoll, doch mein Mann, der seine alte Stahlhelm-Uniform anhatte und deshalb wohl für etwas Amtliches angesehen wurde, konnte den mitfahrenden Soldaten bewegen, uns in sein Dienstabteil aufzunehmen. Mein Mann mit den Tanten blieb zurück, er wollte seinen Volkssturmpflichten nachkommen, die Tanten und möglichst auch er wollten versuchen, am nächsten Tag mit dem Zug zu folgen. Der Bahnhofsvorplatz sah wüst aus, es standen und lagen unheimlich viele kleine Schlitten herum, auf denen die Leute ihr Hab und Gut zur Bahn gebracht hatten. Wie hatte sich in einem Tag die Stadt verändert, noch am Tage zuvor lief alles seinen gewohnten Gang, die Post und die Banken arbeiteten - und nun diese Auflösung. Während der Fahrt erfuhren wir von dem Soldaten im Abteil, daß die Russen nördlich schon über Soldin vorgestoßen seien, es ging das Gerücht, sie wollten zum Tag der Machtübernahme - heute! - in Berlin sein. Bis Berlin kamen wir zwar sehr langsam, die Strecke, die sonst zwei Stunden erforderte, haben wir von 7.00 bis ca 13.00 Uhr zurückgelegt. Wir versuchten die Stadt so schnell wie möglich wieder zu verlassen, denn wenn nicht mit der Eroberung, so rechnete ich doch mit einem schweren Luftangriff heute. Am Lehrter Bahnhof herrschte schon das Chaos, im Bunker saßen die Menschen dicht an dicht und warteten zum Teil schon tagelang. Uns gelang es, in einen übervollen Zug nach Lübeck zu kommen.

Ich habe dies alles und auch die folgenden Wochen eigentlich nur in halbem Bewußtsein erlebt. Man hatte das Gefühl, als ob man nicht selbst das erlebte, sondern danebenstände und nur dachte: also so ist das, wenn man auf einmal alles aufgeben muß!

In Landsberg war mein Mann, nachdem er uns in den Zug gesetzt hatte, zum Sammelplatz des Volkssturmes gegangen, wo sich aber nur ganz wenige eingefunden hatten, die er entließ (er war als Kompanieführer eingeteilt, da er im ersten Weltkrieg Leutnant gewesen war). Unterwegs nach Hause traf er den Kreisleiter, der ihm versicherte, es bestände absolut keine unmittelbare Gefahr, eine Abteilung Waffen-SS stände schon bereit, die Russen zwischen Friedeberg und Landsberg zurückzuschlagen! Dabei ging er selbst nur nach Hause, um sich sofort mit dem Auto abzusetzen! Unser Haus lag weit ab von der Stadtmitte, sodaß mein Mann und die Tanten nicht wußten, daß abends schon die Russen in der Stadt waren. Als sie dann am nächsten Morgen zum Bahnhof wollten, um noch einen Zug nach Berlin zu erreichen, kamen ihnen schon die Russen entgegen. Als erstes zogen sie den Tanten die Ringe und meinem Mann den Ehering von den Fingern. Sie gingen also zurück zum Hintermühlenweg, wo sich bald auch Freunde einfanden, deren Haus am Karl-Teike-Platz als eines der ersten in Brand geschossen worden war. Nicht etwa infolge von Kämpfen, denn Landsberg wurde kampfflos übergeben. Der Freund, Fritz Bahr, ging an einem der nächsten Tage in Richtung Schlachthof, um evtl. etwas Fleisch zu erwischen. Von diesem Weg ist er niemals zurückgekommen. Als die ersten Russen in unser Haus kamen, besichtigten sie alle Räume und fragten, wieviele Menschen hier gelebt hätten. Als Fritz sagte: „Zehn“, antwortete ein Russe: „Und jeder hat ein Bett gehabt, und noch ein Sofa frei. Warum habt Ihr denn nur den Krieg begonnen, Ihr habt doch schon alles gehabt?“ Bei dieser Gelegenheit hat mein Mann Russisch gesprochen und so verraten, daß er die Sprache konnte, (er war von 1916 - 1920 in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen). Das wurde ihm später so ausgelegt, daß er als Spion in Landsberg geblieben wäre, was ihm mehrere sehr unangenehme Verhöre eingetragen hat.

Am 6. Februar waren überall An-

schläge, daß sich die männliche Bevölkerung registrieren lassen sollte. Mein Mann und ein Nachbar gingen. Sie kamen nicht mehr nach Hause, sondern wurden mit viel zu vielen in einem Kellerraum des Rathauses eingesperrt. Später kamen sie in den „Landsberger Hof“ in der Nähe des Bahnhofs. Unser Haus im Hintermühlenweg wurde Kasino für die russischen Offiziere, die sich in den Villen der Hohenzollernstraße eingerichtet hatten, meine Verwandten und die Freunde mußten das Haus verlassen. Meine Schwester wurde beim Pferdetrack nach Gnesen eingesetzt, bei dem viele Frauen je zwei Pferde führen mußten. Sie kam erst sechs Wochen später zurück. An welchem Tag die Männer - zwischen 15 und 70 Jahren - verladen wurden, wußte mein Mann nicht mehr. Ein Güterwagen war mit 45 Mann belegt, von denen ein Drittel schon auf dem Wege nach Stalinogorsk starb. Bei jedem Halt wurden Tote an die Böschung gelegt. Dort lagen schon Kisten mit Maschinenteilen und Möbelstücke herum, die wohl nie mehr verwendungsfähig sein würden. Dazwischen Lebensmittelkisten und Munitionskisten amerikanischer Herkunft, auch Waffen aus den USA. In Stalinogorsk kamen die Männer aus Landsberg zuerst in das Lager Nummer 13. Es galt als Rekonvaleszentenlager, sie wurden gut gepflegt und auch, so gut es ging, ärztlich versorgt, um sie nach dem langen Transport wieder arbeitsfähig zu machen. Aber auch diesen Umschwung vom Hunger zu fast reichlicher Verpflegung haben nicht alle vertragen, sie starben an Magen- und Darmkrankheiten. Mein Mann schrieb später: „Es war dort, wie es überall in den Lagern, auch in den amerikanischen und englischen in Deutschland gewesen ist: man hatte sich auf die Versorgung solcher Massen nicht vorbereitet - die Folgen trugen die Eingesperrten. Es fehlte ja in Rußland, auch für die Russen, an allem - nur eine eiserne Natur und ein ungeheurer Wille zum Überleben konnte eine Aussicht haben, diesen plötzlichen Übergang aus einigermaßen geordneten Verhältnissen in die für einen Westeuropäer doch fast unerträgli-

chen Verhältnisse eines russischen Gefangenenlagers zu ertragen und zu überwinden. Man mußte schon sehr gesund und widerstandsfähig - geistig und körperlich - sein. Ich selbst bin mit fast 54 Jahren damals als „aussichtsloser Fall“. d.h. als

Todeskandidat schon 1947 wieder abgeschoben worden. . .“ Es hat mich immer beeindruckt, wie eng die Bindung war, die sich zwischen den Männern entwickelt hatte, die gemeinsam das Lager überstanden hatten.

Elfriede Hasse geb. Schittke
früher Landsberg (Warthe)
Hintermühlenweg 47
eingesandt durch
Ursula Hasse-Dresing

Der 30. Januar, es war mein Geburtstag

Meine Mutter war alt, und so gab es keine Möglichkeit rauszukommen. Mit der Familie Fritsch, wir wohnten in der Luisenstraße, suchten wir uns eine andere Unterkunft. Nach zwei Tagen trauten wir uns raus. Landsberg brannte an vielen Ecken. Wir trennten uns von der Familie Fritsch. In der Hindenburgstraße beim Fleischer Mertens fanden wir eine neue Unterkunft. Nur den Schutz, ein Versteck im Haus, wollte man mir nicht geben. Auch das waren Landsberger. Ich suchte mir Arbeit am Güterbahnhof. Durch

Hilfe einer Verwandten des Zirkus Brumbach kam ich zur russischen Kommandantur in dem ehemaligen Polizeigebäude Schloßstraße. Im Haus Stenigke wohnten wir. Ich hatte Arbeit, Schutz vor Überfällen und vor allen Dingen mit meiner Mutter Essen. Ich bekam den russischen Arbeitsausweis, der uns vor der Verschleppung schützte. Täglich sah man die vielen Toten. Auf einem Kastenwagen lag die eine Schicht der Toten mit dem Kopf nach rechts, die nächste mit dem Kopf nach links. Die Menschen, die

die Toten bestatteten, haben Großartiges geleistet, (Pfarrer Wegner). Im Sommer 45 kam die Ausweisung durch die Polen. Es kam der lange Marsch nach Berlin. Dort in Lichtenberg, Lager Ruschestraße, starb meine Mutter und wurde in Marzahn ohne Sarg beerdigt. Mit 19 Jahren war ich allein. Man wußte ja nicht, wer am Leben war.

Ilse Kleinwächter
geb. Scheidemann
Am Riesenanger 9
87629 Füssen

Erinnerungen von Erna Adler

geb. Schlickeiser, geb. am 12.12.1932 in Lipke am Kanal

So Ende Januar 1945 kamen viele Flüchtlinge aus Ostpreußen bei uns vorbei, es waren lange Straßenzüge. Unser Vater, Arthur Schlickeiser, entschloß sich nun auch, mit uns zu flüchten. Er hatte einen Pferdewagen mit Plane zum Transport fertig gemacht und mit den wichtigsten lebensnotwendigen Dingen, wie Bekleidung, Lebensmittel und Betten beladen. Doch es kam anders, plötzlich kamen die Russen, eine Flucht war nicht mehr möglich. Zudem konnten die Flüsse nicht mehr überquert werden, die Warthe- und Oderbrücke waren gesperrt. Dann war jeden Tag etwas anderes los. Die Russen gingen ein und aus, plünderten, wo sie nur konnten, und verlangten Uhren - sie nahmen sie einfach weg. Vater und Mutter mußten die Arme hinter den Kopf legen, die Russen wollten sie erschießen. Aber ein Russe muß mit Herz dabeigewesen sein, er verhinderte die Schüsse, vielleicht wegen uns Kindern.

Alle Männer, die vom Volkssturm wieder zu Hause waren, wurden zum Schützengraben graben geholt. Abends kam unser Vater immer

wieder heim, bis Anfang März 45. Dann nahmen sie alle Männer mit. Nach mehreren Tagen kam Emil Lück und Emil Klünder aus Lipke am Kanal wieder zurück, aber unser Vater kam nie wieder. Nun waren meine Mutter, meine Zwillingbrüder im Alter von 7 Jahren und ich, 12-jährig, allein auf unserem Hof. Wir hatten unser ganzes Vieh, Kühe, Pferde, Schweine, Schafe und Federvieh zu besorgen.

Täglich gab es neue Aufregungen. Laufend suchten die Russen Frauen und junge Mädchen, die sich vor denen versteckt halten mußten. So ging es dann bis Juli 1945.

Am 1. Juli 1945 vormittags kamen die Polen. „Ihr müßt alle in 2 Stunden raus!“ Nun schnell was zusammenpacken. Wir hatten zum Glück noch unsere Pferde. Ein kleiner Anspannwagen war auch noch vorhanden, mit dem Vater immer Futter holte. Unsere Mutter, die bereits verstorben ist, packte das Wichtigste an Nahrung, Bekleidung und zum Schlafen zusammen. Auch für das Pferd mußte Hafer mit auf dem Wagen verladen werden. Mutter hatte an diesem Tag gerade Brot geba-

cken, welches gleich warm aufgeladen wurde. Dann ging es nach Lipke zum Sammeltransport. Wir hatten alles hinter uns gelassen, das Vieh war sich selbst überlassen. Am Sammeltransport sah man viele Mütter mit Kindern nur mit Handwagen kommend. Man sah nur ältere Männer, die nicht mehr kriegstauglich waren. Es war ein unheimlich langer Treck, die ganzen Leute von Annenaue, Marienwiese, Lipke am Kanal, Christophswalde und noch so vielen Dörfern, die ich nicht kannte, versammelten sich. Nun ging es los, den ganzen Tag wurde gelaufen. Am Abend wurde angehalten. Wir übernachteten in Scheunen, Stallungen und leeren Häusern, aus denen die Besitzer bereits geflüchtet waren. Tagsüber sah man das Elend, Leichen lagen im Straßengraben, tote Pferde und Kühe mit aufgeblähten Bäuchen. Der Gestank war so stark als wir vorbeifahren mußten.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie eine Mutter ihr totes Kind, 5 Jahre alt, am Abend auf dem Feld eingegraben hat, das war furchtbar. Es ging auf dem Fluchtweg weiter

über Pollychen, Zantoch, Zechow u.a. In Zechow am Bahnübergang stand unsere Tante, Frieda Schlick-eiser, mit ihren kleinen 5 Kindern. Tante Frieda wohnte dort und winkte uns nach. Sie mußte ihren Wohnort etwas später verlassen und lebt heute in Hannover. Insgesamt waren wir 14 Tage lang unterwegs und kamen bis Tamsel. Dort nahmen uns die Polen unser Pferd weg. Nunmehr konnten wir nur noch das transportieren, was jeder tragen konnte. In Küstrin sollten wir die Oderbrücke

passieren. Diese war jedoch gesperrt, so daß wir über eine Behelfsbrücke bei Frankfurt/Oder den Fluß überqueren konnten. Bei Regenwetter liefen wir dann über schlammige Wiesen weiter. Unser Weg führte uns weiter über Strausberg - Petershagen in Richtung Berlin. In Berlin kamen wir in ein Flüchtlingslager - Greifswalder Straße 36. Täglich starben dort die Menschen an Typhus. Die Toten wurden in Säcken aufgeladen und abtransportiert. Auch ich war an Typhus erkrankt, aber der Herrgott hat

mich beschützt. Des weiteren waren wir von Kleider- und Kopfläusen befallen.

Im September 1945 wurden wir dann von Berlin, Greifswalderstraße, nach Grimmen in Mecklenburg/Vorpommern verwiesen. Zu Fuß brauchten wir die Strecke nicht zurückzulegen, sondern wir wurden in Güterzüge verladen. In Grimmen erhielten wir dann ein Zimmer zugewiesen.

Erna Adler
Dorfstr. 29
06647 Wischroda

Das letzte Weihnachtsfest und die letzten Tage und Stunden in Landsberg

Wir waren alle zusammen und dachten noch nicht an eine totale Niederlage Deutschlands, schon gar nicht an ein Verlassen des Hauses. Im Verlauf der Ferien fuhr Ilse noch mit einer Freundin weit in den Osten auf ein großes Gut. Das Fest war schon sehr ernst, aber wir feierten sehr schön, wenn auch bedrückt. . . .

Wochen vorher wurde der Volkssturm aufgestellt. Dabei wurde ich stellvertretender Bataillonsführer. Bald wurde es anders. Teile der Bevölkerung von Landsberg gingen in die Umgebung und bauten Gräben und Panzergräben. Auch der Volkssturm machte viel Dienst. So kamen die letzten Wochen heran. Auf der Straße sah man die ersten Trecks. Mit Planwagen fuhren sie westwärts. Mit Mann und Ross und Wagen. Zuerst kamen die Wolga-Deutschen. Sie kannten den Russen. Abends standen sie tief verschneit in der Richtstraße. Viele wurden im Weinberg, in unserer Nähe, einquartiert. Die Mutter holte eine Frau mit Kindern zu uns. Sie blieben kurze Zeit, denn man dachte, es wäre Endstation. Es war aber kein Halten. Die Trecks nahmen kein Ende, die Straßen waren unübersehbar voll. Das ging Tage so. Auf dem Bahnhof war es nicht anders. Sogar in offenen Güterwagen kamen die flüchtenden Menschen. Einmal hatte unser Max Bahnhofsdiener, sie sollten den armen Menschen helfen. Es war schrecklich, und wir hofften immer

noch, zu Hause bleiben zu können. Es durfte ja auch keiner Landsberg verlassen. Doch einigen gelang es. Evi wurde von ihrem Bruder abgeholt. Beide kamen auch gut fort, der Bruder als Mädchen verkleidet, denn er war Flakhelfer. Am nächsten Tag entschlossen wir uns, den kleinen Georg auf den Weg zu bringen. Ursel begleitete ihren kleinen Bruder nach Sachsen. Dort war auf dem Gut Ebersbach bei Döbeln eine Base von Irmgard mit dem Sohn des Besitzers verheiratet. Nun überlegten wir, wenn wir fort müßten, welchen Weg wir gehen sollten. Auf alle Fälle mußten wir über die Oder, die Eisgang hatte. Wir überlegten, was mitzunehmen sei. Warme Sachen, denn es war kalt und zu essen. Als Fluchtweg hatte ich mir den über Königsberg/Neumark ausgesucht, denn ich nahm an, der Russe würde direkt auf Küstrin - Berlin vorstoßen. Wenn die Familie über die zur Zeit zugefrorenen Oder mußte, dann sollten sie im Wald Stangen nehmen, damit sie sich bei Einbruch in das Eis helfen konnten. Es kam aber anders. Das war gut so, denn der Russe ging ganz anders, als ich erwartet hatte. Er ging im Norden über die Oder. Am 29.1. waren schon viele verschwunden. Selbst die Kreisleitung war zum Teil verschwunden. Das Ministerium hatte schon Tage zuvor Akten fortgebracht. In der Nacht vom 29. zum 30. hatte ich die Posten am Rande der Stadt zu

kontrollieren. Es schoß schon in der Nähe und an verschiedenen Stellen brannte es. Es lag tiefer Schnee. Als ich nach Hause zurückkam, sagte ich: „Auf Posten nichts Neues“ und legte mich ins Bett. Es kam gegen sechs Uhr ein Anruf, wir sollten uns zum Weggehen fertigmachen. Ich rief noch schnell Herrn Görsch auf dem Versuchsgut Oldenburg an. Das hatte ich ihm versprochen. Andere riefen natürlich nicht an, ich war der einzige. Dann gab ich der Dresdner Bank einen Lastwagen frei. Dieser 30. Januar war Brigittchens 9. Geburtstag. Wir bauten noch schnell ihren Geburtstagstisch auf. Wir aßen noch, was wir hineinstopfen konnten. Brigittchen nahm von ihren Geschenken noch ein Buch mit. Dann war es soweit. Brigittchen machte sich noch Gedanken, was die Kinder tun würden, die sie zum Geburtstag eingeladen hatte. Als wir das Haus verließen, sagte ich: „Keiner sieht nach rückwärts, die Zukunft liegt vorn.“ Nun war ganz Landsberg auf den Beinen mit Schlitten und Kinderwagen Richtung Bahnhof. Frau Prof. Schander stand in der Straße und bat, wir sollten doch wenigstens ihren Hund mitnehmen. Das war unmöglich, so ließen wir sie allein. Sie wollte bleiben. In der Richtstraße, Ecke Bahnhofstraße versuchte meine Frau, mit den Kindern auf einen Lastwagen zu kommen. Diese Mühe war vergebens, kein Mensch hielt an. Um 11.00 Uhr mußte ich die Familie allein lassen.

Ich mußte zum Volkssturm. Er war für die Verteidigung von Landsberg vorgesehen.

Die Flucht

Dieser Abschied fiel uns im Augenblick nicht so schwer, wie es eigentlich zu erwarten war. Das lag daran, daß meine Frau mit den Kindern nur im Sinn hatte, fortzukommen, um die Kinder zu retten, und mich bannte die Pflicht. Denn „Wer auf die preußische Fahne schwört, hat nichts mehr, was ihm selbst gehört“. Das Bataillon, dem ich als stellvertretender Führer zugeteilt war, hatte seinen Aufmarschplatz auf einem Schulhof in der Nähe der Forschungsanstalten. Nach meiner Erinnerung war es fast vollständig angetreten, nur der Bataillonsführer fehlte. Natürlich, es war ein hauptamtlicher Parteifunktionär. So fiel mir die Führung des Bataillons zu. Eine höhere Führung, von der wir Befehle erhielten, gab es nicht mehr. Ich mußte demnach selbst handeln. Um Plünderungen in der Stadt zu unterbinden, wurden Patrouillen durch die Straßen geschickt. Von Zantoch, also vom Osten, kamen noch Flüchtlinge, aber auch einige Wehrmachts-soldaten und auch Verwundete.... So erhielten wir Nachricht, daß in Zantoch am Zusammenfluß von Warthe und Netze schon Russen waren. Oder der Iwan, wie es von jetzt an immer hieß. Gegen 12.30 Uhr wurden meine Leute unruhig, sie wollten nach Hause zu Frau und Kind. Ich ließ wegtreten mit dem Befehl, wenn sich bis sechs Uhr abends nichts besonderes ereignete, sollte das Bataillon an der Kirche jenseits der Warthe erneut antreten. Damit war der Volkssturm dieses Bataillons aufgelöst, was ich in diesem Augenblick noch nicht wußte. Von anderen Bataillonen erfuhr ich nichts. Es scheint so, als ob wir zuletzt auflösten. Nunmehr war auch ich zunächst frei und konnte nach meiner Familie sehen. An der Ecke Richtstraße/ Bahnhofstraße fand ich niemanden. Ich habe wohl eine halbe Stunde dort gesucht und war tief traurig. Jetzt erfaßte auch mich der Abschiedsschmerz. Der Bahnhofsvorplatz stand voll verlassener Schlitten und sonstiger Fahrzeuge. Ich war allein. Mußte

mich aber zusammenreißen, denn wenn ich die Katastrophe lebend überstehen wollte, durfte ich nicht verzweifeln. Ich ging also an den Stadtrand und zog unsere Posten ein, die dort noch stehen mußten. Einige fand ich, aber nicht alle. Im Schützenhaus, nahe dem Heinersdorfer See, stand noch ein Posten. Er sagte mir, weiter vorn müsse noch ein Posten von der Wehrmacht stehen. Ich ging dorthin, fand aber niemanden. Unser Posten, der dort stand, war schwer krank. Ich versprach ihm, wenn ich mit dem Auto fortfahren sollte, dann nähme ich ihn mit, als Anerkennung für seine Pflichterfüllung. Als ich dann 1960 als politischer Flüchtling in die Bundesrepublik kam, erhielt ich Grüße von ihm aus Schleswig-Holstein. Ich hätte ihm doch damals das Leben gerettet, ohne Auto wäre er bei seiner Krankheit nie von Landsberg fortgekommen. So schließen sich im Leben die Kreise. Danach ging ich zunächst noch einmal in unser Haus. Es war fast schon nicht mehr unser Haus, so sehr sah es in den Räumen nach Aufbruch und Flucht aus. Ich war in Versuchung, noch aufzuräumen, ließ es aber sein. Ich glaube, die Markensammlung habe ich mir noch einmal angesehen. Dann schloß ich den Schreibtisch auf, nahm alles bare Geld an mich und die silberne Tabakdose von Großvater Roese. Sie hat mich dann durch alle Wirren bis heute noch stets begleitet. Ebenso die goldene Uhr von Großvater Appel aus Coburg. Dann ging ich. Es wurde dämmerig und ich mußte zum Aufmarschplatz auf die andere Wartheseite. Das letzte Mal durch die vertrauten Straßen. Nichts war zerstört. Noch einmal überschritt ich die Gerloff-Brücke. Kein Mensch war mehr anzutreffen. Die Landsberger Vorstadt war wie ausgestorben. Als ich dort war, wurde die Brücke über die Warthe gesprengt. Da gab es in den Häusern und Geschäften dicht am Strom einige zersprungene Scheiben, das war der einzige Schaden, den ich in Landsberg gesehen habe. Zurück mußte ich also über das Eis. Es ging gut, allerdings am Ufer der Alt-Stadt kam ich etwas ins Wasser. Das Eis darunter hielt aber.

Nun ging ich zum Institut, um das Auto fertig zu machen. Es war alles wie ausgestorben, nur in der großen Einfahrt zum Institutshof lagen bergeweise Akten vom Ministerium, die nicht mehr weggeschafft werden konnten. Ich suchte noch einmal die alten Räume meines Institutes auf und fuhr dann zum Rathaus. Hier war noch eine Besprechung anberaumt, die sehr schwach besucht war. Hier wurde der letzte Einsatz festgelegt. Ich sollte mich an der Ecke vom Krankenhaus mit einem anderen aufstellen, aber der Iwan war angeblich schon bei dem Versuchsfeld an der Düppelstraße. Also hielten wir uns nicht mehr lange auf. Wir fuhren noch einmal zum Rathaus, wo auch die Polizei war und packten unsere Panzerfäuste dort hübsch sauber auf. Dann stiegen wir in unseren schönen Mercedes, der Posten, ein Kompanieführer vom Volkssturm und ich. An Sachen hatte ich nur einen Sack voll Kleidung mit. In der Hauptsache mußten ja Menschen mitgenommen werden. An der Kirche und in den Straßen war alles leer. Wir verließen eine tote Stadt, ein ungewohntes und unheimliches Bild. Auf der Landstraße war auch alles leer. Es war tiefer Schnee, der aber festgefahren war von den vielen Fluchtfahrzeugen. Nach dem ersten Dorf trafen wir dann auf vereinzelte Radfahrer aus den Dörfern. Kurz vor Vietz begegneten uns zwei Omnibusse aus dem Stadtverkehr von Berlin. Sie sollten noch Flüchtlinge holen. Es war in der Einsamkeit und sie fuhren in die Einsamkeit. Hoffentlich sind sie gut zurückgekommen. Nach Vietz trafen wir dann auf die letzten Trecks und der Flüchtlingsstrom wurde immer stärker. Ein Auto war liegengelassen. Man hielt uns an und bat, sie ins Schlepp zu nehmen. Wir taten es natürlich, aber nach kurzer Zeit riß das Seil und ich fuhr weiter. Vielleicht sind die Insassen noch über die Oder gekommen. Es hieß nämlich, in Vietz wären schon feindliche Panzer. Es stimmte glücklicherweise nicht und so kamen wir glücklich über die Oderbrücke. Es war wohl ein Uhr nachts. Da hinter der Oder in Küstrin-Kietz streikte mein Wagen. Er kam nicht

mehr in Gang, aber wir waren glücklich über die Oder. In dem tiefen Schnee fuhren die Fahrzeuge alle in einer Spur und es gab ein mächtiges Geschimpfe, da wir den Verkehr stoppten. Also schoben wir den Wagen aus der Spur und stellten ihn bei einem Bäcker auf dem Hof ab. Ich hatte noch eine ganze Tonne Benzin im Wagen, schloß ihn ab, nachdem wir unsere Sachen herausgenommen hatten. Ich hatte gehofft, noch bis zu unserem Versuchsgut Oderbruch zu kommen. Es ging nicht mehr. Nun hörten wir, aus Richtung Landsberg käme noch ein Zug. Also zur Bahn, der Zug kam, er war vollgestopft voll Flüchtlinge. Mit aller Gewalt hinein, erst den Sack, dann das Gewehr, das ich von Förster Prehn hatte, dann

ich selbst. Wir waren drin. Nun ging es mit der Bahn in Richtung Berlin bis zum Schlesischen Bahnhof. Es muß derselbe Zug gewesen sein, in dem die Mutter mit den Kindern saß. Jetzt wurde der Sack über den Nacken genommen, das Gewehr umgehängt und in den Vorortzug nach Zehlendorf. Hier war ich nun. Den Sack trug ich bis zum ersten Geschäft, bei dem Vater einkaufen ließ. Weiter konnte ich nicht mehr, also zu Fuß zu Vaters Haus. Ich war kaum dort, da kam die Mutter mit den Kindern an. Es war eine Fügung von Gott. Da wir annahmen, daß Ursel mit klein Georg glücklich in Ebersbach war, waren wir also bis hier glücklich gerettet. Mein Vater konnte das Ganze nicht mehr fassen mit seinen 78 Jahren. Er

jammerte, daß die Coburger Erinnerungsstücke verloren waren, warum wir sie nicht mitgenommen hätten? Aber wie konnten wir das? Jetzt brach ich für kurze Zeit zusammen. Alles verloren, das Haus, das unsere Heimat werden sollte und mein Beruf. Nur die nackte Existenz war gerettet. Wie sollte es nur weitergehen? Daß ich am Anfang eines neuen Lebensabschnitts stand, fast dem bedeutendsten meines Lebens, davon ahnte ich nichts.

Prof. Dr. Otto Appel, Leiter der Landwirtschaftlichen Versuchs- und Forschungsanstalten
Eingesandt von:
Dr. Ilse Böhmecke, geb. Appel
Rosenweg 27
30900 Mellendorf

Johanneshof

Mit meinem Bericht möchte ich ein Versprechen einlösen, das ich meinem Onkel Gustav Andree und meiner Tante Ida geb. Schmidt, Johanneshof Kreis Landsberg, gegeben habe. Sie baten mich immer wieder, ihr Schicksal weiterzuerzählen, sobald es vertretbar wäre. Ich bin am 4.9.1920 in Dühringshof geboren. Mein Vater war Postbeamter. Mein Dühringshof liebte ich sehr. Noch heute erinnere ich mich so gern an die schönen Turn-, Schützen- und Horstfeste. Viele Ausflügler kamen und schon Samstag Nachmittag war Tanz im „Paradies am Mühlenfließ“. Oft bin ich daheim ausgebüxt, um stundenlang beim Tanzen zuzusehen. Doch am liebsten war ich in Johanneshof bei Großmutter und Onkel und Tante. Oft konnte ich samstags nicht mehr die Zeit abwarten, bis die Eltern fuhren, und so trabte ich gen Blumenthal und dann den Sommergraben entlang. Noch heute sehe und rieche ich die herrlichen Wiesen, wie ein Margeritenmeer. In Johanneshof erwartete mich schon mein Cousin Gerhard. Er war mir wie ein Bruder, denn er hatte wie ich auch keine Geschwister. 1931 wurde mein Vater, durch die Sparmaßnahmen der damaligen Regierung, nach Küstrin versetzt. Ich hatte großes Heimweh und so fuhren wir weiter

sooft es ging, nach Dühringshof und Johanneswunsch. Hier verlebte ich auch alle Ferien und später viele Tanzabende in Ludwigshorst und Reiterfeste in Landsberger Holländer. Auf dem Rittergut Stennewitz lernte ich kochen.

Auch im Krieg blieben wir mit den Verwandten innig verbunden. Leider fiel mein „Brüderchen“ und es herrschte tiefe Trauer. Und nun der Bericht meiner Tante:

Januar 1945 - die Front kam immer näher und wir berieten jeden Tag, ob wir flüchten sollten. Die Meldungen aus den zurückeroberten Gebieten ließen uns erschauern. Aber ohne Befehl, und dann das arme Vieh. Wir blieben! Es fiel Schnee und plötzlich kamen Russen auf den Hof. Onkel war grad in der Scheune, um Heu zu holen. Wir gaben ihm ein Zeichen, dort zu bleiben; denn er war Gemeindevorsteher. Es kamen fürchterliche Tage und Wochen. Alles wurde verwüstet. Die Russen schlitzen die Betten auf und machten aus Bettwäsche Fußlappen, denn Strümpfe hatten sie alle nicht. Auch Deine schöne Aussteuerwäsche mußte dran glauben. Sie aßen aus Keller und Räucherammer, was ihnen schmeckte. Alles andre warfen sie zum Fenster raus. Auf Mensch und Tier wurde keine Rücksicht genommen. Die

armen Mädchen. Und auf Hof- und Jagdhund wurde Scheibenschießen gemacht. Hinzu kam meine große Angst, daß auch unsere Scheune in Flammen aufgehen könnte. Inzwischen wurden alle Kühe und Pferde zusammengetrieben und alle Männer mußten sie nach Rußland treiben. Auch unser lieber Nachbar Erich Schuch mußte mit. Wer sich wehrte, bekam den Gewehrkolben zu spüren oder noch Schlimmeres. Es wurde immer schwieriger, Onkel mit dem Nötigsten zu versorgen. Mit vereinten Kräften schafften wir es. So blieb er fast 2 Monate in seinem winzigen Verließ.

Als sich alles etwas beruhigt hatte, glaubten wir, neu anfangen zu können, aber es war ein Irrtum. Im Juni kamen die Polen und sagten nur: „In einer Stunde raus!“ Wir waren so verzweifelt, hatten nicht einmal Zeit zu packen und Abschied zu nehmen. Seit vielen Generationen war der Hof im Besitz der Familie und nun mußten wir gehen. Es wurde ein schlimmer Marsch, bis wir die Oder überschritten hatten. Nicht selten wurden die Flüchtlinge geschlagen. Wir wollten zu Schrapes (Schwester und Schwager) nach Gorgast. Aber was für einen Schreck bekamen wir. Wir fanden kein Lebewesen, nur Trümmer, Bombenrichter und ausgebrannte

Panzer. Wir schlepten uns traurig weiter bis...(den Namen habe ich vergessen). Dort bekamen wir eine Notunterkunft und mußten hart arbeiten. Nach einem 3/4 Jahr waren wir total am Ende. Wir schlepten uns wieder zurück nach Gorgast und diesmal hatten wir Glück. Unsere Lieben waren da und nahmen uns auf. Wäre das nicht der Fall ge-

wesen, hätten wir unserem Leben ein Ende gemacht. Wir hausten nun alle in der ehemaligen Speisekammer. Alle anderen Räume, wo wir früher so fröhliche Feste feierten, waren Trümmer. Tagsüber schaufelten wir Schützengräben und Unterstände zu. Wir bargen Munition, wir hungerten und froren und wurden nachts von den Russen belästigt,

aber wir waren zusammen. Dann mußten wir nochmal fliehen, als der Oderdamm brach. Nur mit Glück konnten wir den Wassermassen entkommen, die alles fortrissen und glattmachten.

Irmgard Imhof, geb. Schulz
Bergstraße 8 a
22113 Oststeinbeck

Meine Erlebnisse der Flucht im Jahre 1945

Fröhlich und nichtsahnend sind wir beisammen. Auf den Straßen herrscht reges Leben. Die vielen Flüchtlinge und deren lange Trecks ziehen die Straßen entlang. Die Hitlerjugend steht mit Schlitten auf dem Bahnhof, um den armen Menschen zu helfen und sie in die Lager, die neu eingerichtet sind, zu bringen. Zu einem solchen Lager ist auch unsere Schule geworden. Oft komme ich erst um 10 Uhr und noch später nach Hause. Aber niemand denkt an den Schrecken, der auch uns bevorsteht. Meine Schwester, die auf dem Fernamt arbeitet, bringt eines Abends einen Arbeitsdienstmann mit nach Hause. Dieser ist von seiner Truppe abgekommen. Wir behalten ihn bei uns. Als er uns erzählt, daß seine Truppe 300 Mann stark war und davon nur noch 48 übriggeblieben sind, werden wir in Erstaunen versetzt. Dieser Arbeitsmann erzählt uns ebenfalls, daß die Russen in zwei Tagen hier sein werden. Doch wir können es kaum glauben. Am nächsten Morgen nimmt er Abschied von uns und zieht weiter dem Westen entgegen. Meine Schwester bringt uns immer die neuesten Nachrichten. Nun fangen die Leute allmählich an, unruhig zu werden. Der Russe rückt näher und näher. Eines Abends kommt meine Schwester mit der Neuigkeit, daß die Russen 60 km vor Landsberg stehen. Nun geht alles Hals über Kopf; es wird gepackt, das Wichtigste bleibt natürlich liegen. Am 30. Januar 1945 ist es so weit, daß wir aus Landsberg gehen. In den Straßen wimmelt es von Menschen. Der Volkssturm flüchtet auf Krückstöcken. Hier und dort brechen Räder von den Pferdewagen. Bei allen hält das Elend

Einzug. Viele Menschen laufen nervös die Straßen entlang und suchen ihre Angehörigen. Wir schaffen unser Gepäck zum Nachbarn, der 5 Pferde und 2 Wagen hat. Der eine Wagen wird mit Futter für die Pferde beladen, auf den anderen packen wir unsere Sachen und setzen uns selbst darauf. Meinen Vater, der mit 40 Grad Fieber erkrankt ist, müssen wir auf einem Schlitten zum Wagen bringen. Nun fahren wir los und verlassen damit unsere Heimat, in der ich meine erste Jugendzeit verbracht habe. Oft begegnen wir deutschen Panzern, die Bäume und Telegrafentangen umfahren. Nur langsam kommen wir vorwärts, denn wir können nicht aus dem unendlichen Treck heraus. An dem ersten Tage unserer Flucht überfahren wir drei Oderbrücken in Küstrin. Wir übernachteten auf einem Platz unter freiem Himmel. Die Einwohner dieses Ortes sind so rücksichtslos, daß sie uns nicht mal Wasser für die Pferde geben. Auch wir konnten nur unser Butterbrot verzehren, ohne etwas zu trinken. Eine Sorge sind wir los, nämlich die, daß wir über die Oderbrücken hinweg sind, denn es kann jeden Moment sein, daß sie gesprengt werden. Nun ist es bereits Nacht. Wir steigen auf unseren Wagen, decken uns mit Betten und Decken zu, denn es ist sehr kalt. Um Mitternacht fängt es an zu frieren und zu schneien. Am nächsten Morgen ist alles verschneit und festgefroren. Die anderen Flüchtlingswagen rollen schon die Straße entlang. Wir nehmen etwas Speise zu uns, füttern die Pferde und fahren los. Unterdessen sind die Russen bei Kienitz über die Oder gegangen. Doch wir fahren furchtlos weiter.

Plötzlich geraten wir in ein Panzergefecht. Die deutsche Artillerie schießt aus allen Rohren. Die Kugeln pfeifen dicht über uns hinweg. Wir denken, daß die nächste Kugel uns treffen wird. Da fahren deutsche Kradfahrer an uns vorbei, welche uns zurufen, daß wir nach Seelow zurück sollen. Seelow ist ein Ort, der 11 km weiter südöstlich liegt. Wir fahren gerade an einem Gut vorbei, als der Gutsbesitzer uns anhält und uns bittet, auf sein Gut zu kommen wegen der furchtbaren Schießerei. Doch wir fahren weiter, Seelow entgegen. Eins unserer Pferde müssen wir laufen lassen, denn wir fahren schnell; denn das Pferd ist zu alt, um mitzukommen. Als wir in Seelow eintreffen, ist es Nacht geworden. Am östlichen Horizont ist der Himmel blutrot. Die deutsche Artillerie hat dort in den Wald geschossen, welcher sofort zu brennen anfängt. Nicht weit entfernt von diesem steht ein Dorf, das auch Feuer fängt und ebenfalls brennt. In Seelow bekommen wir bei Bauern ein Nachtquartier. Hier können wir sogar in einem Bett schlafen. Natürlich zwei Personen in einem Bett, aber immerhin besser als unter freiem Himmel. Wir kochen noch eine Suppe bei den Leuten, welche uns gut bekommt. Dann gehen wir schlafen. Wir sind so müde, daß wir nichts hören und an nichts denken, sondern nur etwas Schönes, aber Unmögliches träumen. Es wird am nächsten Morgen früh aufgestanden. Wir fahren dem nächsten Schrecken entgegen. Nun geht es schon etwas schneller vorwärts, denn die meisten fahren nach Berlin. Wir aber lassen dieses links liegen. Die nächste Nacht verbringen wir in Schulzendorf hinter

Wriezen. Hier erfahren wir noch einiges über Landsberg und treffen sogar noch Bekannte. Diese erzählen, daß sie auf das vorhin erwähnte Gut gefahren sind und dort von den Russen überrascht wurden. Es waren einige Soldaten auf dem Hof, die sofort von den Russen erschossen wurden. Desgleichen auch der Gutsbesitzer, da er Patronen bei sich führte. Die Flüchtlingswagen sind von den Russen ausgeplündert worden und konnten dann weiterfahren. Zu diesen Ausgeplünderten gehörte auch meine Tante. Bei dem Pfarrer dieses Dorfes bekommen wir Unterkunft. Auch hier erleben wir eine ruhige Nacht. Mein Freund, dessen Vater und ich schlafen in der Scheune, wo unsere Pferde stehen. Es sind dort noch mehr Leute, unter denen sich auch Polen befinden. Auf der einen Seite ist die Scheune mit Stroh ausgefüllt, hier schlafen wir

drei. Die Polen machen fortwährend Dummheiten und wollen das Stroh anstecken. Als sie gerade das Streichholz anzünden, findet sich ein beherzter deutscher Mann, der diesen Polen das Streichholz auspustet und sie obendrein noch verprügelt. Am nächsten Morgen geht es weiter dem Westen entgegen. Der Tag verläuft ziemlich ruhig. Am Abend landen wir in Podelzig. Dort sind ebenfalls Polen. Meine Eltern werden in einem Gasthaus untergebracht. Wir schlafen wieder in der Scheune bei den Pferden. In diesem Dorfe stehlen die Polen alles, was sie erlangen können. Auf einem Flüchtlingswagen befinden sich geschlachtete Schweine, welche in Säcken verstaut sind. Die Insassen dieses Wagens verlieren auf der Flucht ihre alte Oma, die sie ebenfalls in einen Sack stecken müssen, da sie in diesem Ort nicht begraben werden kann. In der

Nacht aber wird die Oma von den Polen gestohlen, weil sie in dem Glauben sind, es sei ein Schwein. Wie an allen anderen Tagen geht es zeitig weiter. Abends kehren wir in Selenzig ein. Auch dort werden wir von den Leuten aufgenommen. In der Dorfschule sind ein Zimmer und Küche eingerichtet worden; hier werden wir gepflegt. Man gibt uns angebrannte Milchsuppe und Butterbrote. Auf dem Gut wird uns ein Zimmer zur Verfügung gestellt, in welchem wir die Nacht verbringen. Wieder ruhen wir uns nach der anstrengenden Fahrt des Tages aus. Auch dieser Tag verläuft wie alle anderen. Nach 5 Tagen unserer Flucht kommen wir in Eberswalde an.

Klaus Martin Krüger
Lerchenstraße 12
75438 Knittlingen-Freudenstadt

Kindheitserinnerungen

Ich war zehn Jahre alt, als Ende Januar 1945 die Russen bei uns einrückten. Tage vorher kamen schon lange Trecks durch den tiefen Schnee, die Straße entlang Richtung Landsberg. Mein Vater Artur Göring hatte am Tage vor dem Eintreffen der Russen den Wagen mit einer Plane bespannt und das Nötigste aufgeladen. Dann hörte ich ihn immer wieder sagen: „Wir können doch das Vieh nicht hierlassen, laß uns doch bleiben“. Es war sicher sowieso schon zu spät. Schon am nächsten Morgen waren die Russen da. Es folgten Plünderungen. Eines Abends kam Frau Meta D. weinend zu uns gelaufen und sagte ganz aufgeregt: „Es ist ein betrunkenener Russe bei uns gewesen und wollte Uhren haben, wir konnten ihm keine geben, da hat er meinen Mann erschossen“. Wie ich hörte, hatten wir noch eine Uhr, aber die war vergraben. Es dauerte gar nicht lange, da war der Russe an unserer Haustür. Gleich verlangte er „Uri, Uri“ und fuchtelte mit dem Gewehr herum. Er befahl meinem Vater, sich an die Wand zu stellen und „Hände hoch!“ legte an und drückte

ab - es geschah nichts. Der Russe lud nach oder was auch immer, wieder „Hände hoch“, er drückte wieder ab, wieder geschah nichts. Das noch ein paar Mal, dann ging er. Anfang März kam ein Russe und Herr Fiedler als Dolmetscher, er sagte uns: „Alle Männer müssen sofort mitkommen, um etwas zu arbeiten“. Aber wir sahen sie nie wieder. Die Männer wurden 8 Tage auf einem Bauernhof eingesperrt und dann in einem Güterwagen Richtung Rußland abtransportiert. Wie wir später erfahren haben, wurde mein Vater schon in Woronesch tot ausgeladen. Nun waren die Frauen vogelfrei. Meine Mutter Emma G., die Nachbarinnen Grete W., Selma H. und Hedwig F. beschlossen, von nun ab zusammen zu schlafen, wir Kinder auch. Als Schlafstätte wurde das Haus von Selma H. ausgewählt, dort wohnten auch noch Ottilie und Fritz H. Schon in der ersten Nacht, wir waren alle noch auf, als drei Russen an die Haustür trommelten. Fritz H. machte auf, sie setzten sich zu uns, putzten ihre Gewehre und beobachteten die vier Frauen. Dann sagte einer zu Selma H. „Frau komm, Frau komm“. Sie

flehte und weinte, er wurde böse und zog sie mit sich fort in ein anderes Zimmer. Die beiden anderen Russen gingen auch mit. Als alle drei Russen ihr Vergnügen gehabt hatten, mußte Selma H. ihnen noch Eier backen und bedienen. Von nun an schliefen wir bei uns, aber leider nicht mehr in einem Bett, sondern auf dem Heuboden. Die Leiter, auf der wir hochkletterten, zogen wir hoch und machten die Luke zu. So wurden wir, Gott sei Dank, nicht von den Russen gefunden, obwohl Hedwig F.'s Kinder oft weinten, wenn die Russen unten im Hof waren. So verbrachten wir ungefähr drei Monate. Als der Befehl kam, daß wir raus müssen, war meine Mutter im 8. Monat schwanger. Bis Küstrin ging es zu Fuß, von dort sind wir dank Meta D., die russisch sprechen konnte, auf einem voll mit Kartoffeln beladenen Güterzug nach Berlin mitgefahren. Als der Zug rollte, hatten alle Angst, daß der Zug nach Rußland fährt. Aber wir kamen nach ein paar Tagen in Berlin an. Nach 14 Tagen wurde mein Bruder geboren, er blieb bei einer Tante in Berlin. Wir, meine Mutter, mein

14-jähriger Bruder und ich mußten weiter, wir bekamen keine Aufenthaltsgenehmigung in Berlin. Wir landeten in Grimma, dort kam mein Bruder durch einen Stromschlag ums Leben. Meine Mutter verstarb 1986 in Hahnstätten, wo wir seit 1950 lebten.

Renate Weyl geb. Göring
aus Borkow
heute: Dahlstraße 2a
65623 Hahnstätten

Der Landsberger Bahnhof - im Januar 1945 der Mittelpunkt des Geschehens

Das war unser Bahnhof mitten in der Stadt.
Ganz nah dabei stand oft die Straßenbahn parat.
Von diesem Bahnhof ging so vieles aus,
auf diesem Bahnhof kamen wir nach Haus.
Hier verließen wir und wurden verlassen,
schon fünfzig Jahre her, man kann es nicht fassen.
In der Kriegszeit haben wir hier unsere Väter zum Zuge gebracht,
und dann den Schmerz der Trennung durchgemacht.
Bald fuhr auch unser Zug ab das letzte Mal,
welches Chaos noch vorher im Wartesaal!
Dann wurde er zerbombt.
Diesen Bahnhof wird es nur noch in unserer Erinnerung geben,
er gehörte zu uns, zum Landsberger Leben.

Inge Reichhelm geb. Dietrich
Friedrich-Engels-Str. 4 / 409
16761 Hennigsdorf

Bis zuletzt in Landsberg

Als elfjähriges Mädchen erlebte ich in unserer Heimatstadt mit meiner Familie den Einmarsch der Roten Armee und die Vertreibung durch die Polen am 26. Juni 1945.
Alle Erlebnisse, die mir bis heute aus dieser Zeit unvergeßlich geblieben sind, habe ich auf 30 Seiten niedergeschrieben. Hier aber möchte ich nur einiges wiedergeben.
Von vielen Berichten in der Heimatzeitung habe ich den Eindruck, daß es nicht mehr viele Menschen gibt, die den Untergang der Stadt miterlebten. Meine Angehörigen sind auch schon alle verstorben. Ich kam mit einer Familie 1970 in den Westen. Habe bisher nur an einem Herforder Treffen teilgenommen und war auch noch nicht wieder in Landsberg. Die Stadt bekam keinen Räumungsbefehl und wir mußten nun zurückbleiben, weil wir mit keinem Zug mehr mitkamen. Die kalte, unvergeßliche Nacht, in der die Rote Armee einrückte, verbrachten wir sowie andere Nachbarn der Zechower Straße im Schröderschen Bunker, der versteckt im Park lag. Die Detonation der Gerloffbrücke am Abend ließ die Erde erbeben. Ängstlich liefen wir gegen Morgen zurück ins Haus; Koffer, Betten usw. blieben im Bunker. Von den Sachen war später nichts mehr zu gebrauchen. In der

Wohnung waren die Tante und die kranke Großmutter zurückgeblieben. Die Straße bot ein Bild des Schreckens. Auch in der Wohnung war schon alles durchwühlt. Tante und Oma saßen engumschlungen da. Von nun an sollten wir nicht mehr zur Ruhe und aus den Kleidern kommen. Ganze Horden durchsuchten die Häuser nach deutschen Soldaten, dabei gingen Uhren, Eheringe und Wertvolles gleich mit. Die Worte: „Uri, Uri“ und „Frau, komm mit!“ klingen mir noch heute in den Ohren. In der folgenden Zeit war es an der Hauptstraße kaum noch auszuhalten. Fast täglich mußten wir die Mutter vor Vergewaltigungen schützen. Sie hatte sich schon ganz alt und häßlich gemacht; meinen jüngsten Bruder auf dem Schoß, wir zwei anderen daneben. Packte sie ein Russe, so schrieten wir aus Leibeskräften, obwohl wir doch von solchen Dingen noch nichts wußten. Einer schleifte sie einmal am Handgelenk auf dem Fußboden zur Tür, die Pistole auf der Brust. Wir brüllten wie die Irren, bis er von ihr abließ. Opa wurde eines Tages von einem Russen zum Erschießen auf dem Boden angebunden. Als der „Iwan“ schon anlegte, sagte mein Opa: „Ich bin Franzos!“ Dies rettete ihm das Leben. Seine Vorfahren waren

Hugenotten.
Ein Pole kam nachts durch das Fenster und wollte meine Mutter haben. Opa stellte sich schützend davor und beschwichtigte ihn. Er sagte aber, daß er am Abend wiederkommen würde. Nun konnten wir dort nicht länger bleiben. In der Moltkestraße 5 nahm man uns auf. Die Großeltern, die Tante und zwei Nachbarinnen kamen am nächsten Morgen auch dort hin. Sie hatten eine schlimme Nacht hinter sich. Der Pole war tatsächlich wiedergekommen; brachte noch andere Kumpanen mit, auch einen Sack voller Hühner, die gebraten werden mußten. Überall suchten sie nach meiner Mutter, bedrohten alle mit Erschießen, wenn sie sie nicht fänden. Dann aßen und sofften sie die ganze Nacht, bis sie genug hatten. So kamen unsere Leute mit dem Leben davon.
In der Moltkestraße wurden alle Türen verrammelt, doch beim Russen nützte kein Schloß und Riegel. Unsere Leiden gingen auch dort weiter. Die Frauen liefen oft um ihr Leben. Wir hatten nun auch kaum noch etwas zu essen. Wenn die Luft rein war, gingen wir Kinder zum Betteln in die Stadt. Uns taten die Russen nichts. Wenn wir „Pan chleba“ sagten, so gaben sie uns meistens auch

etwas. In der Sonnenapotheke suchten wir nach eßbaren Dingen. Dort war alles kurz und klein geschlagen; es roch aus allen Flaschen. Dennoch fanden wir mehrere Kartons mit Hustensaft, die wir glücklich nach Hause schleppten. Unterwegs von Russen angehalten, ob es Wodka wäre, hielten wir es ganz fest und sagten: „Nix Wodka!“ Außerdem fanden wir 100 Päckchen Süßstoff, der für uns und andere noch lange nach der Vertreibung sehr wertvoll war. Als wir kaum noch etwas zu essen hatten, beschlossen Tante und Opa, zu einer Kartoffelmiete zu gehen. Einmal war es ihnen schon geglückt. Auf der Straße wurden sie dann aber - jeder in eine andere Richtung - von zwei Soldaten mitgenommen. Opa kam am Abend wieder zurück. Er mußte in der Richtstraße Schutt beseitigen. Von der Tante aber fehlte acht Wochen lang jede Spur. Wir waren in banger Sorge und die alten Eltern so auf sie angewiesen. Man hatte sie kurzerhand auf einen Pferdetransport, der nach Rußland ging, mitgenommen. Was sie erlebte, läßt sich nicht mit ein paar Worten schildern. Wie ein Wunder kam sie (krank und verlaust) zu uns zurück. Ihre Leidensgefährten waren ältere Männer, schwangere Frauen und Schauspielerinnen vom Landsberger Stadttheater. Ob sie jemals zurückkamen?

Meine Mutter war lungenkrank und bekam von einem netten russischen Arzt einen Schein, daß sie arbeitsunfähig wäre. Mancher „Wüstling“, der es lesen konnte, hatte Angst vor TBC. Sie mußte zur Behandlung in das Behelfskrankenhaus. Mit meinen beiden Brüdern an der Hand ging sie ängstlich durch die Straßen. Sie fand zum Glück dort ihren lieben Arzt, Dr. Friedländer. Unter welchen Bedingungen er dort arbeiten mußte, habe ich ausführlich beschrieben. Meine Mutter schreibt in ihren Aufzeichnungen: „Als wir dort ankamen, blieben wir vor Schreck erst eine Weile stehen. Es wurden nackte Leichen herausgetragen und auf einen Leiterwagen gestapelt; eine Decke darüber und ab ging es zum Friedhof. Mütter standen mit Handwagen an, um ihre vergewaltigten Töchter behandeln zu lassen. Auch drinnen saßen so viele Frauen, die auf Hilfe

warteten. Verwundete deutsche Soldaten saßen auf einer Bank draußen und sie sagten: „Was hier geschieht, das schreit zum Himmel - und kommen wir hier noch einmal heraus, so werden wir alles melden!“

Unsere Wohnung befand sich in der Friedrichstadt 28. Dort hatte sich auch Schreckliches abgespielt. Der Hauswirt, Paul Briese, wurde von den Russen erschossen und das Haus in Brand gesteckt. All unsere Habe verbrannte darin mit. Mein Vater war als Molkereifachmann fast bis zuletzt reklamiert. Dann wurde er noch einberufen. Nach kurzer Ausbildung in Meseritz wurde er am Heiligen Abend 1944 von Danzig aus nach Lettland verschifft. Wir sahen ihn nicht mehr wieder. Auch in der Molkerei hätte der Tod auf ihn gewartet, so wie es denen ging, die ihren Posten bis zuletzt nicht verlassen konnten. Die neuen Maschinen der Molkerei hatte mein Papa noch mit aus dem Rheinland geholt. Ein trauriger Anblick, als wir die neue Molkerei nun mit Löchern in den Wänden (vom Ausbau) dastehen sahen. Im Laufe der Zeit kamen nun immer mehr Polen in die Stadt. Sie nahmen sich die besten und schönsten Wohnungen und setzten die Deutschen auf die Straße. Wir hatten Glück. Zu uns zog ein anständiger Pole. Er nahm nur das Eßzimmer (der geflüchteten Familie) in dem noch ein Klavier stand. Meine Tante gab ihm Klavier- und Englischunterricht. Dafür bekam sie ein paar Lebensmittel. Er wollte aber von ihr viel wissen, z.B. wer von ihren Gerichtskollegen eine Briefmarkensammlung besaß und andere Werte. Sie hat ihm jedoch nichts verraten.

Eines Tages mußte man sich im Stadthaus registrieren lassen. Die Mutter ging hin. Der Pole hinter dem Schreibtisch warf mit einem Buch auf sie und rief: „Die Kinder heißen alle wie bei Wessel!“ Wir waren aber nicht nach dem benannt. Der 3-jährige Horst erschrak über die Bosheit des Polen und fing an zu weinen. Zur Brotausgabe trauten sich viele nicht hin aus Angst, verschleppt zu werden. Es wird zu lang, wenn ich alles ausführlich beschreibe.

Eines Tages war es dann soweit! Wir wurden von zwei Polen mit weiß-

roter Armbinde und Karabinern aus den Häusern getrieben. Ich vergesse die Panik, die uns befiel, nie. Wir rafften in der Eile das Nötigste, was wir noch besaßen zusammen und luden es auf zwei kleine Handwagen. Meine Oma und mein kleiner Bruder wurden gezogen. Lebensmittel hatten wir kaum dabei. Gerechterweise muß ich erwähnen, daß sich zwei Polinnen noch von uns verabschiedeten und Tränen in den Augen hatten. Sie nahmen noch Sachen von uns in Aufbewahrung, konnten sie aber wohl nicht mehr nach Berlin zu unseren Verwandten senden? Ein im Keller vergrabenes Kästchen blieb ebenfalls zurück. Die Polen standen mit Knüppeln am Wegrand und trieben uns auf die Küstriner Chaussee. Wer nicht schnell genug ging, bekam noch Schläge dazu. Polenfrauen lagen in den Fenstern und verlachten uns. Man hörte sie sagen: „Die kommen doch mit ihrem Gepäck nicht weit, es wird ihnen abgenommen!“ So war es dann auch. Manchem wurde noch das letzte genommen. Ein langer Elendszug verließ die Stadt. Man wunderte sich, wie viele Menschen noch in Landsberg geblieben waren. Meine Lehrerin, FrI. Schüring, aus der Volksschule, bei der ich 4 Jahre Unterricht hatte, sah ich ihre alte Mutter in einem Kinderwagen schieben. Schreibwarenhändler Genske war mit einer Schubkarre unterwegs. Die Steine der Kochstellen begleiteten uns bis Berlin. Grüne Äpfel an den Bäumen und Kartoffeln, die wir fanden, waren unsere kärgliche Nahrung. In Küstrin war kein Stein mehr auf dem anderen. Man wollte uns nicht über die Oder lassen. Unterwegs verloren wir unsere Angehörigen. Meine Mutter zog mit uns durch das kaputte Berlin. Fünf lange Wochen irrten wir umher, bis wir endlich auf einem Dorf an der Elbe eine neue Bleibe fanden. Die schlimmen Erlebnisse und Strapazen waren nicht spurlos an uns vorübergegangen. Meine Mutter und ich waren danach noch jahrelang krank in Heilstätten. Letzten Endes aber dankten wir Gott für seine Bewahrung, daß wir mit dem Leben davongekommen sind.

Ruth Kühnel
Arndstraße 45
32547 Bad Oeynhausen

Ein letzter Brief aus Stolzenberg

beschreibt die verzweifelte Situation kurz vor der Besetzung durch die Russen und ist zu einem Zeitdokument geworden. Frau Elisabeth Arndt war meine Tante. In Berlin war sie bei einem der ersten Großangriffe ausgebombt worden und war dann nach Stolzenberg evakuiert. Sie wohnte bei ihrem Bruder Hugo Gebauer. Ihr Mann, Paul Arndt, war Oberleutnant, lange Zeit an der Ostfront, zu jener Zeit im Berliner Raum stationiert. Er führte eine Abteilung des Heeres-Kraftfahrzeugparks. Als Evakuierte hätte Frau Arndt Stolzenberg in den Januartagen verlassen können, sie wollte sich aber, was verständlich ist, von den eben wiedererworbenen Sachen nicht trennen. Als sie nach Weihnachten 1944 von einem Besuch bei ihrem Mann zurückkam, sagten meine Eltern: „Du kommst zurück? Wir werden bald flüchten müssen, mach, daß Du wegkommst!“ - Sie hoffte, daß ihr Mann sie und ihre Sachen mit einem Lastwagen abholen könne. (Die ortsansässigen Neumärker durften ohne Räumungsbefehl nicht flüchten, was dann für die nordöstlichen Dörfer des Kreises Landsberg verhängnisvoll wurde.) Arndts sind beide vor Jahren gestorben. Hans-Joachim Stambke, Pfarrer i.R. Karlstr. 3 72658 Bempflingen
**Stolzenberg, den 26. Januar 1945
Mein Geliebter....**

Heute bin ich wieder ganz verzweifelt. Herr...war hier und fuhr mit... wieder zurück, ich hoffte nun, daß ich Sachen mitgeben könnte, aber Du kannst Dir keinen Begriff machen, wie vollgepackt sie waren

und an ein Mitkommen gar nicht zu denken. So wird es immer sein. Wenn wir Räumungsbefehl bekommen, wird uns keiner mitnehmen. Jeder macht, daß er wegkommt. Wie kannst Du uns bloß helfen. Lotte (Stambke, ihre Schwester) sagt immer, ich habe das Gefühl, Paul kommt doch noch. Ich glaube es nicht. Wenn Du nach dem Westen gefahren bist, kannst Du vor Ende nächster Woche nicht zurück sein und bis dahin kann sich viel entscheiden. Ich denke immer, es muß ein Wunder geschehen, aber es geschieht doch keines. Tag und Nacht kommen die Flüchtlinge. Joachim (Stambke) hat dadurch wahnsinnig zu tun, und bei Lotte geht es aus und ein. Diese Nacht um 1 Uhr kamen zu Lotte wieder drei Familien. Heute abend mußten wieder (welche) untergebracht werden. Darunter ein elternloses Kind. Es ist bei Lotte, ein Junge von 8 Jahren, beide Beine so erfroren, daß er nicht laufen kann. Die Eltern waren grad zur Beerdigung des Großvaters, als sie weg mußten. Unterwegs haben ihn die Leute dann ausgesetzt, eine Arbeitsdienstabteilung hat ihn dann aufgelesen und bis hierher mitgebracht. Ach, es ist ein Elend. Von hier fahren schon viele ab. Sie haben alle Gelegenheit. Nur wir nicht. Es sind immer Militärautos, die sie abholen. Meine einzige Hoffnung ist nun noch Frau ... Nun werde ich wohl alles stehen lassen müssen. Seit Sonntag, also bald eine Woche, habe ich noch nicht geschlafen. Was soll nur werden. Wenn wir nun alle hinter Berlin kommen sollen, dann entsteht

bestimmt eine große Hungersnot, und wir werden dann doch elendiglich umkommen. Heute abend hat die Kreisleitung über Drahtfunk auf die Gefahr von Luftlandetruppen hingewiesen. Auch das noch. Ob wir uns noch mal wiedersehen? Liebling, Liebling, wäre ich nur nicht nach Neujahr abgereist, wer konnte auch ahnen, daß es so schnell über uns hereinbricht und dann alles abgeschnitten, nicht telefonieren, nicht depeschieren. Da es keine 100 km sind, haben sie es mir nicht abgenommen, kein Paket schicken. Alles kommt den Russen zugute, die brauchen gar nicht für Nachschub sorgen, sie finden alles vor. Wenn man die Leute hört, was die alles dortlassen mußten, es ist furchtbar, das ganze Getreide und das viele Vieh. Heute hat Frau Schulz geschrieben, daß ich zu ihnen kommen kann. Wenn es aufs Letzte geht, muß ich doch zusehen, daß ich noch mit der Bahn wegkomme, aber da bekomme ich ja kein Gepäck weg. Das reißen sie mir ja aus den Händen. Und dann die furchtbare Kälte. Heute ist ein Schneetreiben, ich glaube kaum, daß die Menschen morgen weiterkommen. Wo können Dich meine Gedanken suchen? In großer Liebe... Deine trostlose Elisabeth.

27. Soeben Deinen Brief vom 22. erhalten. Ich hoffe noch immer, daß Du kommst, sonst ist hier kein Wegkommen. Hugo packt alles zusammen, es geht alles drunter und drüber.

Aus meiner Tätigkeit als Bezirksschwester in der Besatzungszeit Landsberg/Warthe 1945

30 Jahre sind vergangen, seit wir Ostdeutschen die Heimat verlassen mußten, aber die Erinnerung an die wohl schwerste Zeit meines Lebens ist wach geblieben....Fast ist es so, daß ich diese Zeit aus meiner Vergangenheit nicht missen möchte, denn sie hat mich für alle späteren Daseinskämpfe stark gemacht! Der Bahnhofsdienst, den ich wäh-

rend der Kriegszeit als Schwesternhelferin beim DRK versah, brachte schon viele schwere Erlebnisse, aber wir Helferinnen konnten nur in dem vorgeschriebenen Rahmen wirken, während all das, was ich nach dem Zusammenbruch tat, aus Eigeninitiative erfolgte und von dem Instinkt, wie man am besten überleben konnte, geleitet wurde. 31. Ja-

nuar 1945! Die Front war unmittelbar um Landsberg. Angst regierte uns alle, die wir zurückgeblieben waren, und niemand konnte sich dieser Angst entziehen! Da nutzte aller Mut wenig, und man mußte das Denken vergessen! Nur der Instinkt schrieb einem das Tun vor! Meine Tätigkeit, anderen zu helfen und damit mir und den Meinen über

diese schlimme Zeit hinwegzuhelfen, begann damit, daß ich eine Wöchnerin mit 2 Kindern und drei schwangere Frauen aus einer Klinik aufnahm, die zwar noch von sehr guten Schwestern betreut wurden, aber vom Arzt verlassen worden waren. Da sich die Klinik in meiner unmittelbaren Wohnnähe befand, konnte ich den flüchtenden, schwangeren 3 Frauen zunächst Unterschlupf geben, bis die ersten schlimmsten Tage vorbei waren, und diese Frauen nebst dem Ehemann der einen den Rückweg nach Driesen antreten konnten. Sie stammten wohl alle von dort und - wie ich später erfuhr - ist der betr. Ehemann dort Bürgermeister geworden. Ob er polnischer Herkunft war, ist mir heute nicht mehr bewußt (sein Name war deutsch: Rosenkranz). Die junge Frau mit den zwei Kindern blieb bei mir und meiner Familie bis zu unserer Ausweisung. Hinzu kamen noch meine Hausnachbarn, ein Baumeister mit seiner Frau, die sich allein fürchteten und bei mir Zuflucht suchten. Zeitweise kamen noch andere Bekannte und Unbekannte, die für einige Tage oder auch einige Wochen aufgenommen werden wollten In der Sorge um diese große Notgemeinschaft wuchsen mir Kräfte, die ich selber nicht in mir vermutet hätte..... Ich mußte Essen und Trinken für die mir anvertrauten Menschen heranschaffen.....

Solange dies für mich als Frau nicht möglich war, da der Mob überall wütete, übernahm es mein Vater, Kartoffeln aus verlassenen Häusern heranzuholen. Ein Fuhrhof in der Kladowstraße gab, solange die Inhaber es konnten, täglich Milch für den Säugling, der ja erst 4 Tage alt war als seine Mutter und das 4-jährige Schwesterchen mit diesem Baby zu mir kamen. Leider war nach 14 Tagen die Milchquelle versiegt, denn die Russen hatten die einzige Kuh weggetrieben. Ich fand gottlob eine andere Möglichkeit, die mir bis zur Ausweisung blieb: Heinersdorf! Davon aber später. Ich wohnte in der Kladowstraße, ganz in der Nähe des „Weinbergs“, und dorthin verirrt sich in den ersten Tagen nur wenige Russen. Die Menge blieb in der Innenstadt, wo

es ungeheuer viel Sprit gab! Eine Spirituosenhandlung soll 35.000 Liter Sprit gelagert haben. Wehrmachtssprit! Und der fiel nun den Eroberern in die Hände! Die vielen Brandschatzungen und die entsetzlichen Verbrechen, die in den ersten Tagen in der Innenstadt geschahen, sind sicher auf den vielen Alkohol zurückzuführen. Als die Innenstadt in Schutt und Asche lag, kamen die russischen Soldaten auch in die Außenbezirke und nisteten sich dort ein. Sofern ihnen eine Wohnung gefiel oder wenn sie sie gründlich ausräubern wollten, wurden die Wohnungsinhaber innerhalb weniger Minuten aus der Wohnung geworfen und sie mußten sehen, wo sie bleiben konnten!

10 x wurde ich mit meiner riesigen Familie aus Wohnungen herausgeworfen. Zuletzt hatten wir gerade noch soviel, wie für alle zusammen auf einen Handwagen ging. Doch dieses Schicksal traf uns nicht allein. Es war ein großes Wandern innerhalb der Stadt! Eines Tages kamen russische Offiziere, die Frauen für Pferdetransporte gen Rußland suchten. Ich wurde sofort dafür vorgesehen und auf einer Liste erfaßt. In meiner Verzweiflung wandte ich mich an einen Landsberger Arzt und mit dessen Hilfe an den polnischen Kreisarzt. Von diesem bekam ich sogleich schriftlich, daß ich von der polnischen Behörde als Bezirksschwester für die deutsche Bevölkerung eingestellt worden sei! Ich hatte dem Kreisarzt (Dr. Obuchowitz) meine Not geschildert und er half sofort! Ich konnte den russischen Offizieren nun mit der Anstellungsbescheinigung entgegenreten, und man strich mich aus der Liste! Diese mir bescheinigte Tätigkeit begann zunächst in der Zusammenarbeit mit den deutschen Ärzten: Ich sammelte in den verwüsteten Wohnungen Medikamente und lieferte sie bei den deutschen Ärzten ab. Anfangs war dies die einzige Möglichkeit, an Medikamenten zu kommen. Später, als die Zusammenarbeit sich zwischen unseren Ärzten und den russischen Ärzten einspielte, schrieben mir die deutschen Ärzte auf, welche Medikamente sie benötigten, und ich konnte fast alle von der russischen

Krankenhausapotheke bekommen. Nie wurde ich von den russischen oder polnischen Stellen schlecht behandelt. Allerdings wahrte ich den Stellen gegenüber stets eine große Zurückhaltung und Korrektheit, die gebührend gewürdigt wurde. Hin und wieder wurden die Stadtbezirke auf evtl. Seuchen durchsucht. Wir Schwestern bekamen die Häuser straßenweise zugeteilt, mußten alle Kranken erfassen und den zuständigen russischen Ärzten melden. Interessant war, daß sich russische und auch polnische Ärzte gern von ihren deutschen Kollegen untersuchen ließen. Wollten sie wohl die deutsche Behandlungsweise kennenlernen? Ich hatte mit zu meinen Stadtbezirken auch einige Dörfer zur Betreuung übernommen. Ich tat dies einfach nur deshalb: Ich hoffte, dort Kartoffeln und Roggen für meine Familie zu bekommen. So brachte ich der Landbevölkerung die von ihr erbetenen Medikamente und ich erhielt im Gegenzug etwas Schrot oder Kartoffeln. Sie selbst hatten ja auch nichts anderes zu essen. Großes Glück hatte ich in Eulam: Ich kam zufällig an einem Tag dorthin, an dem die Russen Rinder schlachteten. Von einem Einwohner wußte ich, daß immer mal ein Kuhkopf an Deutsche abgegeben wurde. Ich also hin! Erst wollte der zuständige Offizier mir nichts geben, doch als ich meinen russisch-polnischen Schwesternausweis vorzeigte, tat er mir eigenhändig den besten Kuhkopf mit Zunge (!) in einen Sack, die Lunge und ein großes Stück Fleisch aus der Keule gab er noch dazu, und so konnte ich glücklich mit dieser Last, die ich auf einen Handwagen lud, nach Hause ziehen.

Um mit den russischen Ärzten den erforderlichen Kontakt zu bekommen, brauchte ich einen Dolmetscher. Ein rumänischer Soldat wurde mir zugeteilt, und ich konnte jederzeit seine Hilfe anfordern. Er hieß Cebotari; er war stets freundlich und hilfsbereit. - Für die polnischen Behörden benötigte ich keinen Dolmetscher. Die Polen konnten zumeist die deutsche Sprache, aber wir Deutschen konnten die ihre nicht! Eine deutsche Arztfrau aus Landsberg, Frau von Kloth, die aus

dem Baltikum stammte und fließend Russisch sprach, stellte sich mir zum Dolmetschen zur Verfügung, und ich hatte fortan keine Verständigungsschwierigkeiten mehr. Ich brachte deutsche Patienten, die oft von weither zu mir kamen, zu den russischen Fachärzten. Es muß sich in den Dörfern und Städten (Friedeberg, Berlinchen etc.) rumgesprachen haben, daß die Patienten durch mich Hilfe bekommen könnten, und so machten sich die Leute von überallher auf den Weg, um sich bei mir einzufinden und zu den Fachärzten gebracht zu werden. Mein Weg führte mich immer in das ehemalige Krankenhaus von Landsberg, in dem jetzt nur Russen lagen. Die russischen Ärzte behandelten dort meine Patienten, und sie halfen wo sie nur konnten (ambulant)! Die Stationen in dem Krankenhaus hatten ein ganz anderes Gesicht als in der deutsche Zeit. Man hatte alle Türen aus den Patientenzimmern herausgenommen und nur Perlschnüre angebracht. Diese hingen wie ein Vorhang in den Zimmereingängen. In den Fluren standen Spucknapfe!! Aber es war alles gut sauber. Mit besonderer Hochachtung denke ich an die russische Augenärztin, die sich sehr für meine Patientin einsetzte. Ich brachte eine sehr junge deutsche Frau zu ihr: Ein betrunkenen russischer Offizier hatte diese Frau begehrt, die ihren Säugling im Arm hatte und vor ihm zurückwich. Er griff sofort nach seiner Pistole, schoß auf den Säugling, den die Mutter glücklicherweise aus den Armen fallen ließ, so daß das Kind unversehrt blieb, aber der Schuß ging in den Arm der jungen Mutter. Dann schoß der Offizier dieser jungen Frau ein Auge aus Wochen vergingen, ehe sie sich aus dem Haus wagen konnte, um durch mich an die Fachärztin zu gelangen. Als ich der Ärztin diesen Vorfall durch den Dolmetscher klarlegen ließ, sagte sie: „Schwester, ich will versuchen, das Unheil, das mein russischer Kamerad verursacht hat, wieder gutzumachen.“ Die junge Frau wurde nun einige Male von der Ärztin operiert, und ich hielt dabei die Hände der Patientin. Nachdem der Augenschlitz geweitet und der

ausgelaufene Augapfel entfernt war, wurde ein provisorisches künstliches Auge eingesetzt. Die Behandlung war damit noch längst nicht beendet, aber es kam die Ausweisung, und ich weiß nicht, was aus der Patientin geworden ist. Auch der polnische Kreisarzt operierte einige Patienten, jedoch mit negativem Erfolg. Ein älterer deutscher Soldat, der vom Fronteinsatz erkrankt zurückgekehrt war, litt an einer Phlegmone, die dieser Kreisarzt gemeinsam mit dem polnischen Stadtarzt in einer Wohnung völlig unsteril operierte. Es waren keine Narkotika zur Verfügung, und so mußte der arme Patient, dessen Bein ich bei der Operation festhielt, alle Schmerzen ungemindert ertragen! Der polnische Stadtarzt wurde dabei ohnmächtig.....!

Ein akuter Blinddarm wurde auch von dem Kreisarzt operiert. Die Patientin starb! - Ich glaube, daß dieser Arzt helfen wollte, aber er konnte es nicht. Ob er überhaupt Operateur war?

Ich hatte an meiner Wohnungstür ein großes rotes Kreuz, und in russischer und polnischer Sprache stand: „Schwestern-Station!“ Die polnische Miliz hat diese Station sehr respektiert: Wenn nächtliche Hausdurchsuchungen waren, klopfen sie verhältnismäßig leise an meine Tür, und auf Zehenspitzen liefen sie durch die Räume und sahen unter die Betten ... Mit einer Entschuldigung verließen sie die Wohnung wieder.

Durch einen Polen hatte ich erfahren, daß in Heinersdorf die Kühe zusammengetrieben worden seien, und daß auf einem Großbauernhof evtl. Milch zu bekommen wäre! Die Polen verwalteten diesen Hof. Als ich in Tracht dort erschien und den Polen klarmachte, daß ich außer meiner kleinen Tochter noch einige Kinder, darunter ein Baby, zu versorgen hätte, erklärten sie sich bereit, mir jeden Morgen eine Kanne Milch zu geben. So lief ich allmorgendlich früh um 4 Uhr nach Heinersdorf und kehrte mit einer vollen Milchkanne zurück! So konnte ich ab und an auch ein wenig Milch in unseren Roggenschrot für die Erwachsenen geben.... Dafür bin ich heute noch dankbar! Es war

uns Deutschen allen bekannt, daß die Polen von den Russen sehr beaufsichtigt wurden, und daß die Polen die Russen sehr fürchteten! Eines Tages, ich war gerade in der „Milchkammer“, um meine Milch entgegenzunehmen, kam eine unerwartete Kontrolle der Russen. Ich mußte mich im Kartoffelkeller stundenlang verstecken und wurde nicht entdeckt! Diese Milchquelle blieb mir bis zur Ausweisung erhalten! Daß ich jeden Morgen so früh nach Heinersdorf lief, hatte folgende Gründe: Um diese Uhrzeit schließen die Russen, und ich brauchte keine Belästigung zu befürchten. Außerdem war ich immer rechtzeitig zurück, um meinen Dienst an den Patienten zu versehen. Und: Es war den Polen strengstens untersagt, an die Deutschen irgendwelche Lebensmittel zu geben. Von der Stadtbehörde wurde erst in den letzten Wochen vor der Ausweisung etwas Brot verteilt. Die Leute standen stundenlang vor den „Geschäften“, in denen die Polen total nasses Brot in kleinen Stückchen ausgaben. Nur wenige der Anstehenden bekamen ihre Ration, und schon wurde diese Ausgabe wieder geschlossen! Wenn ich zum Brotempfang ging, kam ich immer bevorzugt dran: Die Polen winkten mich sofort herein, und ich hatte mir von den verschiedenen Leuten, die vor der Tür standen, die Marken geben lassen und konnte auf diese Weise vielen meiner Landsleute helfen. Sonst haben wir keinerlei Lebensmittel erhalten. Jeder mußte sehen, wie er sich „über Wasser halten“ konnte. Das ist vielen Deutschen nicht geglückt und Krankheiten und Hoffnungslosigkeit sorgten dafür, daß täglich Rollwagen voll mit Leichen durch die Straßen unserer Stadt fuhren. Es war ein schrecklicher Anblick, aber man mußte sich auch daran gewöhnen.

Das Leben in dieser Zeit verlangte viel von einem, und man mußte hart werden. Es gab dabei Vorkommnisse, die so schrecklich waren, daß man sie nie vergißt: In Eulam betreute ich eine umfangreiche Familie: Großeltern mit Tochter und deren 5 Kindern. Sie wohnten ganz am Rande des Dorfes. Der Wald grenzte unmittelbar an ihr

Grundstück. Die Familie freute sich sehr, wenn ich zu ihr kam, denn ich brachte nicht nur Medizin, auch der menschliche Kontakt machte sie glücklich. Die junge Frau glaubte, daß sich ihr Ehemann irgendwo in den Wäldern um Landsberg aufhielt, denn auch in dem Wald um Eulam waren deutsche Soldaten versteckt. Täglich kochte diese Frau einen großen Topf Kartoffeln und mit ihrem Vater trug sie ihn abends in den Wald, um ihn am nächsten Tag leer von dort wegzuholen. Sie hoffte, daß auch ihr Mann von irgendwoher zu essen bekam! Wenige Tage vor unserer Ausweisung kam ich wieder zu diesem Gehöft, und es bot sich mir ein trostloses Bild: Die Großmutter saß mit 5 kleinen Kindern weinend im Zimmer: Deutsche „Weiber“ hatten von der Hilfe für unsere Soldaten erfahren und sie, die „Beziehungen“ zu den Russen hatten, haben diese Aktion den Russen gemeldet! Man hat daraufhin die junge Frau mit dem Vater gefaßt, als sie wieder in den Wald gingen.....und man hat beide in einer Kiesgrube erschlagen und dort verscharrt!

Ich habe oft an diese gute Familie denken müssen. Was mag aus den Kindern und der Großmutter geworden sein? Haben sie die Ausweisung überstehen können? (Der Name der Familie war Göller oder Gördeler.)

In Derschau hatte eine Bauersfrau deutsche Soldaten versteckt. Sie erzählte es mir, als ich auf meinen Überlandgängen bei ihr war. Ich beschwor sie, keinem anderen davon zu berichten, aber mir vertraute sie.....Ich habe ihr trotzdem nicht erzählt, daß auch ich zwei deutsche Soldaten aufgenommen und versteckt hatte.....!

In einer der ersten Nächte nach dem Russeneinfall klopfte es nachts an meine Wohnungstür. Als ich angstvoll öffnete, standen zwei junge Männer in Zivilkleidung vor mir und baten herzerreißend um Aufnahme für diese eine Nacht! Sie hatten von irgendwoher die Zivilkleidung bekommen und ihre Monturen fortgeworfen, aber sie konnten bei 18 Grad minus nicht die Nacht im Freien zubringen, außerdem waren sie hungrig und übermüdet.....Hier

hatte ich wohl die schwerste Entscheidung meines Lebens treffen müssen: Was tun?? Nach Einbruch der Dunkelheit durfte sich keine Zivilperson auf den Straßen sehen lassen. Jeder wäre erschossen worden.....In aller Eile haben wir nun Deckbetten und Wolldecken auf den Speicher über dem nachbarlichen Bauhof geschafft (man mußte eine hohe Leiter rauf klettern). Eßware wurde dazugestellt und die jungen Männer versprochen, am frühen Morgen noch bei Dunkelheit zu verschwinden.....

Wir haben die Ärmsten aber doch wecken müssen, denn ihr Schlaf war zu tief; sie hätten vermutlich tagelang geschlafen. Hierzu sei vermerkt: Auf das Verstecken von deutschen Soldaten stand die Todesstrafe! Wir wären alle verloren gewesen, wenn man davon in russischen Kreisen erfahren hätte!

Wie mörderisch die Wut der Russen und Polen auf die deutschen Soldaten war, mußte wir an Folgendem erleben: Einige Zeit wohnte ich in einer Wohnung am Schützensee; ich war gerade aus der eigenen Wohnung vertrieben. In unserer Nähe erlebten wir einen Luftkampf: Ein Flugzeug wurde abgeschossen, und man sah einige Fallschirmjäger abspringen. Nur einer ging dicht an unserem Hause herunter, alle anderen wurden weit fortgetrieben. Um diesen Fallschirmspringer flog ein kleines russisches Flugzeug herum, und daraus wurde auf diesen sich in Luftnot befindlichen Soldaten geschossen. Wie wir von unseren Fenstern aus sehen konnten, wurde der Soldat an den Beinen getroffen. Als er langsam in Bodennähe kam, liefen viele Polen herbei mit Sensen, Knüppeln, Gewehren etc.. Zum Glück kamen auch zwei russische Jeeps, sonst wäre der Flieger gelyncht worden! Erst als der Flieger am Boden war, erkannten die Russen ihn als Amerikaner! Er wurde in den Jeep gesetzt, und fort ging es....!

Die GPU hatte in Landsberg viele Häuser besetzt. In den Kellern fanden die Verhöre statt! Auch mein Vater wurde auf der Straße verhaftet und von der GPU verhört. (Wie kam es, daß der Sohn einer Landsbergerin dort „rechte Hand“

des GPU-Chefs war??) Man konnte meinem Vater gottlob nichts Nachteiliges nachweisen, und so entließ man ihn mit dem Bemerkten, „er könne jetzt nach Hause gehen“! Mein Vater aber weigerte sich, denn er wußte, daß sich niemand nachts auf der Straße blicken lassen durfte, und man gab ihm einen russischen Soldaten als Begleiter mit! Das war wohl einmalig!

Wir haben alle in dieser Besatzungszeit unendlich viel Schweres erlebt, aber es gab auch Vorfälle, derer man sich immer wieder gern erinnert, denn sie zeigten, daß die Menschlichkeit doch noch existierte, und das war der Strohalm, an den man sich immer von neuem klammerte.....!

Drei Tage vor der Ausweisung ging ich bei strömendem Regen die Hindenburgstraße entlang. (Niemand ahnte, welches Unheil auf uns Deutsche jenseits der Oder-Neisse im Kommen war.) Am Fenster des ehemaligen Runze-Hauses neben Schuchmann stand der russische Generaloberst-Arzt, Dr. Bloch, den ich aus meiner Tätigkeit kannte. Er winkte mir und bat mich: „Ah, Sistra, bitte kommen!“ Ich schüttelte verneinend den Kopf, denn ich hatte nie private Beziehungen zu den Vorgesetzten unterhalten. Dr. B. bat durch Gesten und mit einem sehr eindringlichen „bitte, sehr wichtig!“, und ich ging zu ihm in die Wohnung. Hier legte er eine Landkarte auf den Tisch, zeigte auf die Oderlinie, hob 3 Finger in die Höhe und sagte: „Niemski raus!“ Ich verstand es nicht. Da er aber sehr eindringlich gestikuliert, bat ich nur: „Ich hole meine Dolmetscherin.“ Als ich mit Frau von Kloth und zugleich mit dem deutschen Arzt, Dr. F., zurückkam, sagte uns Herr Dr. Bloch: „In 3 Tagen werden die Deutschen aus dem Gebiet rechts der Oder herausgetrieben. Es ist streng geheim, aber die Schwester hat stets gut mit uns gearbeitet und sie war immer freundlich, da möchte ich ihr und ihrer Familie die Möglichkeit geben, das Gebiet früher zu verlassen.“ Ich bat ihn sofort: „Herr Dr., bitte geben Sie mir eine Bescheinigung, damit wir mit einem russischen Lastwagen mitfahren können.“ Doch seine Antwort war: „Schwester, kein

russischer Soldat gehorcht einem fremden Vorgesetzten!“ Ich bat ihn trotzdem um diese Bescheinigung, die er mir auch ausstellte und lächelnd übergab, als er hörte daß ich sie für 15 Familienangehörige benötigte! Sofort machte ich mich auf die Suche nach einer Automöglichkeit, aber ich fand diese in den ersten 2 Tagen nicht.

Dann kam die Ausweisung für die Deutschen! Darüber ist sicher schon viel geschrieben und gesprochen worden.....Als die Russen und Polen zu uns in das Haus kamen, gingen sie an meiner Tür vorbei. Ich suchte zunächst den polnischen Kreisarzt auf, der mich bat, in Landsberg zu bleiben. Ich ließ mir dies für alle Fälle schriftlich

geben: Eine Aufenthaltserlaubnis für meine große Familie! Ich wollte den Meinen die Landstraße ersparen.... Auf dem Heimweg traf ich zufällig Herrn Dr. Bloch. Er war entsetzt, mich noch hier vorzufinden und bat: „Gehen Sie! Hierbleiben nicht gut!“ Nun suchte ich also weiter nach einem Lastwagen.....

Am Nachmittag traf ich zwei russische Offiziere, die sich schon manches Mal von der dolmetschenden Arztfrau und deren Verwandten Übersetzungen haben machen lassen. Diese beiden Offiziere waren bereit, uns in Küstrin an einen deutschen Zug zu bringen. Sie hätten uns gern bis nach Berlin gebracht, aber sie kamen ohne schriftlichen Befehl nicht um den Kontrollpunkt

herum. Das war Küstrin! Gegen Abend kamen die Offiziere wirklich! In rasender Eile packten wir unsere geringe Habe auf das Lastauto, und in einem Mordstempo fuhren wir dann los, vorbei an all den armen Menschen auf der Landstraße!

Die Russen haben ihr Wort gehalten; sie haben uns direkt bis an den deutschen Zug gebracht. Wir hatten ihnen vorher etwas Schmuck und Kleidung geben müssen. Das haben wir gern getan, denn uns ist durch sie die Landstraße erspart geblieben!

Käthe Schimek
Hildegardstraße 08
10715 Berlin

Züge, mit Leid beladene Züge!

Eigentlich hätte ich das Weihnachtsfest 1944 nicht bei meinen Lieben daheim feiern sollen, sondern im Landjahrlager mit den Kameradinnen. Es hieß, die Züge seien überfüllt, Verwundete und Soldaten, die in Heimaturlaub durften, zu befördern, wäre zur Zeit wichtiger. Seit meiner Schulentlassung im Frühjahr lebte ich in dem Landjahrlager in Neuholland nördlich von Berlin mit knapp vierzig gleichaltrigen Mädchen zusammen. Wir hörten oft die Bombengeschwader in Richtung Berlin fliegen, wenn wir bei Alarm im Keller saßen. Doch über die wirkliche Kriegslage wußten wir wenig, man versuchte, vieles von uns fernzuhalten, Radio gab es nicht für uns. Vater setzte es durch, daß ich zum Fest heim durfte. Er hatte kurzfristig seine Einberufung bekommen, wie noch viele andere und entschied ältere Männer aus dem Dorf. Vater war schon zweimal für einige Zeit Soldat, wurde aber als Eisenbahner auch in der Heimat gebraucht. 1943 wurde er nach Tamsel versetzt, versah seinen Dienst als Weichenwärter seither auf einem der zwei Stellwerke, und wir zogen in das Häuschen am Bahndamm, wo neben der Schranke noch die kleine Bude des Schrankenwärters stand. Längst wurden die Schranken automatisch vom Stellwerk aus bedient.

Die Hütte stand leer, das Telefon aber funktionierte immer noch, so konnten wir mit Vater und auch zum Bahnhof telefonieren.

Mir gefiel Tamsel mit seinem hübschen Schloßchen inmitten eines gepflegten Parks, im Norden die bewaldeten Hügel und im Süden hinter weiten satten Wiesen die Warthe. Ich kannte und liebte den Fluß schon von der anderen Seite, von Schützensorge, wo ich geboren wurde und zehn Jahre meiner Kindheit verbracht hatte, schöne Jahre, meine ich. Nun war ich wieder in Tamsel, Schnee bedeckte die Warthewiesen, die Äcker rundum. Das Weihnachtsfest wurde traurig, es herrschte eine drückende Stimmung, Vater mußte fort, was kam auf uns zu? Ahnte Vater es? Er bat mich, nicht wieder in das Lager nach Neuholland zurückzufahren. Sah er mehr, als ich zu glauben wagte? Außerdem war Mutter hochschwanger, und am 28. Dezember 1944 wurde dann Joachim geboren. Mutter ging es danach nicht gut, sie blieb bettlägerig. So mußten Lisa, die Älteste mit 16 Jahren, und ich, noch nicht 15, den Haushalt, die sechs jüngeren Geschwister und das Kleinvieh im Stall versorgen. Grund genug, die Erlaubnis einzuholen, bei meiner Familie zu bleiben. Ich bekam sie, und hörte nun des Nachts wieder

die Züge am Haus vorbeirattern. In den ersten Tagen in diesem Haus weckte uns in den Nächten jeder Zug, doch schon bald störten sie uns nicht mehr, es wurden vertraute Geräusche. Auch ich gewöhnte mich schnell wieder daran. Ich aber beobachtete plötzlich die Züge, die an unserem Haus vorbeifuhren, sehr skeptisch, sie beunruhigten mich, denn sie waren vollgepfropft mit Menschen aus dem östlichen Deutschland, mit Flüchtlingen aus den Kampfgebieten. Die Front kam näher. Die Menschen froren in den kaum geheizten Zügen, Kohle war knapp, doch der Winter hart und kalt. Über den Feldern lag eine dichte weiße Decke, angehäufelte Schneewälle zierten die Straßenränder, der Frost ließ das Wasser in den Bächen und auf der Warthe gefrieren. Manchmal mußte so ein überfüllter Zug vor dem Signal nahe unseres Hauses halten, dann sahen wir jemanden neben den Schienen durch den Schnee stapfen, es klopfte an unsere Tür. Wir hielten meist schon heiße Getränke, ein wenig Milch bereit, was wir eben hatten, denn allmählich wurde auch bei uns die Lebensmittelversorgung schlechter. Zum Glück konnten wir immer noch ein Glas eingemachtes Obst oder Gemüse aus dem Keller holen. In den Waggons waren viele Mütter mit Kindern dicht zusammen-

gedrängt, hatten kaum etwas zu essen, nichts zu trinken. Für die Kleinsten, manche gerade geboren, keine Milch, die Babies froren, sie wimmerten, weinten jämmerlich. Viele Menschen hatten ja kaum Zeit gehabt, das Wichtigste einzupacken, und viel konnten sie sowieso nicht unterbringen in den überfüllten Wagen. Es war zum Erbarmen, Kinder schrieten vor Kälte und Hunger, und wir vermochten so wenig zu helfen. Und selbst ich hätte weinen können, als ich hörte, daß einige von diesen hilflosen kleinen Babies diese Strapazen nicht überstanden. Sie starben in den Armen ihrer Mütter und durften nicht in den bis zum Trittbrett überfüllten Wagen bleiben. Vielleicht fand eine Mutter bei einem Halt eine gute Seele, die ihr das tote Kind abnahm, es irgendwo begrub. Doch ich hörte zu meinem Entsetzen, daß manches leblose Bündel neben den Schienen liegen bleiben mußte. Mancher fand so ein Bündelchen und grub einem gerade erst geborenen, zum Sterben verurteilten winzigen Wesen ein Grab. Und es kamen immer mehr Flüchtlinge, auch auf der schneeglatten Dorfstraße fuhren Trecks, Bauernwagen mit Planen überzogen, vollbepackt, meist hatten Frauen oder aber alte Männer die Zügel in der Hand. Kinder, Großmütter froren im Inneren der von müden Pferden gezogenen Wagen trotz warmer Decken.

Es ging schon weit in den Januar 1945 hinein, Mutter kränkelte immer noch. Sie befürchtete, daß auch uns noch solches passieren könnte und redete mit uns Großen darüber. Aber ich sagte dann energisch mit meinen knapp 15 Jahren: „Niemals, wenn doch die Russen bis zu uns, gar bis zur Oder kommen sollten, dann ist Deutschland längst verloren und der Krieg vorbei, denn Kämpfen ist dann längst sinnlos. Soweit wird es wohl Adolf Hitler nicht kommen lassen, daß das ganze Land zerschlagen wird.“ Gottlob, daß niemand anders meine Worte hören konnte, denn gerade von der Jugend der damaligen Zeit erwartete man nach entsprechender Erziehung in Jugendgruppen Fahrentreue und den ungebrochenen Glauben an den Sieg. Doch ich

wollte nicht mehr glauben und sprach aus, was ich dachte, nach allem, was ich in den vergangenen Wochen gesehen und gehört hatte. Und dann war es auch bei uns soweit, es muß der 30. Januar gewesen sein. Auf dem Herd in der Küche stand schon der große Topf und es brutzelte darin. Lisa und ich hatten einen Gemüse Eintopf vorbereitet. Da klopfte es an die Haustür. Ein junger Mann stand draußen, er kam vom Bahnhof und richtete uns aus, daß wir sofort ein paar Sachen packen sollten, Tamsel müsse geräumt werden und auf dem Bahnhof würden vier Güterwagen bereitstehen. Jederzeit könne eine Lokomotive oder ein Zug kommen, der diese Wagen dann mitnimmt. Eile tat also not. Wir Mädchen schauten ratlos, Mutter erschrak, war aber blitzschnell aus dem Bett, befahl uns, die kleinen Geschwister schon mal anzuziehen, warm, die besten Schuhe und Kleider, möglichst zwei übereinander. Sie lief in die Bude ans Telefon, fragte am Bahnhof aufgeregt nach, ob wir wirklich fort müßten, was wir denn mitnehmen dürften. Man gab ihr den Rat, eventuell einige Federbetten zusammenzuschnüren. Das taten wir, und in Windeseile wurde der Handwagen, der Schlitten beladen. Das Nötigste für den Kleinsten, eben vier Wochen alt, unten in den Kinderwagen, Windeln, Strampelhöschen, das Fläschchen nicht vergessen. Lisa denkt an die Sparbücher, einige wichtige Papiere, steckt alles in eine Umhängetasche, nimmt diese an sich, und los gehts zum Bahnhof, eine Mutter mit acht Kindern. Doch vorher haben wir noch die Stalltüren geöffnet, die Ziege losgemacht, die Hühner flattern uns aufgeregt entgegen, die Kaninchen wissen nicht, was ihnen geschieht, als wir ihnen schnell noch ein wenig Futter in den Verschlag schieben. Ob die Tiere bei der Kälte etwas zum Fressen finden? Zum Mittagessen kamen wir auch nicht mehr, den Eintopf stellten wir vor die Haustür. Vielleicht hat unser kleiner Hund Hunger, der lief schwanzwedelnd mit gesenktem Kopf hinter uns her. Die Güterwagen waren fast voll, Menschen, Gepäck, in einer Ecke fanden wir noch ein Plätzchen, es war eng, und wir

warteten. Wir wurden vertröstet, es dauert noch, und Lisa und ich wagten es, noch einmal nach Hause zu gehen, um mit dem Schlitten noch ein paar Sachen zu holen. Vor dem Signal hielt ein Zug, ob der unsere Wagen mitnimmt? Wir bekamen Angst, dann würden wir es nicht schaffen, zum Bahnhof zu laufen. Da hörten wir ein Klopfen an der Tür, der Zugbegleiter war es, er bat um Getränke, sah unseren Aufbruch und gab uns noch gute Ratschläge, was mitzunehmen wichtig wäre. Unsere Furcht konnte er uns nehmen, er hatte keine Order, unsere vier mit Menschen beladenen Güterwagen mitzunehmen. Bis wieder ein Zug käme, das würde sicher Stunden dauern. Auf allen Bahnhöfen zwischen Landsberg und Küstrin ständen die Menschen in Massen und wollten fort, die Angst geht um. Doch wir beeilten uns, die Haustür schlossen wir gut ab, wir glaubten, daß wir sicher schon bald wieder heim dürfen in unser Dorf. Auf dem Bahnhof stand noch immer winselnd und anklagend unser kleiner Hund, wir konnten und durften ihn nicht mitnehmen. Es tat richtig weh, ihn so traurig zurückzulassen, was würde aus ihm werden? Uns reichte jemand etwas zu essen in den Wagen, es wurde dunkel, wir warteten noch immer. Plötzlich ertönten Lautsprecher, die Führerstimme, laut bestimmend meinte er, dem Volk Mut machen zu müssen, und seine letzten Worte klingen noch heute wie Hohn in meinen Ohren nach: „Und wir siegen doch!“ - Nein, daran glaubten wir nicht mehr, wir hatten Angst, Angst vor einer ungewissen Zukunft. Es ging auf Mitternacht zu, im Osten sahen wir einen Feuerschein, vielleicht war es Landsberg, wo der Himmel rötter und rötter wurde, verhalten, aber drohend, hörten wir schon Geschützdonner. Endlich kam ein Zug, würde er halten, uns mitnehmen? Ja, er verringerte sein Tempo, hielt, rangierte, unsere Waggons wurden angehängt. Meine kleinen Geschwister schliefen schon eng aneinandergedrängt, eingehüllt in die auseinandergebreiteten Federbetten. Es war feucht und kalt, die Türen wurden fest von innen verriegelt. Nach sechs Kilometern hielt

der Zug, wir hörten, es war Küstrin. Doch welch ein Schreien, lautes Klagen, Weinen, gegen unsere Wagentüren wurde heftig geschlagen und getreten: „Laßt uns rein, wir wollen hier fort, bitte helft uns!“ Doch es war kein bißchen Platz mehr bei uns, es war unmöglich, und bald ging es auch weiter. Schlafen konnte ich kaum, alles kam mir so unwirklich vor, hatte ich einen bösen Traum? - Der Zug ratterte, es wurde Tag, und wir hielten plötzlich wieder. Ich hörte die Lautsprecheransage: „BerlinCharlottenburg.“ Irgendjemand öffnete unsere Türen, um ein wenig Luft in diesen Verschlag zu bekommen, da kam

ein Mann vorbei, rief in die Wagen hinein, barsch und laut, daß alles aussteigen müßte, der Zug würde in Charlottenburg enden. Wir waren irritiert, uns wurde schon in Tamsel gesagt, wir würden vorerst in die Stadt Brandenburg gebracht. Niemand reagierte, niemand stieg aus, und es war gut so, denn der Zug fuhr weiter. Später erfuhren wir es, bald nach unserer Weiterfahrt wurde der Charlottenburger Bahnhof bei einem Luftangriff schwer zerstört, viele Menschen kamen um, die auf den Bahnsteigen warteten. Wir hätten dabei sein können. In der Stadt Brandenburg wurden wir ausgeladen, bekamen zu essen

und wurden in Notquartiere verwiesen. Ein enges Notquartier bekam unsere neunköpfige Familie nun inmitten dieser Großstadt, die Mauern schienen uns fast zu erdrücken. Doch es sollte nicht lange sein, unsere Odyssee war noch lange nicht beendet, sie begann da erst richtig, jede Nacht in den Luftschutzkeller, Bombenalarm, Bomben auf die Stadt, auf das Haus, Massennotquartiere und wieder Flucht. Das alles weiter zu schildern, ergäbe noch viele engbeschriebene Seiten.

Erika Härtel
Friedrichstraße 36
90408 Nürnberg

Auszüge aus dem

Tagebuch von Ruth Wiechert

(16 Jahre), heute Frau Bernards, aus der Zeit vom Einmarsch der Russen in Landsberg/Warthe Januar 1945 bis zur Vertreibung im Juni 1945

12.3.1945

Früh kamen Apelts vom Lazarett nach Hause und brachten ziemliche Aufregung in unseren Bau; denn alle Deutschen sind vom Lazarett fortgewiesen, die Männer haben sie festgehalten, da Nazispione darunter sein sollen. Das Lazarett ist selbst nicht geräumt worden. Die Russen alle ziemlich aufgeregt, manche sagen, weil die Deutschen näher kommen. Das Geschieß, das wir gestern abend hörten, soll bei Soldin gewesen sein. Unsere Gegend soll schon eingekreist sein, nur noch die Friedeberger Ecke ist frei. Alles in allem, es herrscht eine gewisse Unruhe überall, als ob etwas in der Luft läge. Was nun von den Gerüchten wahr ist, ist ja noch fraglich. Wir zogen jedenfalls wieder los zur Kirche und zur Arbeit. Nach der Messe erfuhr ich dann, daß alle Holländer früh losgezogen sind, teils sehr schweren Herzens. Hoffentlich kommen sie heil in ihrer Heimat an. Wir wollten nun nach ihrem Haus sehen, ob noch etwas zu erben wäre. Doch die Holländer aus der Stadt hatten schon 2 Pferdewagen mit allen wertvollen Dingen beladen und zogen gerade los. 2 Russen schnüffelten auch schon herum. Der eine war ein richtiger Schnösel mit einer Gerte in der Hand. Er kam schon immer zu uns

Mädels und sagte, indem er einen betatschte: „Komm, komm!“ Als er den Kaplan sah, riß er diesem sein Kreuz von der Brust und warf es zur Erde mit einem hohnvollen Gelächter, dann ging er weiter. Der Kaplan zitterte direkt vor Zorn und Wut bei dieser abermaligen Schändung und Beleidigung unseres Herrgotts. Er hat in den letzten Tagen schon Furchtbares erleben müssen. Am Sonntag nachmittags war er wieder mit Gertrud Taborski auf seiner Wanderung zu den verschiedenen Leuten. In der Steinstraße entdeckten sie auf einem Hof viele Leute, die meist weinen, darunter auch Gertruds hochschwängere Tante. Sie gehen hin, um zu sehen, was los ist, erfahren, daß ein Schuß in der Gegend einen Russen verletzt hätte, und nun alle Leute von da zusammengehalten wurden. Nach einigen Trostworten wollen die beiden gehen, werden vom Posten festgehalten und in einen GPU-Keller geführt. Nach einer Weile wird Gertrud allein nach oben in ein gut eingerichtetes Zimmer geführt, in dem es sich ein polnischer und ein russischer Offizier gemütlich gemacht hatten. Sie sollte sich setzen, war sehr aufgeregt, worauf sich ungefähr folgendes Wechselgespräch entspann: P. Offizier: „Haben Sie Angst?“ Gertrud: „Ja“.

P.O.: „Sie brauchen keine Angst zu haben, wir sind Offiziere!“ G.: „Darf ich wissen, was Sie gegen uns haben?“ P.O.: „Unter Geistlichen hat sich schon oft ein Spion versteckt.“ G.: „Da kann ich Ihnen aber schwören, daß das hier nicht der Fall ist. Er ist im Gegenteil schon 7 Mal von der Gestapo verhört worden. Und er ist geblieben, weil er sich sagte, schlimmer als die Nazis können die Russen auch nicht sein.“ Dann wurde sie in ein anderes Zimmer geführt, der Kaplan ähnlichem Verhör unterworfen, dann wurden sie freigelassen. Zu Gertrud sagte er noch: „Sie tragen den Kopf noch sehr stolz, Sie werden ihn aber auch noch gebeugt halten“. Auf dem Friedhof war Pfarrer Wegner mit einem Wagen voll Leichen. Er erzählte, daß ihm ein Flugblatt der Russen zum Unterschreiben vorgelegt wurde, in dem fast alle Dinge erlogen waren, z.B. Landsberg ist unzerstört, keine Frau ist belästigt, keine Kirche geplündert, die Leute gehen in Ruhe ihrer Arbeit nach usw. Pfarrer Wegner hat nicht unterschrieben, doch so manche der Bezirkswarte und Kommunisten, auch Dr. ... , sollen unterschrieben haben. Da sieht man, was auf Flugblätter zu geben ist. Heute haben wir auf einem anderen Teil des Friedhofes gearbeitet. An der

Friedeberger Straße sind von langen Gräberreihen alle Grabsteine umgeworfen, Bäume abgehauen, Hecken zertreten. Eine Schande, daß sie noch nicht einmal dies Fleckchen Erde in Frieden lassen. Diesmal kam ich ohne Mittagessen nach Hause. Beim Bezirkswart stand eine Riesenmauer Menschen nach Knochenfleisch an. Uli mitten drin, rief mich schon nach Ablösung. Als wir auf den Boden gingen, um noch etwas Wäsche aufzuhängen, bemerkten wir, daß auch dort alle Sachen durchgeschnüffelt waren. Vaters Hebammenkoffer und Arzneikoffer waren ziemlich durcheinandergeschmissen. Ich hatte gestern vergessen aufzuschreiben, daß, als wir abends in die Küche raufkommen, unser Vorhängeschloß aufgebrochen und die Kammern durchsucht waren. Fehlen tat augenscheinlich nichts. Es ist ein furchtbares Gefühl, so dem Schnüffeln ausgesetzt zu sein.

18.3.1945

Passionssonntag. Ziemlich viel Menschen in der Kirche. Der fremde Pfarrer zelebriert in sehr gewandter, feierlicher Weise. Als wir nach Hause kommen, empfängt uns Frau Hübner erst einmal mit 2 Packungen Insulin, dann mit der Nachricht, die Westfront hätte die Waffen gestreckt, beides von einer Schwester von Dr. Friedländer. Wenn das wahr wäre! Oh, was für eine Freude! Mutter glaubt ja fest daran, und wir alle sind gleich in gehobener Stimmung. Vielleicht ist doch am 25.3. Friede. Mittags hören wir auf einmal so ein MG-Geknatter, Fliegergeräusche und Flakschießen. Ich gucke aus dem Kammerfenster und sehe zu meinem Entsetzen 4 Fallschirme langsam zur Erde pendeln. Darüber sausen kreuz und quer Flieger. Man sieht keine Maschine abstürzen, nichts. Warum sind die abgesprungen? Russen rennen hin, ein ganzes Lastauto voll fährt los. Wo sie landen, weiß ich noch nicht, vielleicht irgendwo in der Hohenzollernstraße. Es geht einem durch und durch, die eigenen Soldaten so ins Verderben springen zu sehen, ohne helfen zu können und jetzt, wo es vielleicht bald Schluß ist. Manche haben 10 - 15 Mann gesehen und vermuten, daß sie zum Kampf

oder jedenfalls mit Voraussicht abgesprungen sind. Draußen laden Russen bei uns Kisten um Kisten von Garn für Strümpfe und Strickgarn ab, die Kleinen passen auf, wo etwas abfällt. Karin brachte schon an die 10 Doggen Strickgarn. Eben brachten beide freudestrahlend ein ganzes Paket dieses Zeugs und Uli eine dicke Dogge Strumpfgarn. Der Nachmittag brachte wieder ziemliche Schrecken. Erst kommt die eine Maruschka und will oben in der Mädchenkammer schlafen. Mutti hat es ihr, so gut es mit dem gegenseitigen Verständnis ging, ausgedet. Wenn der rabiate Offizier allerdings morgen befiehlt: „Raus“ sitzen wir in einer wenig lieblichen Klemme, es wäre einfach ein ungemütlicher Zustand. Mutti ist fest entschlossen, sich solange es irgend geht auf die Hinterbeine zu setzen. Beim Kaffeetrinken klopf es plötzlich ganz manierlich, dann energisch an die Tür. Uli und ich stehen im Badezimmer, denn es ist ein Russe, Uli holt schnell den einen Offizier von uns. Mutti macht auf, ich hopse aus dem Fenster. Der Offizier kommt auch sofort mit. Der Russe ist aber derweil nach oben gegangen. Der Offizier beruhigt uns. Und wir nehmen an, daß es die Einquartierung von M. ist, die sich geirrt hat. Mutti meint noch, wir brauchen überhaupt nicht mehr so ängstlich zu sein, wo wir soviel Russen im Haus haben, die wir zur Hilfe rufen können. Na gut! Gegen Abend sitze ich mit Karin allein unten und studiere die russische Sprache. Da klopf es wieder ganz gehörig. Ich denke nichts Schlimmes, mache auf - und vor mir steht ein Russe, ziemlich jung, ganz ordentlich gekleidet, sagt irgendeinen Gruß und pflanzt sich zu Karin an den Tisch. In dem Moment kommt Mutti auch schon runter, und ich verdrücke mich. Oben erfahre ich, daß es derselbe Kerl von nachmittags sei, der auch jetzt erst oben geklopft hatte und nun runtergekommen ist. Nach langen Minuten erscheint Mutti. Er hat sich alles angesehen, besonders unsere Fotografien. Er fragt nach jedem einzelnen. Bei Beate sagte Mutti: „Berlin“, was er nicht glaubte, denn er meinte immer „Ne, dagewesen, weg.“ Mutti wurde das

zu bunt und schob ihn endlich regelrecht aus der Tür. Draußen fragte er aber immer noch einmal: „Wo Zirka (Tochter)?“ Dann schob er rauf. Uns ist dies alles sehr verdächtig. Er ist nämlich ein Russe von nebenan und wie findet er plötzlich zu uns? Wenn da man nicht die dahintersteckte. Das macht einen am meisten kaputt, das dauernde Gefühl, von den eigenen Leuten verraten zu werden.

18.6.1945

Wir zogen am 18.6 in die Schillerstraße in eine ganz hübsche 3-Zimmer-Wohnung mit Bad und Küche, die wir auch für später behalten hätten. Hinten führte ein Rasenplatz zum Sportplatz im Klosepark, wo die Kinder herrlich toben konnten. Meine Arbeit auf dem Friedhof wurde bei der Hitze allmählich sehr unangenehm, da viele Leichen nur einen sehr notdürftigen Sarg hatten und furchtbar stanken. Trotzdem waren es die schönsten Stunden am Tag, da selbst in dieser bewegten Zeit auf dem Friedhof Friede herrschte. Doch eine allgemeine Spannung bezüglich der endgültigen politischen Entscheidung über unser Gebiet wurde immer größer. Immer fester wurde der Glaube der Allgemeinheit, daß wir deutsch bleiben. Die Gerüchte, daß die östlichen Dörfer geräumt werden und daß selbst Landsberg geräumt wird, fanden allgemein keinen Glauben; bei uns persönlich auch nicht, da wir genug von den Gerüchten hatten. Ja, wir wollten es noch immer nicht glauben, als es hieß, die Stadtmitte sei geräumt am 26.6. Bis Mutti, die zu Obstens und ins Krankenhaus ging, eine fürchterliche Öde und Stille in den Straßen fand, bei Obstens schon Polen drin waren, überall nur Plünderer geschäftig ein- und auslaufen sah und eine furchtbare Verlassenheit über sie kam und es bei ihr feststand, den nächsten Morgen in aller Frühe auch loszuziehen. Zu Hause ging das Packen los. 20 kg pro Person sollte nur mitgenommen werden. Die meisten Sachen waren noch im Keller verpackt. Es wurde ausgesucht, wieder weggelegt, anderes genommen usw. Es war direkt schon eine Panik. Die Kommunisten im Haus sausten mit sämtlichen

Sachen im Auto ab. Wir blieben allein mit einer alten Frau, die uns was vorjammerte, zurück. Russen ging ein und aus, um die letzte Habe des ausgeraubten Volkes einzuheimsen. Mutti verlor vollkommen die Nerven, wollte viel zu viel mitnehmen. Endlich hatte ich zum größten Teil alles fertig. Es sah wüst bei uns aus und uns war es unheimlich zu Mute. Wir legten uns hin, da wir um 5 Uhr losziehen wollten, um nicht in der Hitze des Tages laufen zu müssen. Doch diese letzte Nacht in unserer Heimat war noch einmal mit allen Schrecknissen erfüllt. Die Russen, die schon den ganzen Nachmittag in unserem Haus ein und aus gingen, wollten auch bei uns rein. Sie bearbeiteten unsere wacklige Tür und riefen fürchterlich: „Frauu!“ wir waren beide erst wie gelähmt, wußten nicht, was wir in

dieser Einsamkeit anfangen sollten. Mutti konnte es nicht mehr aushalten, war mit ihren Nerven fertig, daß sie schon aufmachen wollte, Uli schrie wie am Spieß vor Angst, und ich hielt Mutti immer mit aller Macht davon ab aufzuschließen. Wir standen am Fenster, sprungbereit für die höchste Gefahr. Nach vergeblichem Bemühen, die Tür zu öffnen, zogen sie ab. Das Bild werde ich nie vergessen. Draußen ein furchtbarer Gewittersturm und in den aufzuckenden Blitzen sah ich die einzelnen Gestalten aus den Häusern schleichen mit vollgepfropften Bettbezügen über den Schultern. Wir konnten nicht mehr schlafen, machten uns marschbereit, frühstückten noch einmal recht gründlich und wollten losziehen. Doch ein furchtbarer Gewitterregen hielt uns noch auf. Wir warteten und

warteten, es wollte nicht aufhören. Es wurde 8 Uhr, als wir die einzelnen polnischen Soldaten von Haus zu Haus gehen sahen und die Leute rausjagen. Als sie zu uns kamen, standen wir schon mit unseren vollbepackten Leiterwagen da und packten noch den Karren. In 20 Minuten sollten wir fertig sein. Als die Polen unsere Ladung sahen, fing der eine schon an, uns einen Sack herunter zu reißen. Mutti jammerte aber so und zog ihren Rosenkranz, was ein anderer bemerkte und den ersten abwinkte. Ich hatte eine Wut, denn alles war so gut verschnürt gewesen. So begannen wir am 27.6.1945 morgens unsere Auswanderung.

Ruth Bernards, geb. Wiechert
Ottostr. 25
42289 Wuppertal

Erlebnisse ab Kriegsende 1945 - Hohenwalde

Nachdem wir 20 Jahre in unserem Haus in Hohenwalde verleben durften, begannen für uns die Aufregungen des zu Ende gehenden Krieges. Wir waren zu dieser Zeit 8 Personen: Unsere Eltern, Friedrich und Luise Leeseke, wir 3 Schwestern Trudchen, Elli und Gerda, unsere 2 Kinder Horst und Werner und von unserem Vater die Schwester. Am 30. Januar 1945 kamen schon die russischen Panzer in unser Dorf. Wir dachten, unsere Soldaten müßten erst kommen, aber wir hatten uns geirrt, wir waren eingeschlossen. Die russischen Soldaten kamen noch abends in die Häuser und verlangten Uhren usw. und suchten Frauen für sich. Da inzwischen einige Häuser brannten, flohen wir in aller Frühe zum Forsthaus Birklake, wo aber schon mehr Dorfbewohner waren. Dort konnten wir auch nicht bleiben und machten uns am nächsten Morgen wieder auf den Heimweg und überließen uns dem Schicksal. Wir lebten Tag und Nacht in Aufregung. Von der Außenwelt wußten wir nichts; kein Radio, keine Zeitung und zu kaufen gab es nichts mehr. Während dieser Zeit mußten wir oft unser Quartier wechseln und wurden für die Russen zur Arbeit geholt. Eines Tages wurde unser Dorf geräumt und wir

zogen mit unserem Gepäck (unser Papa mit Karre) nach Landsberg. Dort fanden wir Trudchens kleine Wohnung unversehrt vor und fanden dort Unterkunft. Von dort wurden Trudchen und Elli zum Gräben ausheben geholt mit unbekanntem Ziel. Gerda lag im Bett und konnte zurückbleiben. Trudchen und Elli kamen aber - Gott sei es gedankt - nach einigen Tagen zurück, denn die Front war nähergerückt und die geplanten Arbeiten nicht mehr nötig. Nach einiger Zeit wurden viele Menschen zusammengedrängt zum Weitertransport. Wir ahnten nichts Gutes und versuchten, auf dem „Schleichweg“ zu entkommen, um nach Hause zurückzukehren. Unterwegs mußten wir wegen Tieffliegern im Chaussee Graben Schutz suchen. Aber Gott ließ uns an seiner Hand wieder in unser Dorf zurückkehren. Unser Haus war noch besetzt und wir wohnten mit anderen zurückgekehrten Dorfbewohnern in 2 leeren Häusern zusammen. Papas Schwester wollte in Trudchens Wohnung bleiben und später nachkommen. Als Landsberg geräumt wurde, ging es nicht mehr und sie mußte nach Berlin wandern und fand bei einer Nichte Unterkunft. Inzwischen war die polnische Besatzung dort und wir wurden täglich morgens 5.00

Uhr durch Glockengeläut zur Arbeit gerufen. Wieder mußten wir oft das Quartier wechseln und das urplötzlich! Eine Nacht hockten wir mit 39 Personen in einem kleinen Zimmer! Wenige Tage waren wir noch im eigenen Haus.

Am 1. September 1945 wurde unser Dorf endgültig geräumt und wir zogen wieder nach Landsberg. Dort wurde unser Gepäck durchsucht und in einem kleinen Keller mußten wir uns ausziehen bis aufs Hemd. Von den besten Kleidungsstücken wurden wir erleichtert und den Rest durften wir wieder anziehen. In Landsberg mußten wir auf beladene Kohlenwaggons klettern und wurden so weitertransportiert bis Berlin. Wer nicht mehr konnte, blieb zurück. In Berlin wurden wir auf Läuse untersucht, die unter diesen Umständen jeder bekommen konnte. Trudchen mußte die Transportleitung übernehmen und sich um die Weiterleitung kümmern. Unser Transport wurde nach Ludwigslust/Meckl. verwiesen. Ein leerer Güterwaggon stand bereit und alles drängte hinein. Trudchen, Elli und die Kinder waren schon drin und wollten uns helfen, aber es durfte keiner mehr rein, der Waggon war schon überfüllt. Somit blieben Papa, Mutti und Gerda zurück. Wir

wußten das Reiseziel und konnten am nächsten Tag - sogar mit dem Personenzug! - auch nach Ludwigslust fahren. Dort erwarteten uns unsere Lieben schon sehnsüchtig, denn wir wollten doch nicht jetzt noch getrennt werden. Dort im Lager angekommen, mußten wir zur „Entlausung“ und sage und schreibe, bei unserem Vater fanden sie eine Laus! Wahrscheinlich unterwegs von Berlin aufgegriffen. Da wir alle zusammengehörten, mußten auch wir nochmals zur „Entlausung“ und noch im Lager bleiben. Durch die Verzögerung kamen wir nach Grabow, obwohl fast alle Hohenwalder vor uns nach Woosmer verwiesen wurden (damals ein verlassenes Dorf). Wir sind von Gott durch das kleine Ungeziefer richtig geführt worden, denn auf dem Lande war kaum Arbeit zu finden. In einem Geschäftshaus bekamen wir ein großes Zimmer zugewiesen. Gleich danach mußten Papa, Trud-

chen und Elli in ein Notkrankenhaus (Schule) wegen Typhus. Trudchen bekam noch Gelbsucht dazu. Horst mußte wegen Scharlach nach Ludwigslust. Gerda wurde nach einigen Tagen zum Kartoffelsammeln aufgefordert, bekam aber dort Essen. Den „2. Schlag“ vom Mittag nahm sie in einer kleinen Kanne für die Lieben daheim mit. Auch ein kleiner Beutel Kartoffeln wurde täglich mitgenommen.

Als die Kranken entlassen wurden, war der Hunger groß, denn die Verpflegung im Krankenhaus war miserabel. Die Qualität des Essens für 7 Personen war so gering; so mußte die Quantität erhöht werden, um die Familie zu sättigen. Wir fanden auch im Winter Arbeit und haben uns allmählich hochgerappelt. Unsere Eltern starben 1964 bzw. 1966 mit 81 bzw. 86 Jahren. Inzwischen sind wir 3 Schwestern auch alt geworden, 86, 83 und 80 Jahre, und hoffen, daß wir noch

recht lange zusammen sein dürfen. Bemerkten möchten wir noch, daß unser Kaufmann Albert Linde und seine Frau von Hohenwalde mit dem Handwagen losgezogen sind und hier in Grabow trafen sie mit uns zusammen und bekamen im selben Haus wie wir eine kleine Dachwohnung. Später fand auch Else Linde ihre Eltern hier in Grabow. Ganz durch Zufall haben Lindes auch mit unseren Eltern ihre letzte Ruhestätte auf dem Friedhof nebeneinander gefunden. Alle guten Wünsche und herzliche Grüße an alle Hohenwalder.

Die Schwestern:
Gertrud Lanske,
19300 Grabow,
Goethestr. 25
Elli Zwerg,
19300 Grabow,
Kl. Wandrahm 20
Gerda Leeske,
19300 Grabow,
Goethestr. 25

Rückblende: Der 30. Januar 1945

Erst fünf Wochen waren vergangen, seit er seine Familie zuletzt gesehen hatte, und die ganze Welt um ihn herum hatte sich verändert, auch sein Leben begann sich zu wandeln. Er döste wieder ein. Seine Gedanken kehrten zu den Ereignissen vor seiner jetzigen schlechten Lage zurück.

„Mutti, in vier Wochen werde ich zurück sein“, hatte er zu seiner Mutter gesagt, als er sie auf der Treppe vor ihrem Haus in Landsberg umarmte. Es war eiskalt, und die ganze Nacht hatte es geschneit. Er war mit den letzten Vorbereitungen für die Reise beschäftigt gewesen. Onkel Erwin wollte ein Auto schicken, um seine Tochter zu holen. Sie hatte ein Jahr bei ihnen gelebt, weil sie vor den Bombenangriffen auf Berlin sicher sein sollte. Als sich die Lage im Osten verschlechterte, wurde es dringend Zeit, vor den anrückenden Russen nach Berlin zurückzukehren. Von Berlin aus wollte Dieter dann nach Halle - in die Mitte Deutschlands - um ein Schulungslager der Hitlerjugend für Funker zu besuchen. Er freute sich riesig, denn schon vor Monaten hatte er

sich beworben. „Mach Dir keine Gedanken, alles wird noch gut werden“ hatte er im Weggehen gesagt, schon in Uniform der HJ.

Der Krieg war nahe herangekommen, und zahllose Flüchtlinge aus dem Osten überschwemmten die Stadt. Tag und Nacht waren die Straßen vollgestopft mit Trecks von Pferdewagen oder Schlitten, beladen mit Haushaltsgütern und voller angsterfüllter Menschen. Zu Anfang war es noch ein Spiel für Dieter und seine Freunde gewesen, sie waren neben den Schlitten hergelaufen und hatten versucht, auf den Kufen Halt zu finden und sich ziehen zu lassen. Langsam aber war die Lage immer verworrener geworden, und auch die Jungen spürten, daß die Zeiten für Spaß und Spiel vorbei waren.

Dieters Mutter hatte schon immer in düsterem Ton prophezeit, daß die Dinge nicht gut ausgehen würden. Sein Vater dagegen hatte immer die guten Seiten des Regimes betont und seine Kinder dabei angeguckt und ihre Unterstützung erwartet: letzten Endes würde alles gut werden. „...Ihr werdet's schon sehen..“,

„...wartet nur ab..“, hatte seine Mutter dann nur gesagt. Den Jugendlichen wurde jetzt langsam klar, wie ernst die Situation geworden war, und sie begannen, den Flüchtlingen zu helfen, so gut sie konnten.

Eines Tages, als Dieter gerade zum Schneeschippen auf die Straße gegangen war - es war Pflicht für die Bewohner der Häuser am Straßenrand nicht nur die Gehwege, sondern auch die Straße zu fegen - hatte ein Wagen direkt vor ihm gehalten. Eine Gestalt, ganz in einem Pelzmantel versteckt und noch zusätzlich mit einer Decke verhüllt, lehnte sich vom Sitz herab und eine Männerstimme fragte: „Wo ist das Krankenhaus? Wo? Wir müssen sie in ein Krankenhaus bringen!“ Die Stimme verriet seine Erregung, und ohne seine Antwort abzuwarten, schlug der Mann die Woldecke zurück, legte das Bündel an seiner Seite bloß und half seiner Frau aus der warmen Hülle heraus. Hektisch wühlten sie in den Bündeln auf dem Wagen, und aus Dutzenden von Decken heraus legten sie vorsichtig den kleinen Körper eines Mädchens auf den Boden. Dieter hatte starr

vor Schreck gestanden, nun wurde ihm alles klar, und er rannte sofort ins Haus, um seinen Schlitten zu holen. In seiner Eile fiel er fast die Treppe herunter. Er konnte sich fangen und stellte den Schlitten neben das Bündel im Schnee. Das Gesicht des kleinen Mädchens war in dem Haufen Kissen kaum zu sehen und schien fast erfroren in der kalten Luft. „Wo ist das Krankenhaus, sie muß ins Krankenhaus“ schrie der Mann ganz außer sich. Mittlerweile war die Straße ein einziges Chaos, da Wagen hinter Wagen sich gestaut hatte, und es kein Durchkommen mehr gab. Verärgerte Stimmen wurden laut „...Platz da, wir müssen weiter.“ und Pferde wieherten und der Schnee fiel noch stärker als gerade zuvor. Dicke Flocken bedeckten das, was sich auf der Straße abspielte. Dieter bückte sich, hob das hilflose Mädchen auf den Schlitten und bedeckte es sorgsam. Ihre weinenden Eltern standen wie angewurzelt daneben „Ich bringe sie ins Krankenhaus, kommt nach, ich bringe sie hin“, Dieter rannte los, so schnell er nur konnte. Es war viel mühsamer als gedacht, denn so viel Schnee war am Straßenrand aufgetürmt, daß er nicht darüber hinwegsehen konnte. Er

hatte kleine Nebenstraßen nehmen wollen, um den Verkehr zu meiden, und mußte nun eine viel weitere Entfernung zurücklegen. Immer dachte er an die Fracht auf seinem Schlitten, während er voranhastete, stolpernd, und sich wieder aufrichtend. Die Eltern und ihren Wagen hatte er weit hinter sich gelassen. Sein einziger Gedanke war nur, sie ins Krankenhaus zu schaffen. Er wußte nicht, was sie hatte, es war auch ohne Bedeutung, solange er nur schnell genug war. Er drehte sich um, als er das leise Wimmern des Mädchens hörte, glänzende, übergroße Augen starrten ihm aus hochrotem Gesicht entgegen. Er bückte sich, um die Laken zurecht-zuziehen und bemerkte, wie naß sie waren - um Gottes Willen, sie wird erfrieren, wenn ich es nicht schnell schaffe - dachte er. Er rannte weiter und kam endlich beim Krankenhaus an. Schwestern eilten zu Hilfe, hoben das leblose Bündel vom Schlitten und trugen es hinein zu einer Liege. Dieter folgte. Sie war winzig, vielleicht zwölf Jahre alt, während er gerade mal vierzehn Jahre war. Ein Arzt kam, guckte einmal, fühlte den Puls, schüttelte nur den Kopf und wandte sich an Dieter, „Zu spät, Du hast sie zu spät gebracht.“

Nie zuvor hatte Dieter einen toten Menschen gesehen. Von der Seite warf er schnell einen Blick auf das ausgestreckte kleine Mädchen. Sie sah jetzt so friedlich und entspannt aus. Während er sich langsam auf den Rückweg machte, entschloß er sich, alles in seiner Kraft stehende für die Flüchtlinge zu tun. Ohne eigenes Verschulden hatten sie alles verloren. Das war doch einfach nicht richtig, was passierte da nur in seinem großen Vaterland? Er hatte vertraut und hatte mitgemacht. War es möglich, daß sie den Krieg verlor? Kamen die Russen wirklich immer näher? Nein, Nein, sagte er sich, die da oben werden wissen, was man tun muß, sie werden schon noch das Rad herumwerfen. Hatte Vater nicht immer gesagt, daß Mutter sich irrte? An den folgenden Tagen bemühte er sich zu helfen, wo immer er nur konnte.

Dieter Engel
1091 Kingston Rd. Ste. 717 Scarborough, Ontario
M1N 4E5 Canada
Übersetzung:
Renate Schmidt-Petri, geb. Hasse
Kronprinzenstr. 64
53173 Bonn

Fluchtbericht - Versuchsgut Oldenburg

Heut ist der 30. Januar 1995. Ich sitze an meinem kleinen Schreibtisch und versuche zu rekapitulieren, wie es sich auf unserem Versuchsgut Oldenburg zutrug, als wir unsere Heimatstadt Landsberg verlassen mußten: Sprich, wir uns einreichten in die Menge der Flüchtlinge aus dem Osten. Nun gehörten wir auch dazu. Damals war ich erst 15 Jahre alt, aber das Erlebnis der Flucht hat sich bei mir tief eingegraben. Ich ahnte etwas davon: Heimat verlassen müssen, heimatlos werden. Also, wie gesagt, wir wohnten auf dem Versuchsgut Oldenburg, 3 km von Landsberg entfernt. Mein Elternhaus war Tessmers Hof, der ca. 10 Min. vom Gut entfernt lag, 15 Minuten von dem Haupthaus der Landesanstalt. Am 29.1. war der Geb. meiner Mutter.

Es war sehr unruhig in den letzten Tagen, wir merkten nichts mehr vom Geb. Das Haus war voller Flüchtlinge, der Hof und die Scheunen standen voller Flüchtlingswagen. Außerdem waren da viele Soldaten, zurückflutende, die sich ausruhten und wärmten, und Soldaten, die uns verteidigen sollten. In den Ställen war Munition untergebracht. Meine Mutter stand am Feuerherd, kochte Kaffee und Tee, briet Eier und hatte immer heißes Wasser bereit. Als ich am Abend des 29.1. sehr spät von Landsberg nach Hause kam, saßen viele Soldaten in unserer Küche, sie hatten im Herd ein Feuer brennen, es war ein offenes Feuer, die Ringe waren vom Herd genommen, gespenstische Flammen zeichneten sich an der Wand ab. Die ganze Situation war für mich gespenstisch.

Ich mußte noch am 29.1. den ganzen Tag in der Brückenvorstadt in einer aus Berlin ausgelagerten Uniformmützenfabrik arbeiten. Dort war ich mit anderen Mädchen aus der Handelsschule kriegsverpflichtet. Abends, nach Arbeitsschluß, warteten wir auf die Elektrische. Es kam keine mehr. So begann ich meinen Heimweg von der Endstation dort bis zu uns nach Hause. Es war ein schrecklicher Heimweg. Meine Schwester Irmgard, die auch kriegsverpflichtet war, kam vor mir nach Hause. In der letzten Nacht gab es keinen Schlaf mehr. In unseren Betten hatte unsere Mutter sowieso seit Tagen erschöpfte und durchgefrorene Mütter mit ihren Kindern untergebracht. Unser Vater war in dieser Nacht nicht bei uns. Er saß im

Gutshaus im Büro und wartete auf den Fluchtbefehl. Wie meine Mutter und wir die letzten Stunden in unserem Haus verbrachten, ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls muß ja unsere Mutter für unsere Verpflichtung vorgesorgt haben. Unsere gepackten Habseligkeiten standen herum. Einer der Soldaten legte seinen Arm um meine Schulter und sagte: Komm Mädchen, wir suchen noch ein paar warme Sachen für Euch zusammen. Ihr bleibt nicht mehr lange. Wir packten meine Schultasche gemeinsam voll. Gegen Morgen färbte sich der Himmel im Osten ganz rot - Stolzenberg brannte. Mit meinen 15 Jahren sah ich zum ersten Mal einen brennenden Himmel. Dann plötzlich wurde es lebendig in Haus und Hof, die Soldaten gruben sich ein teilweise, andere holten Munition aus dem Stall, hier und da wurde geschossen. Auf der Chaussee stand ein Königstiger, der schickte seine Salven gen Stolzenberg. Russische Granaten schlugen bei uns ein, auf dem Hof ein Loch, in der Scheune ein Einschlag, im Giebel unseres Hauses klaffte ein Loch. Wir warteten auf unseren Flüchtlingswagen vom Gut und auf unseren Vater. Es herrschte eine große Aufregung unter den drei Familien, die auf dem Hof wohnten. Ich stand voller Angst

auf dem Hof, hatte den 3- oder 4-jährigen Peter (Nachbarssohn) an der einen Hand und mit der anderen Hand hielt ich unseren Hund fest. Dann plötzlich standen beide Flüchtlingsgespanne auf der Chaussee, unser Vater kam angerannt und es ging alles furchtbar schnell. Unser Stellmacher hatte 2 Gummwagen als Fluchtwagen vorbereitet. Wie wir alle in den Wagen kamen, wie unsere Habe in den Wagen geworfen wurde, ich weiß es nicht mehr. Es ging alles kopfüber. Ich weiß nur noch, daß neben uns auf der Chaussee ein Königstiger stand und aus dem Panzer geschossen wurde. Um uns herum das reinste Chaos, Geschosse, Geschrei, Befehle! Ich stieg mit meiner Mutter und unserem Hund zu meinem Vater vorn auf die Fahrerbank. So verließen die Bewohner unseres Gutes die Heimat, mit der Angst im Nacken, nicht von den russ. Panzern überrollt zu werden. Wie wir durch das verstopfte Landsberg gekommen sind, entgeht meiner Erinnerung. Jedenfalls erreichten unsere Wagen gegen Abend Tamsel. Hier übernachteten wir, abseits von der Chaussee. Aber die Rast war nur kurz. In der Nacht wurde wieder angespannt, der kleine Oldenburger Treck wollte vor dem Morgengrauen die Oderbrücke passieren. Ein

heller Mond stand am Himmel. Die Straße war spiegelglatt. Dann vor uns die Oderbrücke! Wir kamen ohne Schwierigkeiten hinüber. Am selben Tag ist die Oderbrücke gesprengt worden. Unser Fluchtweg ging südlich um Berlin herum, unser Ziel war Potsdam/Bornim, ebenfalls ein staatl. Versuchsgut. Am 4. oder 5. Februar erreichten wir unbeschadet trotz Tieffliegerangriffen Bornim. Jetzt, im Alter von 66 Jahren, denke ich doch trotz aller schrecklichen Erlebnisse dankbar an eine unbeschadete Flucht. Auch dies ein besonderer Aspekt der Dankbarkeit: Unsere Familien durften zusammen bleiben und alle Oldenburger fanden Unterkunft in Bornim. Daß wir nach Kriegsende über eine Behelfsoderbrücke nach Landsberg zurückkehrten, auf Oldenburg nicht bleiben konnten (es war verwüstet), in Lorendorf unterkamen bis zur Ausweisung durch die Polen und dann mit einem selbstgebauten Karren im Lorendorfer Treck endgültig Landsberg verließen, ist eine andere Geschichte. Auch sie barg Angst und Hoffen und Bewahren in sich. Elfriede Günter geb. Kröning
Lakfelderstr. 12
23858 Reinfeld, Holstein
früher: Landsberg/W.
Versuchsgut Oldenburg

Erlebnisse in meinem Heimatdorf Schönewald und im Kreise Landsberg von Januar 1945 bis Kriegsende

Am 30 Januar 1945 entließ der Chef der Dresdner Bank in Landsberg (Warthe), Direktor Dr. Kaiser, alle seine Mitarbeiter. Er übergab jedem von uns eine Bescheinigung über seine Tätigkeit. Die russischen Truppen standen bereits nördlich der Stadt. Der Himmel war rot gefärbt und lauter Kanonendonner ängstigte mich auf meinem Heimweg per Fahrrad nach Schönewald. Am 31. Januar unternahmen meine Eltern und ich, gemeinsam mit Bürgern unseres Dorfes Schönewald und den seit einigen Tagen in der Schule zu Schönewald untergebrachten Flüchtlingen aus dem Raum Samter und Warthbrücken den Versuch, bei Plonitz die Warthe zu überqueren. Daß dieses Vorha-

ben sinnlos sei, erfuhren wir unterwegs von deutschen Soldaten, die uns von der Warthe her entgegenkamen. Sie hatten sich von ihrer Einheit abgesetzt und sagten uns, daß Landsberg kampfflos von russischen Truppen eingenommen sei und daß sie bereits auf der anderen Wartheseite stünden. Trotz dieser Nachricht zogen die Flüchtlinge mit all ihrer Habe - zum Teil mit größeren Wagen - weiter in ein ungewisses Schicksal hinein.....Später erfuhren wir, daß die meisten von ihnen alle mitgeführten Sachen verloren und die Menschen selbst viel Schlimmes erfahren haben sollen. Wir, d.h. alle Schönewalder Einwohner, kehrten wieder in unser Dorf zurück. Wir waren kaum zu Hause

angekommen, so ritten schon die ersten russischen Soldaten hoch zu Pferd auf der Dorfstraße entlang und forderten von jedem, der ihnen begegnete, Uhren heraus. Andere kamen, bewaffnet mit Maschinenpistolen, in unsere Häuser. Mit diesem Tag, dem 31. Januar 1945, begann die dunkelste Zeit meines Lebens. Von nun an zogen in den folgenden Monaten bis zur Kapitulation am 8. Mai 1945 russische Einheiten durch unsere Dörfer. Dabei erfolgten Erschießungen, Verschleppungen und Vergewaltigungen. Außerdem litten wir Dorfbewohner unter ständigen Plünderungen, nicht zuletzt durch weibliche Militärangehörige. Sowjet-Marschall Schukow hatte seinen Truppen in

einem Tagesbefehl geschrieben: „Sowjetsoldat, räche Dich! Denke daran, daß alles, was die deutschen Untermenschen besitzen, Dir gehört! Sowjetsoldat, habe kein Mitleid im Herzen!“. Werner Bornstein (Jahrgang 1930) berichtete mir, daß er im Frühjahr 1945 mit älteren Männern zusammen, die von ihrem Arbeitseinsatz bei Landsberg zurückgekehrt waren, in Richtung Reitzenstein Kühe zusammentreiben mußte. Herr Dillwald und Herr Sachse, Bürger aus Schönewald, wurden auf dem Rückweg erschossen, als sie querfeldein nach Hause gelangen wollten. Werner Bornstein hat mitgeholfen, die beiden Toten hinter dem Friedhof zu begraben. Am 4. Februar 1945 wurden unser Bürgermeister Zehbe und mein Vater, Fritz Krämer, der Schulleiter in Schönewald war, abgeholt. Ein Russe schnitt die Telefonschnur entzwei und übergab meinem Vater den Apparat zum Mitnehmen. Als Hilfe, vielleicht sogar als Retter in der Not, fiel uns ein, daß Stefan, der als polnischer Kriegsgefangener bei unserem Nachbarn Hahn schon längere Zeit arbeitete, die russischen Soldaten von der Mitnahme meines Vaters abbringen könnte. Ich bat ihn also, herüberzukommen. Stefan setzte sich für meinen Vater ein, aber die Soldaten ließen nicht ab von ihrem Vorhaben. Mein Vater mußte mitgehen. Das war ein Abschied für immer. Über das Schicksal meines damals 57-jährigen Vaters erfuhren wir, meine Mutter und ich, erst 1961 durch eine Nachricht des UdSSR-Exekutiv-Komitees der Allianz der Gesellschaften vom Roten Kreuz und Roten Halbmond in Moskau vom 25. Januar 1961, daß mein Vater am 30. März 1945 „auf dem Territorium der Sowjetunion gestorben“ sei. Vom Schicksal des Schönewalder Bürgermeisters Zehbe ist mir nichts bekannt. Das gleiche gilt auch für den Bürgermeister Neumann und Lehrer Karl Wilke aus Bürgerbruch. Die Frauenschäftsleiterin Frau Weisenthal, ebenfalls aus Bürgerbruch, soll auf offener Straße erschossen worden sein. Am 18. Februar frühmorgens erging dann der Befehl an die Bewohner von Schönewald, daß alle Männer im Alter von 16

bis 60 und alle Frauen von 18 bis 45 Jahren antreten müssen zum Arbeitseinsatz. Ein Spaten und ein Rucksack mit Verpflegung für drei Tage waren mitzubringen. Nach einem sehr langen Fußmarsch - wir waren anfangs in die entgegengesetzte Richtung (Blockwinkel, Waldowstrenk) geführt worden - trafen wir erst spät abends über Landsberg in den IG Farben ein, wo bereits Hunderte von Menschen zusammengekommen waren. In einem kalten Raum auf Stroh lagerten wir in den folgenden Nächten, in denen an Schlaf nicht viel zu denken war. Fast in jeder Nacht traten Störungen auf durch russische Soldaten, die mit Taschenlampen hereinkamen und uns aufschreckten. Gottlob blieben wir, meine Freundin Margarete Gerbitz und ich, dort von Zudringlichkeiten verschont. Ganz früh am Morgen hieß es dann Antreten zum Empfang einer Wassersuppe als Frühstück und anschließend Abmarsch zum Arbeitseinsatz: ein Flugplatz sollte hergerichtet werden. Dazu mußten wir das Gelände von Steinen befreien und planieren. In den letzten Tagen mußten wir irgendwelche schweren Eisenteile, die wie Eisenbahnschienen aussahen, von Lastkraftwagen abladen. Es herrschte naßkaltes Wetter in dieser Zeit. Überall standen Wasserpfützen auf dem Gelände, so daß Schuhe und Kleidung nie trocknen konnten. Nach 10 Tagen sollten wir, eine Gruppe von Frauen, die zusammen gearbeitet hatten, antreten. Ein älterer Russe führte uns nach Landsberg in eine Straße hinein, in der sich eine russische Kommandantur befand. Dorthin begab sich „unser“ Russe, und wir warteten sehr lange, bis er zurückkam und uns sagte, wir könnten „do domu“, also nach Hause gehen. Am Rande der Stadt angekommen, wurden wir nochmals von Soldaten eines LKW angehalten, mußten uns in einer Reihe aufstellen, aus der heraus einige Frauen zum Besteigen des Fahrzeugs aufgefordert wurden. Wir beide, meine Freundin und ich, sind nachher querfeldein, abseits der Straßen, unsere Schuhe in den Händen tragend, nach Hause gelaufen. Am gleichen Tage, als wir

nach Hause durften, mußten sich alle Männer, die sich zu Hunderten auch dort bei der Arbeit zum Herrichten des Flugplatzes befanden, aufstellen. Sie wurden weiter gen Osten (Sibirien?) transportiert. Zwei Erlebnisse aus dieser Zeit, die mir unvergessen bleiben und gleichsam wie Sonnenstrahlen in die Dunkelheit dieser Tage hineinleuchteten, möchte ich noch erwähnen: Ein älterer, uns wohlgesonnener russischer Soldat, der uns beaufsichtigte, verteilte eines Tages Würfelzucker an uns! Zum zweiten Erlebnis: Am 25. Februar arbeiteten Männer in unserer Nähe, und einer von ihnen kam auf mich zu, um mir zum Geburtstag zu gratulieren! Selber habe ich unter den derzeitigen Umständen kaum an den Tag gedacht, und Otto Wolff aus Plonitz - ein befreundeter Kollege meines Vaters - hatte mich erkannt und sich an meinen Geburtstag erinnert. Wir sahen uns nur kurz an; denn wir mußten ja weiter unsere Arbeit verrichten. Kurze Zeit darauf verstarb Otto Wolff auf dem Transport nach dem Osten. Wieder bei meiner Mutter in Schönewald angekommen, erzählte sie mir, daß sie drei Tage im Keller des Landwirts Müller verhört worden war. Außerdem war sie kurze Zeit danach, als sie wieder in unserem Wohnhaus war, von einem russischen Soldaten vergewaltigt worden. Anfang März 1945 holte mich abends ein junger russischer Soldat von unserem Schlafquartier bei der Familie Hahn fort. In das Schlafzimmer von Müllers geführt, wurde auch ich vergewaltigt. Einige Tage später, als ich krank auf dem Sofa lag, kam ein Rotarmist ins Haus, vor dem Anna Hennig gewarnt hatte: „Jetzt kommt ein Teufel in Menschengestalt durchs Dorf!“ Als er mich mit dem um den Hals gewickelten Schal auf dem Sofa liegen sah, geriet er in Wut und verlangte das Fieberthermometer. Er zerrte mich danach ins Nebenzimmer. Im gleichen Augenblick kam ein anderer Soldat - nach vorheriger Inspektion des Hausbodens - zur Wohnzimmertür herein. .. Es gelang ihm, seinen Kameraden zu beschwichtigen und ihn von seinem Vorhaben abzubringen. - Hilfe in

größter Not, auch dies Geschehen bleibt unvergessen.

Im Laufe dieser Zeit - ab Februar 1945 - wurden unseren Landwirten in den Dörfern nach und nach alle Tiere fortgenommen. Zuerst sämtliche Kühe zusammengetrieben, Schweine und alles Kleinvieh zum großen Teil sogleich an Ort und Stelle geschlachtet und von den Soldaten verzehrt. Danach oder zur gleichen Zeit wurden uns Sachen an Kleidung, Wäsche, Handarbeiten, zum Teil auch von Soldatinnen entwendet, zuletzt sogar Hausrat wie Stühle, Tische, Teppiche, Fahrräder usw.

Im April fanden wir abgeworfene Flugblätter des Nazi-Propagandaministeriums. Inhalt: wir sollten durchhalten, da der Einsatz der Wunderwaffe kurz bevorstünde.

Nach der Kapitulation am 8. Mai 1945 trafen die ersten polnischen Bürger in Schönewald ein. Zu dieser Zeit ahnten wir noch nicht, was auf uns zukommen würde. Zugleich bedeutete das Datum der Kapitulation für uns Frauen und Mädchen das Ende der ständigen Angst vor Vergewaltigungen durch russische Soldaten. Bei Übergriffen hätten wir uns bei der Kommandantur beschweren können. Obwohl wir immer noch zur Arbeit eingesetzt wurden, (z.B. in einer Gärtnerei in Bürgerbruch), konnten wir endlich

aufatmen.

Am 25. Juni kam dann der Befehl, daß alle Deutschen innerhalb von zwei Stunden ihre Häuser zu verlassen hätten. Als Mitnahme war nur ein Rucksack voll Sachen erlaubt. Sämtlicher Schmuck mußte abgegeben werden. Da ich zu diesem Zeitpunkt nicht zu Hause weilte und meine Mutter alleine war, hatte ich große Angst, daß wir auseinanderkommen könnten. Ich befand mich zu dieser Zeit seit einigen Tagen in einem provisorisch eingerichteten Spital in Kernein, in dem eine junge deutsche Ärztin, Frau Dr. Bulla, versuchte, mit den ihr zur Verfügung stehenden geringen Mitteln uns Frauen zu helfen. In dem Spital betreuten uns neben der Ärztin noch meine Tante Anna Hasenbank, geb. Kain und ihr Mann, Onkel Wilhelm aus Berlin-Neukölln, die aus Berlin evakuiert waren. Nach Bekanntwerden des Ausweisungsbefehls liefen wir querfeldein in Richtung unserer Heimatdörfer und trafen unsere Angehörigen noch an. Ein nicht übersehbarer, langer Zug von Vertriebenen - überwiegend aus Frauen, Mädchen und Kindern bestehend - und dabei noch viele alte Menschen - setzte sich in Bewegung in Richtung Westen. Männer waren übrigens nur alte dabei, alle jüngeren waren entweder beim Militär oder in den letzten Wochen und

Monaten nach Rußland verschleppt worden. Bei Mehlsuppe, mit Wasser gekocht, hatten wir jetzt einen Fußmarsch bis Berlin vor uns. Wie gut, daß Frau Gerbitz, die Mutter meiner Freundin, einen kleinen Vorrat an Mehl mitgenommen hatte! Diese Wasser-Mehl-Suppen halfen uns, den Fußmarsch besser durchzuhalten. Wer kein Gefährt hatte, wie es bei den meisten der Fall war, für den bedeutete dieser siebentägige Fußmarsch über Manschnow und Seelow in der Mark eine große Strapaze, zumal sehr heiße Tage dabei waren. In Seelow trafen meine Mutter und ich zu unserer großen Freude unsere Verwandten. Zum Teil gingen wir ohne Schuhe barfuß auf der von der Hitze erweichten TeerstraÙe. Völlig entkräftet, erreichte meine 55-jährige Mutter Berlin. Ein Erlebnis, das uns unvergessen bleiben wird: eine liebe junge Frau in einem Berliner Vorort (Straußberg?) lud uns zu sich in ihr Haus ein und bot uns Vieren ein Wannenbad in ihrer Wohnung an! Daß es so etwas überhaupt noch gab, erschien uns wie ein Wunder aus einer anderen Welt. Hinter uns lag eine gesetz- und schutzlose Zeit, in der wir uns wie Freiwild fühlen mußten. Hildegard Apelt, geb. Krämer früher: Schönewald, Schulhaus Bäckerberg 4 38173 Evessen-Gilzum,

Was geschah vor 50 Jahren?

„..... machen Sie es sich bequem!“ Aufgebotene Verteidigung floh im Dunkel der Nacht über die Oder

Schmucke Zwei-Familien-Häuser und moderne mehrgeschossige Wohnbauten prägen das Bild im Norden der Stadt. Wohin man blickt: neue Stadtteile, die vom Fleiß der Gorzower künden. Aufgehoben ist die Stadtgrenze, an der einst die Ländereien des Gutsbesitzers Walter Honig und damit Heinersdorf-Abbau begannen. Vielen ist der Gutshof und die Ziegelei, die Hühnerfarm Linde und die Hintermühle in guter Erinnerung, die heute nicht mehr vorhanden sind. Wir wohnen damals gut 100m hinter der Stadtgrenze, und es erhebt sich die Frage: Wie war das eigentlich vor 50 Jahren? Was spielte sich damals ab?

Ratternd überquerten Fahrzeuge einer Einheit der deutschen Wehrmacht am Nachmittag des 29. Januar 1945 die beiden Brücken der Kladow bei der Hintermühle und nahmen Kurs auf das Ziegelei-Gut in Heinersdorf-Abbau. Direkt vor der Villa des Gutsbesitzers haltend, stiegen nicht nur ein Feldwebel und ein Unteroffizier von den Fahrzeugen, es folgten fast an die 40 Soldaten. Zur gleichen Zeit klingelte in seinem Büro auf Apparat 3697 das Telefon. Ich nahm den Hörer ab, meldete mich und hörte die Stimme eines Verwandten, der schon oft aus Zanzin angerufen hatte. „Walter! In knapp fünf Minuten müÙte mein Fahrer bei Euch

sein. Beeilt Euch mit dem Aufladen. Es wird immer finsterner!“ sagte er und legte den Hörer auf. Aus dem Keller kommend, eilte der Guts- und Ziegeleibesitzer Walter Honig hinaus, seine `Gnädige Frau`, wie sie angesprochen wurde, hinterher. „Sie habe ich nicht erwartet!“ sagte er zu den Offizieren. „Aber da Sie schon einmal da sind, machen Sie es sich bequem!“ Draußen war ein weiteres Motorengeräusch zu hören, ein Traktor mit einem Anhänger fuhr vor. Der Gutsbesitzer war im Begriff, sich mit seiner Frau und den bereits vorher gepackten Koffern und Kisten nach dem Westen abzusetzen. „Hier hast Du noch 30 Pfennig für die drei Stunden an Te-

lefondienst bei mir“, sagte er, „damit sind wir quitt!“, und verabschiedete sich damit.

Kurz vor 17.00 Uhr standen bereits die Doppelposten der militärischen Einheit, die ihre Standorte bezogen hatten, so u. a. am Ende der Ziegelei in Richtung Heinersdorf, beim Grundstück Eggert, vor der Hühnerfarm Linde, bei der Hintermühle und auf der Bergterrasse an der Kladower Chaussee.

Am nächsten Tag, dem 30. Januar 1945, gingen ein Unteroffizier und ein Soldat von Grundstück zu Grundstück. Sie erbaten sich von den Einwohnern saubere Unterhosen, Unterhemden und Socken und nahmen auch Nachthemden als Tarnüberzug für die Uniform sowie Äxte und Beile mit. Unser Nachbar Reinhold Schatz gab ihnen noch zwei Flaschen Schnaps mit auf den Weg, denn ein kleiner Trunk konnte bei den Temperaturen von 15 bis 20° Kälte nicht schaden. Zur gleichen Zeit wurde ein schweres Flakgeschütz direkt auf der Straße vor dem Wohnhaus der Hühnerfarm Linde aufgestellt und in Feuerbereitschaft versetzt. Andere Soldaten schleppten emsig Eisenbahnschwellen heran und bauten im Garten der Familie Jablinskiy zwischen dem Wohnhaus und der Kladow ein offenes Viereck, in dem

sie ein schweres Maschinengewehr aufstellten und mit weißen Tüchern tarnen. Das gleiche vollzog sich in entgegengesetzter Richtung, auf der Höhe, hinter der Kiesgrube, etwa 250 bis 300 Meter von der Hühnerfarm entfernt. Auch hier ein schweres Maschinengewehr in Feuerstellung, und wie das andere in Schußrichtung zum Höhenzug der Kladower Chaussee. Dort oben auf dem Hang stand das Bergschlößchen oder auch Bergterrasse genannt, besetzt mit Posten, die mit dem Fernglas die vor ihnen liegende Ebene in Richtung Landesanstalt beobachteten und jede Bewegung an die Posten ins Tal hinunterriefen. Doch da jagten völlig unerwartet gegen 16.00 Uhr zwei sowjetische Jagdflieger im Tiefflug von der Stadt kommend über die deutschen Stützpunkte. Das MG auf der vor uns liegenden Höhe trat in Aktion. Deutlich waren die Leuchtspurgeschosse zu sehen, doch die Flieger waren längst weg. „Du Hund!“ sagte da einer. „Du kannst wohl nicht schießen? Du bist wohl besoffen, was?“ Knapp 30 Minuten später - auch wieder von der Stadt kommend - tauchten drei sowjetische Doppeldecker auf, die mit Wurfgranaten die Besatzung bei der Kiesgrube vertrieben - und im Nu verließen auch die anderen Besatzungen

ihre Stützpunkte. Gegen 18.30 Uhr erfolgte ein dumpfer Knall, das Flakgeschütz war gesprengt worden, dessen Teile noch bis zu unserer Vertreibung am 27.06.1945 auf der Straße lagen. Bei der Kiesgrube lag eine größere Anzahl von Panzerfäusten, und auf dem Gutshof jede Menge an Munition. Die Soldaten fanden auch keine Zeit mehr, die frisch geschlachteten Schweine und Rinder restlos aufzuladen, die sich im Duschaum der Ziegelei befanden. Die Fahrzeuge der deutschen Einheit, die zur Verteidigung der Stadt Landsberg aufgeboden war, fuhren zur Hintermühle und bogen dann links ab den Berg hinauf in Richtung Kladow, um schnell über die Oder dem Vormarsch der Roten Armee zu entkommen.

Wir waren mit unseren Habseligkeiten am 28. Juni 1945 gerade über die Oder gekommen, als uns eine sowjetische Streife aufforderte, am Straßenrand stehen zu bleiben. Von Seelow kommend näherten sich in Richtung Küstrin-Kietz drei große Kolonnen gefangener deutscher Soldaten. Mitten unter ihnen Gerd Gütschow, der bei seinen Eltern vor dem Gutshof wohnte und den die deutsche Einheit am 30. Januar 1945 mitnahm.

Paul Krause
Talstraße 5
01683 Nossen

Der lange Abschied des Jahres 1944/45

Anfang April 1944 kam ich nach Neuwalde, in das kleine märkische Dorf, am nördlichen Rand des Oststernberger Kreises gelegen. Etwa zwanzig Kilometer südlich von Landsberg a. d. Warthe, zehn Kilometer von Kriescht und zwei Kilometer von Költzchen entfernt. Neuwalde war idyllisch; alte Fachwerkhäuser umsäumten die Dorfstraße und rundherum lag der karge Boden der Mark, von Wiesen und Waldstücken durchbrochen. Vor dem Dorfeingang, an der Nordseite lag - in einem Wäldchen versteckt - ein kleiner See mit vielen Seerosen auf dem stillen Wasser, darüber im Sommer Libellenschwärme. Weiter in Richtung Norden, außerhalb des Dorfes, an der Landstraße

nach Költzchen, befand sich der Landdienstlehrhof, dem ich mit etwa vierzig anderen Jungen und einer gleich großen Anzahl von Mädchen im dritten Jahr der Landwirtschaftslehre zugeteilt war. Auf dem Einberufungsbescheid war als Ankunftsbahnhof Költzchen angegeben. Das Gepäck vom Bahnhof zum Landdienstlehrhof würde mit dem Pferdewagen befördert werden.

Ich war in Zettritz zu Hause, hatte dort ein paar Tage Ferien gemacht. Zuvor hatte ich mein zweites Lehrjahr in Berlinchen/ Neumark auf einem bäuerlichen Lehrhof absolviert und den Monat März über an einem Lehrgang in der Reit- und Fahrschule Landsberg an der

Meydamstraße teilgenommen. Zwei Koffer waren gepackt und auf den Gepäckträger des Fahrrades geschnallt. Meine Schwester Margarete, aus Berlin zu Besuch, begleitete mich auf dem zwölf Kilometer langen Weg nach Landsberg zum Bahnhof. Sie mußte das Fahrrad wieder mit nach Hause nehmen, da ich nicht wußte, ob ich es dort würde unterstellen können. Ich wollte mit der Masse der Ankömmlinge zu gleicher Zeit eintreffen, weshalb ich den Umweg über Küstrin wählen mußte, um von dort mit der Kleinbahn Költzchen erreichen zu können. Es war an einem Sonntag und ein Tag mit ersten richtigen Sonnenstrahlen. Wie bereits vermutet, war in Küstrin schon eine große An-

zahl von Jungen und Mädchen im „Bimmelzug“. Die kleine Lokomotive fauchte am Bahnsteig, bereit zur baldigen Abfahrt. Einige Jungen und Mädchen kannte ich. So verging die mehr als einstündige Fahrt wie im Fluge, da es viel zu erzählen gab. Kurz nach der Mittagszeit rief jemand: „Aussteigen, wir sind da!“ Ein neuer Lebensabschnitt hatte begonnen. So sagte es Rolf Paetzold, der uns Ankömmlinge vor dem Bahnhof begrüßte. Als Schulführer war er Leiter des Landdienstlehrhofes. Wir gingen in lockerer Formation vom Bahnhof zum Lehrhof in Richtung Neuwalde. Vor uns der Pferdewagen mit den Koffern. Dort erfolgte die Einweisung in die Wohnbaracken. Spind einräumen, Formalien erledigen usw.

Nachdem ich in den ersten beiden Lehrjahren (für die damalige Zeit weit) entfernt von meinem Geburtsort Zettritz und der Heimatstadt Landsberg war, so hatte ich nun von Neuwalde aus den nützlichen Vorteil, auf dem Wall von Költzchen aus, an Landsberg und Zechow vorbei, direkt nach Zettritz zu gelangen. Von dieser Möglichkeit machte ich, so gut es ging, Gebrauch. Nach dem ersten Fußmarsch nahm ich mein Fahrrad von Zettritz mit nach Neuwalde. Nun konnte ich während der Freizeit des öfteren nach Zettritz bzw. nach Landsberg fahren.

Diese wenigen Besuche sind in der Erinnerung als ein langer Abschied geblieben. Wenn ich über den letzten Tag dieses Abschiedes, den 30. Januar 1945, schreibe, dann gehören auch die anderen Abschiede dazu. Schon Ende April hatte ich einen Tag Urlaub, den ich benutzte, „nach Hause“ fahren zu können. Als ich vom Wall her in die Dorfstraße einbog, stand die Tochter eines Nachbarn mit einem Brief in der Hand, las und winkte mich zu sich heran. Ihr Gesicht war erregt und ihre Hände zitterten: „Euer Max ist tot! Gefallen!“ setzte sie tonlos dazu und sah in die Luft. Ich war wie gelähmt, rannte, ohne zu antworten, ins Haus meiner Mutter. Ohne Begrüßung rief ich: „Max ist gefallen!“ „Das ist nicht wahr!“ schrie meine Mutter, „ich habe erst heute einen Brief von ihm bekommen.“ Aber sie hatte übersehen, daß

dieser Brief sehr lange unterwegs war. Frieda A. stand plötzlich hinter mir, meine Mutter riß ihr den Brief aus der Hand und las und las, als nähme der Brief kein Ende. Der Tod hatte in vielen Familien Einzug gehalten. Er kam so alltäglich, wie der Milchmann oder der Briefträger. Mein Bruder Max war am 13. März bei Tarnopol gefallen. Ein Freund von Frieda A. war in der gleichen Einheit und an seiner Seite, als eine Handgranate seinen Leib zerfetzte. Der Freund wurde dabei verwundet, kam ins Lazarett nach Landsberg und hatte an Frieda A. geschrieben, noch ehe die offizielle Todesnachricht kam. Viel Trost gab es nicht. Mutter teilte dieses Schicksal mit anderen Frauen im Dorf, die ihre Männer oder Söhne verloren hatten. Trauer, Angst und Haß auf den Krieg wurden ihre stillen Begleiter. Irgendwann im Sommer 1944 wurde meine Mutter nach Landsberg beordert. Zur Staatsanwaltschaft. Sie hatte zuviel zu laut gesagt. Dennoch fand sie einen verständnisvollen Ermittler. Sie konnte wieder nach Hause gehen. Der Weg vom Marktplatz bis nach Zettritz ins Dorf maß zwölf Kilometer. Keine Eisenbahn, kein Bus! Nichts verband diese zwei wichtigen Punkte unseres Lebens miteinander. Nur die Chaussee, auf der man zu Fuß oder mit dem Fahrrad sein Ziel erreichen konnte.

Im Sommer machten wir Jungen einen Ausflug „in die Stadt“, wie es damals hieß. Wir gingen ins Kino und sahen die „Feuerzangenbowle“. Die Stadt war grau geworden. Viele verwundete Soldaten, Arbeitsmädchen, Luftwaffenhelferinnen. HJ-Uniformen, Parteiuniformen und karg bekleidete Menschen beherrschten das Bild der Straße. Die Verknappung von Textilien und Lederwaren ließ die Bilder dunkler werden, wenngleich manche Uniform noch glitzerte. Dagegen stand der Erfindungsreichtum der Menschen, die oft genug auf seltsame Art und Weise versuchten, aus ihrer Situation das Beste zu machen. Als wir aus dem Kino kamen, war der Kontrast zu unserer Umgebung besonders auffällig.

Im September 44 hatte ich wieder Gelegenheit, für wenige Stunden

mit dem Fahrrad nach Zettritz zu fahren. Wie hatte sich doch alles verändert. Wenngleich aus unserer Umgebung niemand davon betroffen war, so standen doch die Folgen des Attentats vom 20. Juli drohend über allem, was sich zeigte und womit man es zu tun hatte. Die Gangart des Krieges wurde schärfer und grausamer. Als ich in mein Elternhaus eintrat, begrüßte mich meine Schwester aus Berlin. Sie trug den Rest eines verbrannten Kleides. Auch ihre Schuhe und Haare waren angesengt. Sie war am Vormittag aus Berlin mit dem Zug in Landsberg angekommen. In der Nacht zuvor war die Turmstraße in Berlin durch Bomben weitgehend zerstört worden. Sie versuchte, in der brennenden Wohnung noch einige Habseligkeiten zu retten und riskierte dabei ihr Leben.

Des Nachts dröhnte schon der Kanonendonner bis nach Neuwalde. Um den 25. Januar herum wurden wir, Jungen und Mädchen, zusammengerufen. Wir standen im Speisesaal dicht beieinander. Fritz Berglar, der Schulführer, sagte, daß die Situation sehr ernst sei und daß er in dieser Lage von jedem verlange, sein Äußerstes zu geben. Wir müßten damit rechnen, evakuiert zu werden, d.h., daß wir uns bei weiterem Vorrücken der Front in Richtung Westen absetzen würden. Es folgten die üblichen Ermahnungen mit der Aufforderung, Einsatzbereitschaft, Opferwillen, Kameradschaft und Disziplin zu zeigen. Alle Mädchen sollten schon sofort in Richtung Abtsdorf nach Sachsen-Anhalt evakuiert werden. Fünf von ihnen meldeten sich spontan freiwillig, um solange dableiben zu können, bis der Treck mit allen anderen abziehen würde. So geschah es denn auch. Es blieben die fünf Mädchen mit etwa dreißig Jungen noch in Neuwalde, um alle notwendigen Vorbereitungen treffen zu können. Hinzu kamen etwa zwanzig Bedienstete mit ihren Familienangehörigen, die überwiegend als Lehr- und Meisterpersonal tätig waren. Sie standen auf dem Landdienstlehrhof in einem zivilen Beschäftigungsverhältnis. Das war also ein nicht gerade kleiner „Haufen“, wie es in der Sprache der

Zeit hieß. Für den gesamten Wirtschafts- und landwirtschaftlichen Lehrbetrieb war Inspektor Gierke verantwortlich. Ein Mann mit großem Sachverstand, mit untadeliger Haltung in dieser Zeit und mit einem noblen Charakter. Dies war unter den damaligen Umständen nicht so leicht. Nicht allen, die mir in dieser Zeit begegneten, könnte ich dies noch nach mehr als fünfzig Jahren nachsagen.

Zu unserem „Wir“ gehörten schließlich noch etwa dreißig gefangene italienische Soldaten, die als Angehörige der „Badoglio-Truppen“ nach dem Sturz von Mussolini entwaffnet wurden und in deutsche Gefangenschaft gerieten. Sie lebten in einer Haushälfte, deren andere Hälfte vom Hofmeister Schischke bewohnt wurde. Man wollte sie nicht einfach ihrem Schicksal überlassen. So wurden sie ins Kalkül zu den Vorbereitungen für unseren Treck mit einbezogen. In den letzten Januarartagen kam der Kanonendonner permanent näher. Er zeigte seine Bedrohlichkeit. Flüchtlinge aus dem Wartheland hatten z. T. erschreckende Nachrichten mitgebracht. Über letzte Fluchtmöglichkeiten beim Heranrücken der Front, über verstopfte Straßen, Tod und Verderben, wenn die feindlichen Tiefflieger auf die Flüchtenden schossen. Am 29. Januar kam der Befehl aus der Gebietsführung in Frankfurt/Oder, der Landdienstlehrhof habe in Richtung Westen aufzubrechen. Es wurden zwei große Leiterwagen mit einer Plane hergerichtet. Das Gepäck wurde verstaut. Für die große Anzahl der Teilnehmer an diesem Treck war der Platz für die persönliche Habe nicht gerade üppig bemessen. Unter den italienischen Gefangenen waren zwei Schlachter, die schnell noch Arbeit bekamen. Zwei Schweine wurden geschlachtet und in vier Hälften zerlegt und je zwei davon an die Leiterwagen gehängt. Vorräte aus Keller und Küche wurden ebenfalls verladen. Keiner wußte schließlich, wie lange wir unterwegs sein würden. Das Ziel hieß: Abtsdorf. Einige hundert Kilometer entfernt. Am 30. Januar, um 7.00 Uhr, stand der Treck zum Abmarsch bereit. Der erste Leiterwagen mit drei Pferden, der zweite mit einem

Ochsengespann und am Schluß der kleine Dogkart mit dem Esel. Dahinter alle, die laufen konnten: Junge und Alte, Kleine und Große, die Ängstlichen und die Mutigen. Niemand ahnte nun etwas von seinem künftigen Schicksal. Keiner wußte in diesem Moment genau, wie ihm geschah. Der Landdienstlehrhof war für acht Monate so etwas wie unsere Heimat gewesen. Das Gefühl der Gemeinschaft hatte uns umgriffen und in seinen Bann gezogen. Erziehungs-, Ausbildungs- und Arbeitsstätte sollte er sein. Ein sogenannter landwirtschaftlicher Musterbetrieb. In diesem Augenblick zerschmolz alles zu einem Nichts! Die dort verbliebenen Tiere (Kühe und Schweine) waren mit genügend Futter versorgt, von ihren Plätzen losgebunden, bzw. die Boxen und Türen weit geöffnet. Fritz Berglar gab das Kommando zum Abmarsch. Ein dumpfes Donnerrollen begleitete unseren Abgang. Die Rote Armee stand im Raum Schwerin/ Warthe, ungefähr fünfundzwanzig Kilometer von Neuwalde entfernt. Zum letzten Mal führte uns der Weg bis an das verträumte Dorf Neuwalde heran. Alles lag noch im Dunkeln. Unsere Karawane zog mit etwa fünfzig Personen gen Westen. Zunächst in Richtung Birklauch, um dann in Beatenwalde auf die große Chaussee nach Küstrin zu gelangen. Dies waren ungefähr vier Kilometer auf einfachem Feldweg. Dann kam die Chaussee. Aber die Ochsen hatten Mühe, Tritt zu halten. Bis nach Kriescht waren etwa 10 Kilometer zurückzulegen. Dort sollte die erste Pause sein. Jedoch war die alte Ost-West-Verbindung schon mit allerlei Fluchtfahrzeugen von kleineren und größeren Trecks belegt. Manche Wagen wurden defekt und konnten nicht weiterfahren. Sie versperrten den Weg und mußten beiseite geräumt werden, ehe es weitergehen konnte. Eile war geboten, wollten wir noch am Abend in Küstrin sein. Gerüchte waren durchgedrungen, wonach die Oderbrücke geschlossen und nur noch für Soldaten passierbar sei. Von Kriescht bis zur Oderbrücke in Küstrin waren immerhin noch achtundzwanzig Kilometer zurückzulegen. Dies war ein voller Tages-

marsch. Alle sonstigen Unwägbarkeiten nicht mit eingerechnet. Über Groß-Friedrich und Alt Limmritz kamen wir endlich nach Sonnenburg. Dort lag das große Zuchthaus, dessen gewaltiger Bau schon von weitem zu sehen war. Immer noch war Eile geboten und bis Küstrin noch eine Strecke von etwa dreizehn Kilometern zurückzulegen. In weiteren Gerüchten hieß es dann, die Oderbrücke solle gesprengt werden. Dies würde bedeuten, daß es kein Entrinnen mehr gäbe. Hinter Sonnenburg bewegte sich unser Treck in einer endlosen Schlange von Flüchtenden. Menschen zu Fuß, mit Fahrrädern, Handwagen, Schubkarren und Pferdewagen hatten sich mit ihrer letzten Habe auf den Weg nach Westen gemacht. Einige Male brausten Jagdbomber über uns hinweg. Alles warf sich sofort in Deckung, um Schutz zu finden. Irgendwo ratterte ein Maschinengewehr und schoß vielleicht wild drauflos. Aber das war weiter hinten. Jeder konnte in solchen Situationen nur an sein eigenes Leben denken. Ein alter Bauer lag mit seinem Pferd im Straßengraben. Er wischte sich die Tränen aus den Augen. Er sagte, daß es aus sei mit dem Pferd und klopfte ihm auf den Hals. Er bat Fritz Berglar, der Qual ein Ende zu bereiten. Ein Pistolenschuß und ein letztes Aufbäumen. Der alte Bauer blieb noch lange bei seinem Pferd sitzen. Dicht vor Küstrin krallte sich eine Frau an einen Baum. Sie schrie, wohl mit letzter Kraft, daß man ihr helfen solle, sie könne nicht mehr. Dann sackte ihr Körper in sich zusammen. Diese Bilder haben sich eingepreßt. Sie sind für immer eingeebrannt als ein Symbol für die Hilflosigkeit, für Menschen auf der Flucht. Der große Treck wälzte sich wie ein Moloch durch die winterliche Landschaft.

Fritz Bartelt
Friedbergstr. 45
14057 Berlin

Aufzeichnungen aus meinem Tagebuch, geschrieben während der Vertreibung 1945

28.6.45

Erster Tag in Deutschland! Wie sich das anhört - Deutschland - waren wir nicht immer schon Deutschland? Ja, bis zum 30. Januar 1945 konnten wir dies sagen. Am 30.1. zogen die feindlichen Truppen in unser friedliches Landsberg ein. Flüchten konnten wir damals nicht mehr, es ging alles so schnell. Für uns begann eine furchtbare Zeit. Die Russen zeigten sich von ihrer wahren Seite. Rauben und Plündern steht bei denen wohl an der Tagesordnung. Zuerst mußten die Uhren erhalten. Nach deren Kopf mußte jeder einzelne ein Uhrenlager haben. Immer wieder ertönte dieses Wort. Jetzt hat jeder Russe eine „Urri“! Nicht nur Uhren gingen in ihren Besitz über, auch andere Dinge wechseln ihren Besitzer. So wurden wir in ganz kurzer Zeit arme Leute. Das Schlimmste waren die Brände. Gegen Abend begannen sie und brannten manchmal tagelang. Es hatte den Anschein, als ob sie die Stadt so langsam runterbrennen wollten. Unser Haus sollte auch ein Opfer der vielen werden. Doch wir hatten es noch rechtzeitig bemerkt. So retteten wir unser Haus. Ein sehr schlimmes Kapitel waren die Vergewaltigungen. Gott sei Dank bin ich verschont geblieben. Am 8. April sind wir zur Landarbeit nach Dölzig gekommen. Wir waren 20 Frauen und mußten 600 Kühe von morgens bis abends hüten. 4.000 Viecher waren am Ort, die tagelang nicht gemolken waren und fürchterlich brüllten. Oftmals mußten wir auf der Vormarschstraße Richtung Oder die Kühe treiben, neben uns rollten die Panzer und LKWs mit grölenden Russen. Morgens hin und abends wieder zurück nach Dölzig. Den Sinn konnten wir nicht verstehen! Zum Essen bekamen wir täglich 300 g Brot und Milch. Das war das einzige Gute. In Landsberg mußte man stundenlang anstehen und bekommen hat man doch nichts. Nach 3 Wochen haben wir uns auf die Socken gemacht und sind heimwärts gezogen. Das war nur möglich nachts und dann mußten

wir noch aufpassen, daß uns die Posten nicht sahen. Die Parole ging um, wir jungen Mädchen sollen die Kühe Richtung Rußland treiben! Leider fanden wir kein Zuhause mehr vor. Wir fanden bei Opa ein Unterkommen. Ungefähr 10 Tage später verschleppten sie Mutti nach Kladow zur Landarbeit. Ich war in der Gärtnerei Bethke beschäftigt. Alle Tage Wasser tragen und jauchen. Das ist unsere Beschäftigung gewesen. 4 Wochen weiter hatte ich dieses über und bin zum Krankenhaus Bismarckstraße, was in den Wohnhäusern 17 - 18 eingerichtet worden war. Was dort für ein Elend herrschte, kann man gar nicht beschreiben. Täglich starben Menschen, kaum Medikamente und Ärzte. Am 26. Juni mußten wir binnen 2 Stunden die Stadt räumen. Nun sitzen wir in Küstrin-Kietz fest. Ich hätte nie gedacht, daß ich jemals in Trümmern wohnen würde. Jetzt hausen wir in einem halbverfallenen Stall, ohne Tür auf Stroh. Wenigstens haben wir hier ein Dach überm Kopf. Den 2. Tag sitzen wir nun schon hier. Hoffentlich ist morgen besseres Wetter, daß wir weiterziehen können; die Landstraße ist jetzt unsere Heimat. Wenn wir nur erst in Berlin wären, ob uns da was besseres erwartet?

29.6.45

Wir liegen noch immer in diesem herrlichen Kietz, der Regen will und will nicht aufhören. Das ist wohl der einzige Grund, warum wir hier sitzen. Heute habe ich Frau Briese auf dem Bahnhof getroffen. Mit der Bahn fortzukommen ist noch viel aussichtsloser als so. Diese Nacht wollen wir in dem Quartier von Frau Briese zubringen. Es ist größer und wärmer. Morgen soll unsere Reise dann weitergehen. Ob sie jemals ein Ende hat?

30.6.45

Seelow ist erreicht! Hier wollen wir diese Nacht Quartier machen. In einem schönen geräumigen Hause am Markt haben wir eine Unterkunft gefunden. Wir haben ein großes Zimmer, zwei alte Damen teilen es sich mit uns. Kochen kann ich auch

sehr bequem. Hier läßt es sich mal gut ruhen. Der Weg von K. nach S. war sehr anstrengend. Unterwegs haben wir etliche Male ein bißchen Milch bekommen. In Manschnow sind Brieses nach Frankfurt abgezweigt. Nun schreiten wir allein - ohne jeden Bekannten - weiter. Irgendwie haben wir uns aus dem Hause alle verloren. In Seelow sollte ein Lager sein und die erste Verpflegung, aber keine Spur von alledem.

1.7.45

Wir befinden uns auf der Strecke nach Müncheberg. Jetzt geht es immer bergauf und bergab. Ein Regenschauer löst den anderen ab. So erreichen wir M. Hier erwartet uns auch niemand. Mit Mühe und Not finden wir ein Quartier. Die Leute sind sehr nett. In einem Bodenstübchen ohne Fenster legen wir uns zur Ruh, d.h., wir sitzen auf einem Sofa zu dritt. Aus Sicherheit schieben wir es vor die Tür. Einen anderen Gegenstand gibt es in diesem Raum nicht. Wir sind froh, daß wir ein Dach überm Kopf haben, denn es regnet schon wieder fürchterlich.

2.7.45

In dieser Nacht haben sie unseren schönen Handwagen geklaut. Nun sitzen wir da mit unserem Gepäck. Die Frau leiht uns ihren Wagen, damit wir wenigstens bis zur Bahn kommen. Hier sitzen wir auch nun schon einen halben Tag. Endlich kommt ein Güterzug, der uns mitnimmt. Aber nur bis Straußberg geht die Fahrt. Im Wartesaal bringen wir die Nacht zu und den folgenden Tag. Es besteht noch immer keine Aussicht, daß wir nach Berlin kommen. Nichts zu essen - so liegen wir rum. Eine Rote-Kreuz-Schwester sorgt dafür, daß wir eine warme Suppe zu Mittag erhalten. Es ist nicht viel, aber wir können dem Magen etwas bieten. Wir hoffen auf morgen, daß endlich ein Zug kommt, der uns an unser Ziel bringt.

4.7.45

Es ist früh um 4.00 Uhr morgens. Alles ist schon auf den Beinen,

heute soll endlich ein Zug gehen. Um 5.15 Uhr soll er ankommen. Es ist ein Personenzug, der alle 2 Tage von Küstrin nach Berlin verkehrt. Alle kommen da nicht mit. Hunderte von Menschen stehen auf dem Bahnsteig. Endlich ist der Zug zu sehen und fährt langsam ein. Jetzt heißt es flink sein - sonst stehst Du noch morgen hier. Der Zug ist mit Russen besetzt, dennoch habe ich es geschafft. Beinahe war Opa mit Rosi zurückgeblieben. Aber nun sind wir glücklich im Zug. Wenn es auch sehr eng ist, aber wir fahren. Wir bleiben oftmals auf der Strecke stehen und ein banges Fragen hebt an - ob wir weiterfahren oder nicht.

Der Russe hat es schon oft fertiggebracht und die Leute auf freier Strecke rausgeschmissen. Doch uns ist das Glück diesmal hold. Wir fahren bis Berlin-Lichtenberg. Berlin liegt vor uns, wir haben es erreicht! Nun müssen wir uns den Weg suchen. Opa bleibt am Bahnhof mit dem Gepäck zurück. Er ist derartig entkräftet und kann nicht mehr weiter. Ich breche nach Schöneberg auf. Mit dem Bus komme ich sehr gut hin, wenn auch einige Stunden vergehen. Man muß sich anstellen, so ein begehrter Artikel ist der Bus. Endlich bin ich in Schöneberg und Gott Lob, Tante Linas Haus steht noch. Tante Lina ist sehr erstaunt,

als sie uns sieht. Jetzt bin ich auch mit meiner Kraft am Ende. Die Tage waren zu anstrengend. Hoffentlich habe ich jetzt ein wenig Ruhe. Wir stärken uns erst mal tüchtig. Nach langer Zeit mal wieder Brot zum Sattessen. Dann gehe ich den Weg zurück und hole Opa und das Gepäck. Er stöhnt und jammert. Opa, Zähne zusammenbeißen, bald sind wir am Ziel.

Hildegard Burmeister, geb. Lutz
Hannoversche Str. 9 H
38116 Braunschweig
früher Landsberg-W.
Bismarckstr. 15

Die letzte Konfirmation im Warthebruch

Am 3. Juni 1995 jährt sich zum 50. Mal der Tag meiner Konfirmation - die Goldene Konfirmation steht bevor. Doch man denkt an das Jahr 1945 zurück.

Erinnerungen an Tage des Schreckens überkommen unsere Gedanken - alles war ein Chaos. Die Russen und Polen beherrschten uns. Beim Durchmarsch der russischen Truppen in den ersten Februartagen brannte mein Elternhaus, ja - unser ganzes Gehöft ab. Am 1. März wurde mein 14 Monate jüngerer Bruder (13 1/2 Jahre alt) von Russen in meinem Beisein erschossen. Mein Vater, mein älterer Bruder und auch ich kamen für drei Tage in Zivilgefangenschaft. Meinen Vater sah ich nie wieder. Er hatte auch Pferde gezüchtet, wie auch meine Patentante, die mir zu meinem 14. Geburtstag ein Fohlen geschenkt hatte. Wie stolz war ich darauf! Doch plötzlich kam alles anders, es kam nur Leid, Einsamkeit und dann die Vertreibung. Man sprach

und hörte von der Vertreibung aller Deutschen. Palmsonntag, der Tag der alljährlichen Konfirmation, war vorbei. Ohne konfirmiert zu sein, die angestammte Heimat verlassen, in die Ferne vertrieben zu sein - das war undenkbar. In Lossow, meinem Schul- und Konfirmandenort, war unser Pastor, Herr Balzer, nicht mehr zu erreichen. Man fand im Gespräch den Weg zur benachbarten Kirchengemeinde Landsberger Holländer. Ich glaube, wir Lossower waren zweimal in Landsberger Holländer zum Konfirmandenunterricht. Wie zu den Stunden der Unterweisung - so auch am Tage der Konfirmation, dem 3. Juni 1945 - benutzten wir keine Straßen oder Wege, um zur Kirche zu kommen. Entlang an Gräben und Hecken, ich mit einem alten dunklen Sommermantel über dem geliehenen schwarzen Anzug, so schlichen wir uns zu Fuß zur 3 Kilometer entfernten Kirche. Die Konfirmationsfeier in der Kirche in Landsberger Holländer hielt Frau

Vikarin Weckerling, heute nach 50 Jahren erinnere ich mich nicht mehr an Namen von Mitkonfirmanden, ich weiß nicht einmal, wieviele wir waren. Ich weiß aber noch, daß ich, als ich vor dem Altar stand, in Frage und Antwort bei der Konfirmandenprüfung kein Wort herausbekam. Meine Mutter sagte später, ich wäre völlig versteinert gewesen - nur Tränen fielen mir aus den Augen. Aber mir blieb auf meinem Lebensweg die Konfirmandenurkunde als Andenken.

Wer außer mir erinnert sich? Meldet Euch, Ihr Goldenen Konfirmanden! Wäre es nicht schön, beim Treffen in Herford am 19. Mai 1996 gemeinsam die Goldene Konfirmation zu feiern? Auf jeden Fall sollte es irgendwo ein Wiedersehen geben!

Ewald Hanff
früher Cocceji-Neudorf
Putlitzer Str. 10 d
19357 Karstadt

Auszüge aus dem Buch „Damals...“ Januar bis Juni 1945 von Christa Besser

Frau Besser hat ihre Erlebnisse in Romanform wiedergegeben

Ärgerlich wendeten sich die beiden Russen von den Frauen ab. Sie haben nicht viel Zeit zu versäumen, jeden Augenblick kann der Vormarsch weitergehen, müssen sie zu ihrer Kolonne zurücklaufen. Sie greifen

nach der Dritten, älteren, mit den ängstlichen Augen, die den beiden Frauen bis jetzt beschwörend etwas zugeflüstert hat, als wollte sie vermeiden, daß alles auf die Spitze getrieben wird. Berta Grusius weigert

sich nicht. Die Russen sehen sich triumphierend an, ziehen Berta Grusius an den beiden Männern vorbei ins nächste Zimmer. Irgendwo in dieser Wohnung werden sie schon ein Bett finden. Paul Serwatzky eilt

ihnen nach. Bittet, befiehlt, schimpft, stellt sich zwischen die Soldaten und die Frau, aber 4 Fäuste heben ihn an, werfen ihn durch die offene Tür zurück ins Herrenzimmer. Mit der Maschinenpistole hält einer der Soldaten das Zimmer bewacht. Da endlich scheint auch Grusius die Situation seiner Frau zu begreifen. Kalkweiß, ohnmächtig fällt der baumlange Mann auf den Boden. Niemand kann aufspringen, zu ihm gehen, ihm helfen. So bleibt es ihm erspart, zu sehen, daß sich die beiden Soldaten in der Bewachung ablösen. Wie ein Alp liegt es auf uns allen, als die Soldaten längst das Haus verlassen haben, die rollenden Panzer wieder den Boden haben erzittern lassen. Berta Grusius liegt mit dem Gesicht zur Wand und läßt sich von keinem sprechen und helfen. Langsam erwacht ihr Mann wieder aus seiner Ohnmacht, sieht sich erstaunt um, schüttelt den Kopf, geht in sein Bett. Niemand rührt an den Vorfall. Niemand erfährt jemals ob Grusius den Grund seiner Ohnmacht kennt. Still, lächelnd, weltfremd raucht er am Morgen die letzten Reste seines Tabaks, während sich überall über den Häusern der Stadt eine große Geschäftigkeit zeigt. Am nächsten Tag ist die Stadt mit neuen russischen Regimentern überflutet. Alles, was die Einwohner dieser Stadt bisher erlebt hatten, war nur Auftakt für die nun beginnenden Wochen voller Schrecken ohne Ende. Haben die ersten Truppen sich bei ihrer ersten kurzen Kampfpause darauf beschränkt, nur Schmuck, Uhren und ähnliche Wertsachen mitzunehmen, so wird jetzt systematisch Haus für Haus durchkämmt, sieht man überall russische Lastwagen stehen, die mit Betten, Polstermöbeln, ganzen Wohnungseinrichtungen beladen werden. Helga Werner mußte mit dem schwererkrankten Säugling zu dem alten Arzt, der am anderen Ende der Stadt noch seinen Dienst versieht, aber der Weg ist zu riskant, denn die Russen nehmen die Kinder aus dem Wagen, legen sie den Müttern vor die Füße und verladen die Kinderwagen auf ihre Laster. So versuchen Helga und Karin, den Säugling selbst zu

kurieren. Die Russen haben es eilig mit ihren Transporten. In wenigen Tagen soll die Stadt der polnischen Verwaltung übergeben werden. Soll ein polnischer Bürgermeister für alles verantwortlich zeichnen, was geschieht. Die russischen Truppen liegen hier in der Etappe, warten auf Abruf, übernehmen den militärischen Schutz des Landes. Bis zu dieser Übernahme durch den Polen wollen sie aber erst die Stadt aufräumen, säubern. Wertmäßig wird danach nichts mehr für den Polen übrigbleiben. An allen Straßenecken, an Bäumen und Zäunen kleben die Plakate, die von allen Männern bis zu 60 Jahren verlangen, daß sie sich zu Aufräumarbeiten einzufinden haben. Der Sicherheit halber gehen die Soldatentrupps durch die Häuser und kontrollieren, ob sich keiner diesem Aufruf entzogen hat. Sehr viele Männer hat diese Stadt nicht mehr. Der überwiegende Teil ist Soldat und kämpft an irgendeiner Front oder ist bereits in Gefangenschaft. Der andere Teil ging auf die Flucht als der Räumungsbefehl kam. So sind nur noch diejenigen hier, die das Kommen der Russen nicht fürchteten und die, die als Volkssturm dazu bestimmt waren, je 6 bis 10 Mann mit einer einzigen Panzerfaust, an den Einfallstraßen die Russen zu erwarten und ihren Vormarsch aufzuhalten. Sie waren klug genug, nach einigen Stunden der Beratung nach Hause zu gehen, in die nun leeren Wohnungen und es tat ihnen leid, nicht einfach auf eigene Verantwortung geflüchtet zu sein, um jetzt im Westen mit ihren Familien zusammenzutreffen. Diese wenigen Männer stellen sich an den angegebenen Sammelpunkten zur Arbeit. In den meisten von ihnen keimt die Hoffnung, daß dort, wo gearbeitet wird, auch Brot verteilt wird. Hunger haben sie alle, denn noch immer lebt die Bevölkerung ohne Lebensmittelzuteilung. Aber aus der Arbeit wird nichts. Von Maschinenpistolen bewacht, wandern die Männer in die Keller der GPU. Sitzen sie zusammengepfercht in engen, kalten Räumen, werden sie in stundenlangen Verhören zermürbt, bekennen selbst die erbittertesten Gegner Hitlers plötzlich,

Nationalsozialisten gewesen zu sein. Nur wenige Männer kommen aus den Kellern entlassen zurück, den anderen kann niemand mehr helfen. Ängstliche Augen hinter den Gardinen verborgen, sehen dem Elendszug nach, der Wochen später im Morgengrauen während der Sperrstunde zum Bahnhof getrieben wird. Bis zu Unkenntlichkeit abgemagerte Gestalten, schleppen sie sich gebeugt weiter, eine Verkörperung aller Hoffnungslosigkeit dieser Welt. In Viehwaggons verladen, rollen sie ostwärts in die riesigen Lager diesseits und jenseits des Urals. -----

In den Gärten blühen die Schneeglöckchen, kommen vorsichtig die ersten Krokusse hervor. Feiertäglich macht die Frühlingsluft diesen Sonntagmorgen, der auf dem Kalenderblatt als „Heldengedenktag“ steht. Überall im noch unbesetzten Gebiet von Deutschland läuten jetzt die Glocken, stehen Ehrenwachen an Kriegerdenkmälern, legen Menschen Kränze und Blumen nieder. „Den Gefallenen und Vermißten“. Aber so kurz kann man die Formel nicht mehr umreißen in diesem Schicksalsjahr. „Den Verhungerten und Erschlagenen, den Erschossenen und Verbrannten“, sollte man den Inschriften hinzufügen. Es würde den Menschen, die die Blumen niederlegen, mehr zu denken geben. Es würde etwas klarer die Grausamkeit dieses Todes verdeutlichen, der allein durch den Krieg bedingt war. Es würde dem Helden-tod die Gloriole nehmen und ihn als das ausweisen, was er wirklich ist: Unter unwürdigsten Bedingungen vorzeitig geopferter Leben. Es würde die nächsten Generationen davor warnen, den Todeslorbeer eines Volkes höher einzuschätzen, als den Friedenslorbeer seiner arbeitenden Söhne. ---- Die polnische Regierung versucht festen Fuß zu fassen, aber sie hat es nicht leicht gegenüber den russischen Machthabern. Wie Schuljungen werden die führenden Polen von den Russen behandelt, ihre Maßnahmen und Anordnungen werden oft vom russischen Militär widerrufen. Schlägereien auf den Straßen zwischen russischen Soldaten und polnischer Miliz sind an

der Tagesordnung. ----

Das deutsche Krankenhaus kann niemanden mehr aufnehmen. Die Ärzte und Schwestern sind unermüdlich auf den Beinen, ohne jedoch wirksam helfen zu können. Jeden Tag steht vor dem Krankenhaus der kleine Pferdewagen mit dem halbverhungerten Panjegaul, um die Leichen der letzten Nacht aufzuladen und zum Friedhof zu fahren. Nackend, wie sie Gott geschaffen hat, liegen sie auf dem offenen Wagen, dicht aneinandergereiht, denn der Platz ist knapp und die Kraft des Pferdes ist so schwach, daß die Fahrten bergauf zum Friedhof gut berechnet werden müssen. Auf dem Kutschbock sitzt der Küster, bis sie vor dem nächsten Haus halten müssen, in dem eine Leiche liegt. Dann klettert er herunter und geht hinter Hildegard ins Haus, um mit ihr zusammen den nächsten nackten Toten zu tragen. Er brummt und schimpft noch immer vor sich hin, denn für ihn gibt es keine Erklärung, warum Frau Hildegard von früh bis spät unterwegs ist, um die Leichen zusammenzutragen. Hundert Mal besteht jeden Tag für sie die Gefahr der Ansteckung, hundert Mal besteht sie in diesen Wochen für ihre 6 Kinder. ----

Der Russe redet lebhaft auf sie ein, doch seine deutschen Sprachkenntnisse umfassen nicht viel mehr als die Worte: „Bitte, danke, Schwester und Doktor“. Er nimmt sie mit vor ein großes Meßtischblatt. Er deutet auf ihre Stadt, auf den Raum bis hin zur Oder. Seine Augen, seine Hände versuchen ihm beim Sprechen zu helfen. Aber Karin hebt bedauernd die Schulter, sie versteht kein

Wort. „Bitte Schwester, Frau von Horn.“ Karin nickt ihm aufatmend zu, greift im Flur nach ihrem Mantel und ist schon auf der Straße. Frau von Horn ist Baltendeutsche und arbeitet als Dolmetscherin wo sie gerade benötigt wird. Sie ist sofort bereit mitzugehen. „Der Generalmajor läßt Ihnen sagen, daß das ganze Gebiet östlich der Oder polnisch wird und von allen Deutschen geräumt werden muß. Die Ausweisung erfolgt morgen früh um 5 Uhr. Innerhalb von 3 Stunden mit 40 Pfund Gepäck pro Person.“ „Das ist nicht wahr“, stammelt Karin und kann das Gehörte nicht glauben. „Das ist unmöglich, Sie können dies Land doch nicht polnisch machen. Die Polen wollen es ja gar nicht haben. Sie warten ja darauf, zurück zu können, in ihr Land. Wer hat das überhaupt gesagt?“ „Beschluß der Staatsmänner auf einer Konferenz in Jalta.“ „Aber, das ist doch undurchführbar“, lehnt sich Karin auf. „In diesen Gebieten hier wohnen Millionen Menschen, wo will man sie unterbringen, wie will man sie abtransportieren?“ Gewissenhaft übersetzt Frau von Horn dem Russen jede Frage von Karin, ehrlich und mit Bedauern diesen Tatsachen gegenüber antwortet der Russe: „Schwester Karin“, dolmetscht die Baltin weiter, „der Generalmajor hat Sie in seine Wohnung gebeten, um Ihnen alles sagen zu können. Sie verpflichten sich, zu niemandem darüber zu sprechen. Der Befehl lautet, daß die Aktion am frühen Morgen schlagartig durchzuführen ist. Der Generalmajor möchte Ihnen seinen Dank für die von Ihnen geleistete Arbeit dadurch zeigen.“

Trotz der hellen Mittagssonne wirkt die Stadt wenige Stunden darauf geisterhaft. Leere Straßen, beklemmende Stille, nirgends ein Mensch. Selbst die Russen sind heute hier nicht zu sehen. Karin geht noch einmal ins deutsche Krankenhaus. Abgemagert und kleiner geworden sieht Schwester Erna aus. Müde streicht sie sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Die Ärzte und Schwestern des Krankenhauses hatten Befehl zu bleiben. Sie würden gebraucht. Aber es lagen kaum noch Kranke in den wenigen Betten, und auch diese würden bald sterben. Der Tod fand nirgends Widerstand. „Kommen sie doch mit uns, Schwester Erna, wir werden sie schon irgendwie heraus schmuggeln, hier können sie doch nichts mehr helfen und ihre Kraft hat auch einmal ein Ende.“ Schwester Erna nickt. „Ich weiß, Karin. Aber ich bleibe. Dies ist die Stadt, in der ich 25 Jahre lang gearbeitet habe. Wo soll ich noch hin? Was es bedeutet ausgewiesen zu werden und nach Deutschland zu kommen, habe ich 1919 von Posen aus mitgemacht. Ein zweites Mal möchte ich das nicht erleben, im eigenen Land um Obdach zu betteln, um Arbeit zu bitten, um die gleichen Lebensbedingungen, die die anderen so selbstverständlich haben. Ihr werdet das jetzt auch erfahren, aber ihr seid jung und könnt von vorne anfangen, wie ich damals auch. Freiwillig kann ich heute nicht mehr von hier fortgehen. Laßt mich mit den anderen alten Schwestern bei den Sterbenden, aber grüßt mir meine Leute zu Hause.“.....
Am Uhrturm 29
30519 Hannover

Als die Russen kamen ...

.....In Erinnerung an das Schreckensjahr 1945 will ich den Bitten meiner Kinder und Enkelkinder, besonders Gerds und Stephanies Aufforderungen, nachkommen und das Erlebte schriftlich niederlegen. Beginnen will ich mit dem Weihnachtsfest 1944, das schon sehr, sehr bedrückend war, wenn man auch versuchte, den Kindern doch fröhliche Weihnachten zu bereiten. Die Front war schon bedenklich

nahe gerückt, und wann würde sie wohl unsere Stadt Landsberg (Warthe) erreichen? - Den letzten Tag des alten Jahres, Sylvester 1944/45, verbrachten wir mit unserer lieben Tante Anni, Horstel und Klaus. Omi Krause wollte zu Hause bleiben, aber Herr Gläser, Laubes Zimmerherr, hatte sich gern angeschlossen. Herr Gläser war Luxemburger und arbeitsverpflichtet, also kein Deutscher. Ich konnte meine

lieben Gäste noch verhältnismäßig gut bewirten mit Kartoffelsalat und Würstchen und Weihnachtsgebäck, und um 12 Uhr begrüßten wir das neue Jahr mit Wein, der unglaublich sauer war. Ich verschluckte mich daran so sehr, daß mir die Luft wegblieb und ich meinte: „Ein böses Omen für das neue Jahr!“ Wie sehr sich das bewahrheitete! - Der Januar schleppte sich mit immer größeren Sorgen und viel

Schnee dahin. Tante Anni mußte Bahndienst verrichten, denn unentwegt kamen Züge aus Ost- und Westpreußen mit Flüchtlingen, z.T. in offenen Loren, die betreut werden mußten. Erschütterndes spielte sich ab. Eine Frau hatte ihre beiden erfrorenen Kinder in einem Sack, den sie nicht hergeben wollte, eine andere trug ihr Kind im Arm, das unterwegs erfroren war. Diese Erlebnisse und viele andere waren für die Tante Anni zuviel. Sie packte sich ins Bett, nichts mehr sehen, nichts mehr hören, nur weinen. – Näher und näher rückte die Front, und Tag und Nacht zogen die Flüchtlingstrecks mühsam durch den hohen Schnee ohne Halt gen Westen. Möglichst schnell wollte man die Oder hinter sich bringen. Zunächst konnte man an den Kummetschildern der Pferde die Namen der Besitzer und Dörfer aus dem Posenschen ablesen, dann die Namen der Flüchtenden aus den Nachbarkreisen und schließlich aus dem eigenen Kreis. So gut man konnte, brachte man den Leuten heiße Getränke, und immer wieder wurden Tote an den Straßenrand gelegt. In einem der letzten Briefe hatte mein Mann mich dringend bewogen, mit den Kindern zu Tante Hilde zu fahren. Ich bemühte mich um Fahrkarten, aber vergebens. Nur Evakuierte durften die Stadt verlassen. Und dann gab es auch keine Post mehr und wir blieben im Ungewissen um unseren Vati. Eine große Sorge mehr. Ob die Trecks alle die Oder erreichten, blieb fraglich, rückte doch die Front bedrohlich schnell heran, im spitzen Winkel von Posen aus auf die Oder zu, und Landsberg lag in dem spitzen Winkel. Das Unheil nahm seinen Lauf! Der 29. Januar brach an; man wartete auf die Aufforderung, die Stadt zu verlassen. Koffer und Rucksäcke waren gepackt mit Habseligkeiten und Lebensmitteln. Der Tag verstrich, abends gab es Meldungen im Drahtfunk. Die Oberbonzen sprachen. Pastor a.D. Beye, der seinen Pator an den obersten Nagel gehängt hatte und großer Funktönär geworden war, verkündigte, die Russen kämen nicht in unsere Stadt und geißelte mit zynischen Worten namentlich verschiedene Bürger

und Bürgerinnen, die das Gegenteil gesagt hatten. Dann fand der alte Kämpfer Matzki noch geschwollene Worte und dass niemand daran dächte, die Stadt zu verlassen. Auch mein lieber Dr. Schreuder steht neben mir, von dem man gesagt hatte, er sei verschwunden. Wie wir später erfuhren, hatten diese Bonzen danach schnellstens klammheimlich die Stadt verlassen....

Die Bevölkerung blieb ihrem Schicksal überlassen.

Die Turbulenz des nächsten Tages, des 30. Januar 1945, läßt sich kaum beschreiben. Wir alle hatten eine unruhige, schlaflose Nacht verbracht, und in aller Frühe klingelte meine Nachbarin, Frau Urban, und sagte ängstlich, daß wir die Stadt verlassen dürften. Blockwarte hatten noch spät abends die Bevölkerung dazu aufgefordert. Wir hatten jedoch keinerlei Bescheid bekommen. Aus dem Fenster sehend sah ich dann schemenhaft die fliehenden Menschen mit Koffern und Säcken auf Schlitten und Karren getürmt die Anckerstraße runter eilen, alle zum Bahnhof, wo Züge bereitstanden. Es kamen Fahrzeuge über Fahrzeuge mit Soldaten und Zivilisten, dazwischen Fahrzeuge bepackt mit Kisten und Möbeln und zusammengerollten Teppichen in eiliger Fahrt, alles gen Westen, dazwischen Personenwagen mit hohen Offizieren und Privatpersonen, die im glücklichen Besitz eines Autos waren. Wir alle, unsere Nachbarn, standen warm verpackt im zerstampften Schnee am Wegrand und hofften, in einem der Gefährte mitgenommen zu werden. Die Kinder trugen ihre kleinen Rucksäcke mit Schildern versehen, auf denen das Ziel angegeben war für den Fall, daß wir getrennt würden. Ich war mit meinem großen Rucksack bepackt und hatte den Koffer zur Seite. Wir hatten kein Glück, kein Wagen nahm uns mit. Die Beute auf den Wagen mußte gerettet werden, nicht die Frauen mit ihren Kindern. Viele machten sich mit Schlitten zu Fuß auf den Weg, wurden vom Norden her beschossen und kehrten resigniert zurück. Nördlich von Landsberg waren die Russen schon sehr viel weiter westlich vorgesto-

ßen. Wenig später kam mein Vater von jenseits der Warthe und teilte uns mit, daß am Bahnhof größtes Chaos herrsche, die Waggons überfüllt wären. Weitere Züge sollten eingesetzt werden und er wolle uns holen, sobald Aussicht aufs Mitkommen bestünde. Frau Joop mit ihren Kindern und wir gingen darauf zurück in unsere Wohnungen. Frau Urban mit Tochter und den drei Nefen wurden von Soldaten, die mehr als blau waren, in einem Transporter mitgenommen. Nachmittags schien eine blasse Wintersonne, der Flüchtlingsstrom war verebbt, nur noch fußkranke Soldaten humpelten mühsam die Anckerstraße rauf und suchten Betreuung in den bereits verlassenen Kasernen. Wir warteten aufbruchbereit auf meinen Vater, aber vergebens. So beschlossen wir, Frau Joop und ich, daß ich am nächsten Morgen in aller Frühe zum Bahnhof gehen sollte, um mich nach Zügen zu erkundigen. Abends gab es eine ungeheure Detonation, die gehorsamen Parteigenossen hatten die Warthebrücke gesprengt, und im Osten waren überall große Feuerscheine zu sehen und Kanonendonner rollte über uns hin. Nach der schweren Detonation war ich schnell zu Laubes raufgelaufen, die Kinder blieben solange bei Joops. Ich traf nur Herrn Gläser an, der verstört in der Haustür stand. Ich erfuhr, daß Tante Anni mit den Kindern und Omi Krause rausgekommen waren.. Warum Herr Gläser sich nicht angeschlossen hatte, weiß ich nicht. Wir schauten entsetzt auf die Feuerscheine, und nach ein paar Worten rannte ich zurück. – Wir verbrachten eine unruhige Nacht, und morgens um 6 Uhr stapfte ich verummmt durch tiefen Schnee die Anckerstraße runter. Schemenhaft sah ich auf der anderen Straßenseite an Lindes Gartenzaun kleine Pferdchen stehen und eine Art Panjewagen. Ich lief direkt einer Kette deutscher Soldaten in die Arme und der Anführer mit einem gezückten Revolver fragte mich flüsternd: „Haben Sie die Russen gesehen?“ Ich antwortete laut: „Russen, nein?“ „Psst, überall sind Russen“ antwortete er, „überall in der Stadt!“. Ich ging zurück, was blieb mir anders übrig. „Frau Joop,

das Schicksal hat gesprochen, wir müssen bleiben, die Russen sind schon in der Stadt!“ sagte ich zu ihr. Und so blieben wir notgedrungen und gingen einer furchtbaren Zeit entgegen.

Abwartend standen wir am Fenster und sahen, wie von den Nachbarn die kleinen Panjewagen geplündert wurden. Die Pferdchen standen immer noch geduldig im Schnee. Ich lief auch hinaus und ergatterte noch Brot und Hindenburglichtchen. Speck und Schmalz waren schon vergriffen. Wir merkten gar nicht, daß vom Zanziner her Geschosse über unsere Köpfe hinweg in die Hausmauern einschlugen. Einige deutsche Soldaten standen resigniert mit müden Gesichtern herum. Als mir bewußt wurde, daß geschossen wurde, verzog ich mich schnell ins Haus. Dann sahen wir durch die Jalousiespalten deutsche Soldaten in Tarnanzügen mit erhobenen Händen vom Zanziner her und Lindes Höhe über Kohlstocks Feld stapfend in die Gefangenschaft gehen. Und immer mehr Gefangene, teils barfuß im Schnee. Wir weinten.

Zu den großen Ängsten kam noch die Sorge um unseren Vati. Gerdchen fragte immer wieder, ob Vati auch gefangen ist und ich beruhigte ihn und sagte, daß er ganz sicher in Sicherheit wäre. Auch Frau Joop und viele andere Frauen wußten nichts von ihren Männern, wir konnten nur hoffen! Die Männer, die noch da waren, ganz gleich welchen Alters, mußten sich melden und wurden abgeführt. In einer Kolonne, die an unserem Haus entlangzog, entdeckte ich Herrn Gläser und erschrocken rief ich ihm zu, daß er doch kein Deutscher sei und das melden mußte. Aber er war nicht der Mensch, der sich zur Wehr setzte, und man hat nichts mehr von ihm gehört, auch Laubes nicht. Kurz zuvor war er noch zu uns gekommen, und ich konnte ihm noch einige Lebensmittel und frische Unterwäsche mitgeben. Unser Nachbar Baumert, der auch mitabgeführt worden war, kam wieder frei und zurück in seine Wohnung. Nach einigen Tagen nahm er sich das Leben, und er wurde von einigen Nachbarn im Sandkasten hinter unserem

Haus begraben. Ich war erschüttert. Frau Baumert kam gleich nach Kriegsschluß aus Berlin zurück, hoffend ihren Mann wiederzusehen, und es war für Frau Joop und mich ganz furchtbar schwer, ihr den Tod mitzuteilen. - In den ersten Tagen kamen noch keine Russen in unser Haus, unsere Haustür war etwas abseits, aber wir hatten sie gut verstemmt, das hatten wir schnellstens gelernt. Tagsüber fuhr unentwegt Truppentransporter mit durchaus gutgenährten Russen die Ankerstraße gen Westen und nachts unentwegt Panzer um Panzer. Dann wurde unser Haus mit Russen belegt, ein Potpolkownjek (Oberstleutnant) mit seinem Stab und ganzem Gefolge. Frau Joop und wir konnten im Haus bleiben. Auf's Dach wurde schwere Flak montiert, die von Soldatinnen bedient wurde. Wir hatten Glück, der noch junge Kommandant, namens Iwan, so wollte er übrigens genannt werden, war ein guter, anständiger Mensch, sehr kinderlieb, und seine Leute hielt er in Schach. Gerd verhielt sich etwas reserviert, war auch ein wenig schüchtern, aber Susi tobte mit ihm herum. Auf seiner Schulter sitzend mimte er ein Pferd, und sie hielt sich in seinen dunklen, wolligen Haaren fest und kommandierte „los Dicker“ und Gerdchen mimte den Antreiber. Für uns schien es eine heile Welt zu sein, aber rundherum herrschte Angst und Grauen. Immer wieder dröhnten Schläge gegen die verstemmten Haustüren und die Hilferufe der Frauen schallten durch die Nacht. Mehrmals kamen Frauen vors Haus gerannt und riefen nach dem Kommandanten um Hilfe, der dann auch immer wieder zu Hilfe eilte. Aber längst nicht alle Kommandanten verhielten sich so, und deswegen möchte ich das auch nicht unerwähnt lassen. „Ruski Offizier nix Schwein“ sagte er immer wieder.

Die Russen hatten auch Lindes Wirtschaft besetzt; im Stall waren Pferde untergebracht und auch eine Kuh, die die gegenüberliegend wohnende Nachbarin, Frau Raddey, melken durfte. Die Milch wurde auf Iwans Anweisung hin an die Klein- und Kleinstkinder in der Nachbarschaft verteilt. Auch für Susi bekam

ich jeden Morgen (es dauerte leider nicht lange) ein Töpfchen Milch. Wir Frauen versammelten uns dazu in Raddeys Küche des Morgens und machten uns gegenseitig Mut. Eines Morgens war Frau Raddey das Melken verwehrt worden von den Russen. Ich machte das dem Kommandanten klar, der sich umgehend sein Pelzkäppi aufsetzte und zum Stall rannte mit dem Ergebnis, daß wir weiterhin Milch bekamen. Eine junge Frau Wilde, auch gegenüber wohnend, bekam für ihren kleinen Sohn Peter ebenfalls Milch. Auch eine Trude Otto von der benachbarten Damaschkestraße holte Milch für ihr Nichtchen Karin, im Alter von Susi, und für die vor kurzer Zeit geborenen Zwillinge ihrer Schwester. Sie hatten auf der stillen Seitenstraße viel auszustecken; die ganze Familie hatte sich dort versammelt. Mieke Otto schien am Ende ihrer Nervenkraft, weinend saß sie in der Küche, uns war allen sehr trostlos zumute. Voller Entsetzen mußten wir anderntags erfahren, daß sich die ganze Familie das Leben hatte nehmen wollen, alle waren tot, die alte Mutter, eine Schwester mit Mann, die kleine Karin und die Zwillinge. Mieke und ihre Schwester, die junge Mutter, waren wieder aufgewacht. Die Beiden lebten weiter und arbeiteten später in einer Nähstube für die Russen. Von allen Seiten hörte man dann von Selbstmorden. In Pades Haus nahmen sich 8 Menschen das Leben, in Opi Fritzens Bett starb ein Mädchen, das sich die Pulsadern aufgeschnitten hatte. Solange der junge Kommandant in unserem Hause war, waren Frau Joop und ich geschützt, aber rundherum wurde geplündert und vergewaltigt. Aber bald zog dieser Trupp weiter, und wir blieben ungeschützt zurück. Die einzelnen Tage mit allen Aufregungen und Ängsten zu beschreiben in chronologischer Folge ist nicht möglich. Man fürchtete sich vor der kommenden Nacht und fürchtete sich vor dem kommenden Tag. Mittlerweile war die Wasserversorgung zusammengebrochen und auch das Licht fiel aus. Wir halfen uns mit geschmolzenem Schnee, und am Gefangenendepot am Zanziner gab es einen ganz spärlich laufenden

Wasserhahn, da standen wir Frauen Schlange. - Raddeys Sohn, 10jährig, wir nannten ihn Ratze, und Gerd hatten sich stark befreundet. Sie trieben sich überall in der Nachbarschaft herum und hatten in Lindes Stall ein sterbendes Pferd entdeckt. Das war was für die Beiden. Voller Mitleid kümmerten sie sich um das Tier, brachten ihm Heu und Wasser, und die Russen, kinderliebend wie sie waren, ließen sie gewähren. Das Pferd erholte sich, und bald konnte es wieder herumlaufen, und Ratze spannte es vor eine kleine Kutsche und damit fuhren die beiden Burschen in der näheren Umgebung herum. Ab und zu ritten sie auch mit Hallo auf Kohlstocks Feld herum. Sie waren mit der augenblicklichen Situation auch gar nicht unzufrieden. Diese Pferdeepisode ereignete sich aber erst später. Immer wieder mußten wir uns vor eindringenden Russen schützen, und wir verstemmten nicht nur die Haus- und Kellertür, wir vernagelten auch jedes Kellerfenster, denn die Russen waren die reinsten Gangster und kamen durch die kleinsten Ritzen. Mit Gewalt und Äxten brachen sie die Türen auf, und manch eine Frau oder Mädchen wurde über den Haufen geschossen, wenn sie sich sträubten, besonders wenn die Kerle besoffen waren: Und das waren sie meistens, hatten sie doch einen großen Alkoholvorrat in der Stadt vorgefunden. Versuchte man während des Krieges mal aus besonderem Anlaß eine Flasche Wein oder Likör zu bekommen, hieß es „Wo denken Sie hin, wir sind im 3. oder 4. Kriegsjahr!“ Ja, es gab soviel, worüber man im Nachhinein bitter war. Wem das Leben lieb war, setzte sich am besten nicht zur Wehr! Wenig später, nach dem ersten Potpolkownjek, kam ein zweiter mit seinem ganzen Gefolge ins Haus. Diesmal waren noch 2 Majore und 1 Oberleutnant dabei. Der Kommandant war ein baumlanger, widerlicher und eitler Kerl aus Ufa, die Brust voller Orden. Dabei war er nie einen Tag an der Front gewesen, wie mir ein einfacher Soldat in gebrochenem Deutsch sagte. Dieser Soldat hatte nur einen Orden, er hatte in Stalingrad General Paulus gefangengenommen. Paulus und

auch Genral Seydlitz waren ja damals wegen der Kapitulation in Ungnade gefallen; sie hätten doch mit ihren Leuten bis zum letzten Mann kämpfen müssen! Ich halte das für richtig, hier auch zu erwähnen. Wir konnten wieder im Haus bleiben, nur einen Tag und eine Nacht mußten wir das Haus verlassen. Frau Joop suchte Unterkunft bei Bekannten in der Meydamstraße, die auch nicht rausgekommen waren, und ich ging mit meinen Beiden zu Frau Fehling am alten Friedhof, die uns freundlich aufnahm. Der alte Herr Fehling war kurz zuvor von den Russen auf der Straße erschossen worden, seine Schuld. Er trug noch das Hakenkreuz und wurde von Russen aufgefordert, es zu entfernen; trotzig wehrte er sich. Und wurde niedergeschossen. - Lieber wäre ich ja mit den Kindern zu den Eltern gegangen, man hätte uns aber nicht über die Notbrücke gehen lassen. - Man drängte sich in jenen Tagen ja immer angstvoll zusammen, und so hatten sich bei Frau Fehling viele Mitbewohner eingefunden. Alle waren noch in großer Aufregung. Sie hatten einige Tage zuvor Schreckliches miterleben müssen. Zwei total betrunkene Russen waren mit aufgepflanzten Bajonetten in die Wohnung eingedrungen und forderten Uris. Unglücklicherweise entdeckten sie auch zwei junge Mädchen, die sich ihre Zugriffe erwehrten. Einer der Russen wollte einem der Mädchen mit dem Bajonett die Kleider herunterreißen, schlitze ihr aber den Leib auf, daß das Blut spritzte und die Därme heraustraten. Daraufhin verließen die Russen das Haus, und das arme Mädchen schrie und schrie und niemand, der helfen konnte, kein Arzt zu erreichen, keiner, der sie durch einen Schuß von ihren Qualen erlösen konnte. Sie schrie unentwegt bis sie schließlich nur noch wimmerte und dann endlich starb. Auf einem notdürftigen Lager auf dem Fußboden verbrachten wir die Nacht. Ich tat kein Auge zu, die Untat, die in diesem Raum geschehen war, hatte mich zu sehr erschüttert. Anderntags gingen wir in unsere Wohnung zurück. - Zwei weitere Erschießungen, von denen ich erfuhr, möchte ich hier noch

anführen. Eine mir gutbekannte jüngere Frau in der Dammstraße wurde von einem Russen bedrängt. Die Mutter ging dazwischen, wurde von dem Russen erschossen und Frau Fr. neben der Leiche der Mutter vergewaltigt. Dann kniete der Russe an der Leiche der Mutter nieder, bekreuzigte sich und ging. - Während meiner Arbeit als Transportarbeiterin traf ich eine Verwandte von Witzkes, die Frau eines verstorbenen Veters Hinze. Sie war wieder verlobt und mit ihrem Verlobten, einem Kriegsversehrten, auch nicht mehr aus La. rausgekommen. Wenige Tage später traf ich sie wieder, allein. Auch sie wurde bedrängt, ihr Verlobter ging dazwischen und wurde erschossen. Das waren keine Einzelfälle. Noch heute, wenn ich an die Tage mit dem Kommandanten aus Ufa denke, bekomme ich Albdrücken. Für mich war er das Ufa-Schwein! Ein älterer Russe mit großem Schnurrbart aus der Ukraine war sein Bursche. Kalinin, so hieß er, mußte ihn vorn und hinten bedienen, sogar den Hintern wischen. Und das bei den Kommunisten, wo doch alle gleich sein sollen. Dann gehörte noch ein jüngerer Russe (ein Jude) namens Arkadi zur Gefolgschaft. Arkadi sprach recht gut deutsch und fungierte als Dolmetscher. Er wurde von allen wie Dreck behandelt, was mich veranlaßte, freundlich zu ihm zu sein. Mit Kalinin zusammen kochte ich und versuchte, die Wohnung einigermaßen sauber zu halten. Wir lebten wie die Made im Speck, da rundherum geplündert wurde und viele gute Dinge ins Haus kamen, vor allem massenhaft Alkohol. Es war eine Schlemmerei und Sauferei. Heimlich ließ ich den Nachbarn Eßbares zukommen. Die einfachen Soldaten, die nebenan und über uns einquartiert waren, kamen mit Kannen und Töpfen, die ich in unbewachten Augenblicken mit Wein füllte. Schnellstens verdufteten sie dann damit. Am 20. Februar war es, mein Hochzeitstag, da schlich ich durch die Keller ins Nebenhaus mit Lebensmitteln. Auch 3 Franzosen und eine junge Französin, 17jährig, die sich in einer leerstehenden Wohnung eingerichtet hatten,

bekamen etwas ab. Sie waren hochofren, umarmten und küßten mich. Das junge Mädchen erzählte, daß sie mit den Russen ins Bett müsse, ganz egal ob sie Französin sei. Ihre Freunde könnten ihr nicht helfen. Wir weinten zusammen, und wenig später konnten sie Landsberg verlassen, ebenso die französischen Kriegsgefangenen über Odessa, weiter per Schiff in ihre Heimat. - Und da möchte ich eine mir besonders liebe Erinnerung aufleben lassen. Dazu muß ich etwas ausholen. Die französischen Kriegsgefangenen konnten frei den ihnen zugeteilten Arbeiten nachgehen. So fuhr ein französischer Kriegsgefangener mit Pferd und Wagen herum, um die großen Mülltonnen der Häuser zu leeren. Bei uns standen 2 Mülltonnen im Hof, die regelmäßig an bestimmten Tagen nachmittags geleert wurden. Es war im Sommer 1943. Susi war 1 ¾ Jahr alt, und ich hatte sie vom Nachmittagsschlafchen aufgenommen und öffnete das Schlafzimmerfenster. Susi, für die jeder Mann ein Opa war, sie kannte ihren Vati ja nicht, nur den Opa, sah den Franzosen und rief Opa, Opa, Opa! Dazu winkte sie heftig. Sie reagierte immer äußerst lebhaft. Der Franzose schaute rauf, lächelte und winkte auch. „Grand-père elle dit pour vous“ (Großvater sagt sie zu Ihnen). Der Franzose war überrascht und erfreut, seine Sprache zu hören und erwiderte, wenn er erst Großvater wäre, hoffte er glücklicher zu sein als heute, in seiner Sprache. Das war der Beginn einer heimlichen Freundschaft, war es doch verboten, Kontakt zu haben. Bei möglichst jeder Mülleimer-Leerung winkten wir uns heimlich zu. Wenn wir ihn auf der Straße mit seinem Pferd und Wagen sahen, forderte ich die Kinder auf, dem Onkel das Händchen zu geben. Susi rannte dann sofort los und machte mindestens 3 Knickschen, darunter machte sie es nie. Gerdchen verhielt sich verhaltener, aber er gab auch freundlich sein Händchen. Während eines Urlaubs erzählte ich Walter davon, und er riet mir, recht vorsichtig zu sein, er fand es aber gut, zu Gefangenen freundlich zu sein. - In unserer bedrängten Lage meinte Frau Joop, ob mein franzö-

sicher Freund nicht zu uns kommen könne zu unserem Schutz. „Was für ein französischer Freund?“ Da kam es raus, alle Nachbarn rundherum hatten unser Gewinke beobachtet. - Dann mußte ich wieder, als alte Matka verummmt, in der langen Schlange nach Wasser anstehen. Da öffnete sich die Tür der Baracke, in der vordem das Wachpersonal untergebracht war. Ein Franzose, gepflegt in schneidiger Uniform mit einem Tablettchen mit Kännchen und Kaffee kam heraus und auf mich zu. Der Mülleimer-Franzose! Er begrüßte mich freundlich in deutscher Sprache und bot mir den Kaffee an. Er sagte, daß sie gewußt hätten, daß es schlimm würde, wenn die Russen kämen, aber so furchtbar hätten sie nicht gedacht, und er wolle das zu Hause berichten. Er hatte oft an uns, besonders an die Kleine, gedacht und hätte gern nach uns geschaut, es war ihnen aber streng verboten worden, in die Häuser zu gehen. Ich war sehr gerührt und weinte, und ich schämte mich meiner unmöglichen Aufmachung wegen. Wir wünschten uns alles Gute, für ihn gute Heimkehr, und danach habe ich ihn nicht mehr gesehen, habe später aber bedauert, nicht nach der Adresse gefragt zu haben. Zu dieser Zeit war Landsberg schon eine regelrechte Frontstadt. Die schönen Obstbäume in den Schrebergärten waren gekappt, die Straßen und Vorgärten verwahrlost und voller Unrat, die Innenstadt war gleich am ersten Abend niedergebrannt und gesprengt worden, es wimmelte von russischen Soldaten, die ausgewechselt wurden, die Front stand ja 3 Monate lang an der Oder. Der Moltkeplatz wurde Soldatenfriedhof. Verummmt, mit den Kindern rechts und links, wollte ich unsern Doktor am Neustädter Platz aufsuchen wegen Mandelentzündung, da wurden wir Zeugen einiger Bestattungen. Die Gruben waren ausgehoben und die Leichen in rotes Inlett verpackt. Die Kameraden schossen Salut, und ich schrak furchtbar zusammen, worauf die „ergriffenen Kameraden“ sich totlachen wollten. Dr. Höfer gab mir etwas zum Gurgeln mit und während wir uns noch unterhielten,

hörten wir aufgeregte Stimmen, zwei schreiende Frauen und ein Russe mit aufgeflepptem Bajonett kamen herein. Die Frauen waren in heller Aufregung. Bis abends 18 Uhr sollten sie ein Attest in russischer Sprache vorlegen, daß sie nicht syphilitisch wären, andernfalls würden sie erschossen, um nicht weitere Russen anzustecken. Die Frauen hatten keine Syphilis, es war ihnen von kranken Russen untergeschoben worden. Ich war erschüttert und machte, daß ich mit den Kindern wegkam. Es war 16 Uhr, ein Gang durch die Straßen war sowieso gefährlich, und ohne die Kinder hätte ich das nie gewagt. Ob Dr. Höfer helfen konnte, habe ich natürlich nie erfahren. Solange die Kommandantur im Hause war, konnten die Kinder rausgehen, sonst mußten sie immer in meiner Nähe bleiben und mich beschützen! Meist hatte ich Susi auf dem Arm und Gerdchen zur Seite. Mehr als einmal schob Susi einen „zärtlichen“ Russen zur Seite und sagte: „Was willst Du oller Doofer von meiner Mutti?“ Ja, oft waren sie mir eine Hilfe, besonders Gerd, doch davon noch später. Unter allen Dingen, die achtlos herumlagen, gab es auch viele demolierte Fahrräder. Gerd und Ratze suchten noch gut Erhaltenes heraus und bastelten sich Fahrräder, leider ohne Gummireifen, die waren Mangelware. Die Räder funktionierten bestens, und die Beiden fuhren nun unentwegt mit ihren Rädern in die Runde, Anckerstraße, Damaschke-, Klug- und Arndstraße. Ich staunte nicht schlecht, daß Gerd, der kleine Junge, ganz allein solch Rad zuwege gebracht hatte. Eines Tages hat ihm ein Russe das Rad weggenommen. Eines Tages kam Gerd an und brachte 3 goldene Manschettenknöpfe mit. Auf einem Sandhaufen hatte ein Russe gestanden und im Sand gewühlt. Als er fort war, wühlte Gerd darin und fand die Manschettenknöpfe, 585er Gold mit Saphirsteinen. Die sollte Vati haben. Sie blieben uns erhalten und sind heute in Gerds Besitz. Aber zurück zu dem Ufa-Potpolkownjek mit seinem Gefolge. Der Eßzimmertisch war ausgezogen und mit Landkarten und Papieren

bedeckt, und es gab lautstarke Debatten. Gerdchen und Susi gesellten sich immer wieder störend dazwischen, obwohl ich es ihnen verbot. Als sie gar nicht hören wollten, haute ich ihnen eine runter und prompt fielen alle böse über mich her, man durfte doch kein Kind hauen! Ja, das muß man immer wieder betonen, kinderlieb waren die verrohten Gesellen. Wie schon erwähnt, wurde unheimlich gesoffen und abends kam „selbstverständlich“ das Ufa-Schwein ins Schlafzimmer und legte sich in mein Bett vollständig angezogen und bedrängte mich in widerlicher Weise. Und nebenan schliefen die Kinder und ich war froh, wenn sie nicht wach wurden. Ein Gutes hatte der Suff, er pennte ein und schnarchte, und dann kamen die Majore, Michael aus Moskau (ein Schauspieler) und Gabriel Gnadenko aus Krasnodar. Sie zerrten den Kerl aus dem Bett und schleiften ihn in Reißners Wohnung und packten ihn dort ins Bett. Ich war gut Freund mit den Beiden und war ihnen sehr dankbar. Gabriel Gnadenko, nicht mehr der Jüngste, war mir sehr ergeben. Er hatte einen furchtbaren Bronchialkatarrh bekommen und sich mit Uniform samt Mantel ins Bett nebenan gepackt. Ich schaute nach ihm und hieß ihn, sich auszuziehen und legte ihm einen Schlafanzug hin. Dann goß ich Kamillen auf und ließ ihn inhalieren, ich mußte ihm das vormachen, und deckte ihn mit einem Frottier Tuch ab. Gehorsam befolgte er alles. Die Prozedur wiederholten wir und tatsächlich, es half ihm. Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Er küßte mir immer wieder die Hände „Marissa gut, Marissa gut!“ Ich war ja bei ihnen Marissa und Frau Joop Helena. An einem der nächsten Tage, des Mittags nach dem Essen, wollte der nichtbesoffene Potpolkownjek mich nehmen, stellte fest, daß ich meine Tage hatte und verlangte, seinen Penis in den Mund zu nehmen, dabei drückte er meinen Kopf runter. Ich riß mich los, (rief die Kinder, zählte rass, twa, tri, puck, puck,?) zeigte auf seinen Revolver, der ein schönes Stück, sicher erbeutet, war und dann auf mich und schrie: „Puck, puck, puck!“ Die

Tür öffnete sich vorsichtig und die Offiziere schauten ängstlich rein. Da ließ das Schwein von mir ab mit einem derart gehässigen Blick, der mir zusätzlich Angst machte. Ich konnte aber auch feststellen, daß alle, einschließlich Kalinin und Arkadi, ihn nicht leiden konnten. - Am nächsten Tag mußte ich wieder Wasser für ein Bad beschaffen, und Kalinin mußte ihn, den widerlichen Kerl, wieder bedienen, u. a. verwahrte er auch den Revolver sehr vorsichtig. Ich war mit den Kindern im Schlafzimmer, das uns allein vorbehalten war. Nach dem Bad fand Kalinin den Revolver nicht wieder. Die Schlafzimmertür wurde aufgerissen, und ich fiel aus allen Wolken, daß man von mir den Revolver zurückforderte, ich sollte ihn gestohlen haben. In 10 Minuten sollte ich ihn zurückgeben, andernfalls würde ich erschossen. Die Majore hatten erschrockene und entsetzte Gesichter, und Kalinin wuselte weinend durch die Wohnung, in allen Ecken, unter den Möbeln und immer wieder auf der Couch nachsuchend, die Kissen und die Decke beiseite schiebend. Ich flog durch die Wohnung, riß die noch vorhandene Wäsche aus dem Schrank, schaute unter die Betten, riß das Bettzeug herunter und rannte immer wieder zur Couch, weil Kalinin immer wieder dorthin zurückging. Der Potpolkownjek aber verfolgte mich auf Schritt und Tritt mit seiner an der Kette baumelnden Uhr, hämischen Gesichts auf die Zeiger weisend. „Kalinin, Kalinin, wo hast du ihn hingelegt?“ schrie ich immer wieder und „lieber Gott hilf, lieber Gott hilf!“ Ich sprang auf die Couch, wischte über den Kachelofen, warf alle Kissen von der Couch, schüttelte die dicke Wolldecke aus, und da fiel, buchstäblich in letzter Minute, der Revolver aus der Decke. Kalinin hatte den Revolver nicht unter die Decke, sondern in die Decke hineingeschoben ohne es zu merken. Kalinin schluchzte lauf auf und küßte mir die Hände, und allesamt, einschließlich Arkadi umarmten und küßten mich. Alle waren wir grenzenlos erleichtert; nur das Gesicht des Ufa-Schweins sprach Bände. Ja, nach so vielen Jahren habe ich doch noch alle Gesichter mit plasti-

scher Deutlichkeit vor Augen. Über eine kleine Episode, die mich im Nachhinein aber immer noch erheitert, will ich doch berichten. Durch die Kommandanten im Haus hatten wir immer Strom, aber noch kein Wasser. Es war also eine große Erleichterung für uns, als die Wasserversorgung wieder funktionierte. Nun konnte ich nach längerer Zeit uns wieder die Haare waschen, zumal mir der Föhn noch zur Verfügung stand. Im Schlafzimmer am warmen Kachelofen sitzend föhnte ich meine Haare. Das Föhngebrumm alarmierte sämtliche Offiziere einschließlich Kalinin und Arkadi. Ein Kratzen an meiner Tür (die Russen klopfen nicht, sie kratzen an der Tür entlang), ich rief „broschu“ (bitte), und vorsichtig wurde die Tür geöffnet. Rechts und links schoben sich langsam die Köpfe vor, einer über dem Anderen, ein Bild für die Götter, blitzschnell drehte ich den Föhn herum als wollte ich schießen und lachte schallend, als die Köpfe zurückzuckten. Eigentlich war es recht leichtsinnig von mir, einer hätte ja eine Reflexbewegung machen und zurückschießen können. Langsam kamen alle näher, und ich machte ihnen klar, daß die Haare (Wulst) naß wären und ich sie trockne (mockra), und ich führte den Föhn vor. „Karascho, karascho“ (gut, gut) meinten sie und stellten den Föhn an und ab, sie waren begeistert. Das Ende vom Lied war, daß ich nun allen die Köpfe waschen mußte und trockenföhnte. Es sprach sich herum und immer mehr Russen kamen und ließen sich den Kopf waschen und brachten Lebensmittel als Bezahlung mit. Und die waren mir sehr willkommen. - Die Polen richteten eine Zivilverwaltung ein, wir mußten uns stellen und bekamen einen Ausweis. Dann wurde ich einer Arbeitskolonne zugeteilt und mußte Transportarbeiten verrichten. Von 7 Uhr bis zum frühen Nachmittag, anschließend wusch ich für die Russen. Wir rackerten uns mit Möbeln ab, teilweise durch enge Treppenhäuser. Jeden Morgen, wenn wir zur Arbeit geführt wurden, begegneten wir Kolonnen deutscher Gefangener, die ebenfalls zur Arbeit geführt wurden. Gegenständig bemitleideten wir uns sehr.

Unter diesen Gefangenen war auch der spätere Oberbürgermeister von Herford. Während einer Tagung der Landsberger in Vlotho stellten wir fest, daß wir zu diesen Kolonnen gehört hatten. Sichtlich ergriffen ließen wir diese Zeit aufleben.

Gennin 1945

Als die Russen Mitte Januar 1945 ihre große Offensive östlich der Weichsel begannen, konnte niemand von uns wissen, dass wir schon nach etwa 14 Tagen unsere Heimat, unser Hab und Gut aufgeben mussten, um unser Leben vor den anstürmenden Russen in Sicherheit zu bringen. Nur verhältnismäßig wenige Tage vergingen, bis der Russe in der Nähe von Schwerin an der Warthe stand, westlich dieser Stadt zogen sich schon lange vor dem Polenfeldzug errichtete Befestigungswerke in nordsüdlicher Richtung durch das Land. Und da ich das Werk durch meine Lieferungen selbst sehr gut kannte, war ich der Ansicht, dass hier die Russen wohl zum Stehen gebracht werden könnten. Die Wucht des Russenstoßes war, wie es sich herausstellte, doch wesentlich stärker als wir annehmen konnten, so dass auch diese Befestigungswerke den Russen nicht standhielten. Da ich ca. 50 km westlich dieses Werkes wohnte, wiegte ich mich zunächst noch deswegen in Sicherheit, obwohl ich von maßgeblicher militärischer Stelle bereits lange vorher verständigt worden war und mir geraten worden, mich zur richtigen Zeit nach Westen abzusetzen. Die ersten Durchbrüche durch diese Befestigungslinie fanden in der Nähe von Schwerin - Meseritz statt; und dann wurde mir doch klar, dass die Russen wohl doch kaum gehalten werden konnten, und ich musste mich, so sehr ich mich innerlich auch dagegen auflehnte, mit dem Gedanken vertraut machen, in einiger Zeit mein Werk und alles, was ich hatte, verlassen zu müssen. Die Unruhe in unserm Dorf stieg, verursacht durch den immer stärker werdenden Flüchtlingsstrom von Osten nach Westen, bedenklich, ich wurde von dem Bürgermeister und einigen anderen Herren der Wirt-

.....Damit will ich meine Erinnerungen beschließen. Alles, was ich niedergeschrieben und geschildert habe, hat sich tatsächlich ereignet und noch viel mehr. Es würde zu weit führen, alles zu berichten, außerdem hat es mich im Nachhinein

schaft zu einer Reihe von Beratungen gebeten, um meine fachmännischen Kenntnisse bei dem Bau von provisorischen Straßensperren zur Verfügung zu stellen. Abgesehen davon, dass die Zeit viel zu kurz war und dass das erforderliche Material nicht zur Verfügung stand, erklärte ich, dass derartige Straßensperren der reinste Unsinn wären, da die russischen Panzer doch nicht daran scheitern würden, sondern sie einfach auf dem flachen Lande umfahren würden. Dazu komme auch noch, dass für den Fall, dass die Russen aufgehalten würden, Gennin wohl vollkommen zertrümmert werden würde, weil dann entsprechende Kampfhandlungen stattfinden mussten und dadurch kein Erfolg gesichert wäre. Militärisch gesehen konnte man natürlich einen Ort opfern, wenn dadurch das Ziel mit einiger Sicherheit erreicht worden wäre. Das war hier nicht der Fall, sondern das unsinnige Zerstören von Gebäuden, Brücken usw. hat, wie bewiesen, einen Vormarsch des Feindes nicht verhindern können. Obwohl es heute keinen Zweck mehr hat, da Gennin im polnisch besetzten Teil Deutschlands liegt, so darf ich doch hier bemerken, dass meine feste Haltung dazu beigetragen hatte, meinen Wohnort, das Dorf Gennin, vor einer völligen Zerstörung zu bewahren. Abend für Abend kamen die Züge der Flüchtlinge in hellen Scharen. Zur Ruhe kam ich überhaupt nicht mehr. Oft kamen die Flüchtlinge erst lange nach 24:00, und ich war bemüht, dann ihre Pferde und sie selbst einigermaßen unterzubringen, soweit Räumlichkeiten in meinem Werk heizbar waren und zur Verfügung standen, besonders mein Kontorgebäude stellte ich gesamt zur Verfügung. Hier wurden große Strohschütten ausgeworfen, denn so viel Betten

noch sehr mitgenommen.

Martha Pade, im Mai 1991
Eitzer Str. 28
27283 Verden
früher Landsberg(w)

hatte ich natürlich nicht, um den Flüchtlingen ein besonders warmes Lager bieten zu können. Meistens hatten sie selbst genügend Lebensmittel bei sich, um sich verpflegen zu können. Oft dachte und sagte ich zu ihnen in den Gesprächen, die sich natürlich ausschließlich um ihre Flucht drehten, dass es mir morgen oder übermorgen unter Umständen ebenso ergehen könnte, und ich würde die Landstraße gen Westen ziehen müssen.

Obwohl ich meine Hausschlachtung sowieso vorgesehen hatte, verlegte ich diese um einige Tage nach vorn und schlachtete am 26.1. noch ein kleines Schwein. In der Nacht wurde es verarbeitet, und wir fingen auch an, uns Lebensmittel einzupacken, da ich von dem Standpunkt ausging, dass bei dem Zusammendrängen der enormen Menschenmengen im Westen Deutschlands mit einer Hungerkatastrophe gerechnet werden musste. Bei diesen wenigen Vorbereitungsarbeiten kam mir eigentlich nicht der Gedanke, dass ich mein ganzes Hab und Gut auf Nimmer-Wiedersehen verlassen müsse, denn jeder Mensch hängt an seinem Werk und seiner Arbeit und an seinen Habseligkeiten und sträubt sich innerlich, den Gedanken aufkommen zu lassen, alles in Kürze restlos verlieren zu müssen. Dadurch ist es auch gekommen, dass sowohl meine Frau und auch ich von Gegenständen des eigentlichen Lebens gar nichts - fast gar nichts einpackten, was wir heute außerordentlich bedauern. In diesen Tagen sprach ich auch mit meinem langjährigen treuen Kraftfahrer, Hans Fechner, ob er im Falle der Notwendigkeit einer Flucht die Zugmaschine fahren wolle. Selbstverständlich würde seine ganze Familie mitgenommen; wie erwartet, sagte er natürlich sofort zu, gab mir in treuer, herzlicher

Arbeitskameradschaft die Hand und versicherte, dass ich mit ihm rechnen könne. Trotz der immer näher rückenden Gefahr habe ich meine Zugmaschine von Freitag, den 25.1. bis Montag, den 29.1. noch in Landsberg zum Transport von Lebensmitteln für die dort lagernden Flüchtlinge zur Verfügung gestellt. Die Maschine hat meistens Brot nach Beyersdorf gefahren. Vielleicht wäre es im Interesse unserer eigenen Flucht richtiger gewesen, den Kraftfahrer und die Maschine die letzten Tage vor der Flucht nicht mehr freimütig zur Verfügung zu stellen, sondern den eigenen Anhänger zur Flucht vorzubereiten. Aber ich dachte in dieser Zeit mehr an die Unglücklichen, die bereits auf der Landstraße lagen, als an meine Familie und mich selbst. Am Sonnabend, dem 27.1. nachmittags begann ich dann, doch mit meiner Hausangestellten, Lotte Neumann, meinen großen Anhänger für die Flucht vorzubereiten, indem ich ihn mit Holzfaserplatten verschalte und eine Zeltplane als Dach darüber zog. Diese Arbeiten waren durch allerhand Schwierigkeiten sehr behindert, besonders durch die herrschende Kälte von minus 18 Grad und starken Wind, so dass die Arbeiten an diesem Tage nicht weit vorwärts kamen. Am Sonntagnachmittag baute ich wieder etwas an der Ausstattung des Anhängers, aber er wurde noch lange nicht fertig. Am Dienstag, dem 30.1. unserem Fluchttag, frühmorgens um 5.00 Uhr erhielt ich von irgendeinem Nazibonzen die telefonische Mitteilung, dass mein Fahrzeug zum Transport von Flüchtlingen von Gennin nach Küstrin über die Oder beschlagnahmt wäre. Innerlich lachte ich über eine derart unsinnige Nachricht, denn dieser völlig unerfahrene Mann meinte, dass man mit einer derart langsam laufenden Zugmaschine in wenigen Stunden einen Pendelverkehr zwischen dem 40 km westlich gelegenen Küstrin und Landsberg durchführen könnte. Ich verzichtete natürlich darauf, ihm diese Unsinnigkeit vorzuhalten und dachte, ich weiß schon, was ich zu tun habe. Jetzt war mir klar geworden, dass dies wohl auch

unser Fluchttag sein würde. Schon frühzeitig mussten die Flüchtlinge in der Nacht zum Weiterzug und ich sagte ihnen, dass ich ihnen nun bald folgen werde. Mein Fahrer kam auch recht frühzeitig zum Werk, um mit mir zusammen den Ausbau des Treckers vorzunehmen. Auf der vor meinem Hause laufenden Land-Straße von Königsberg-Schneidemühl-Küstrin-Berlin ergoss sich an diesem Morgen ein schier unbeschreiblicher Zug von Flüchtlingen aus Landsberg selbst. Die Landstraße ist ziemlich breit und es konnten 3-4 Fahrzeuge nebeneinander fahren. Wild durcheinander sah man alles, was überhaupt zum Transport möglich war wie Schlitten, Kinderwagen, flache Schubkarren, Handwagen, Autos, Pferdewagen aller Art usw., dazwischen Zehntausende und aber Zehntausende von Flüchtlingen mit wenig Handgepäck zu Fuß. Ich glaube, dass mir das Bild niemals in meinem Leben aus der Erinnerung entfallen wird, es war grauenhaft. Mein Fahrer und ich arbeiteten nun trotz herrschender starker Kälte mit Anstrengung an der Fertigstellung des Anhängers und meine Frau und meine Mutter packten noch etliche Habseligkeiten wie vor allem Betten und etwas Wäsche zusammen, um es auf dem Anhänger zu verstauen. Gegen 11:00 waren wir mit dem Aufbau des an sich völlig offenen Anhängers fertig und die Verladung unserer wenigen Sachen begann. Ein zweiter, kleinerer, offener Anhänger wurde noch angehängt, um dort noch etwas unterbringen zu können. Hinzu kam auch noch, dass ich mit meinem Freund, Dr. Franz Prill aus Landsberg, vereinbart hatte, dass ich im Falle einer Flucht in Gennin auf ihn warten würde, um ihn und seine Familie mitzunehmen. Mein Warten war aber vergebens, denn wie ich nachträglich erfuhr, ist er in Landsberg geblieben und nicht geflohen. Trauernd denke ich oft an ihn, da er später nach Russland verschleppt wurde und dort den Tod fand. Eine aufrichtige Freundschaft hat uns miteinander verbunden und wir hatten unser Leben aneinander angepasst und miteinander gelebt. Seine Frau, unsere Freundin Elsa Prill, lebt jetzt in

Berlin und schlägt sich mit ihren drei Kindern tapfer durch. Gegen 12.00 waren wir mit dem Verladen unserer wenigen Sachen fertig, die Zugmaschine sprang erfreulicherweise schnell an und wir konnten unsere traurige Fahrt beginnen. Außer meiner eigenen Familie und meiner Mutter nahm ich zunächst zwei von mir in meinem Wohnhaus aufgenommene Frauen aus der Aachener Gegend mit ihren beiden Kindern in den gedeckten Anhänger, dann wurde meine Mutter und meine Familie auf den gleichen Anhänger gebracht und ich ging nun als Letzter nochmals durch mein Wohnhaus. Einige wenige Sachen wie Kissen und Decken, die mir für die Flucht noch erforderlich schienen, raffte ich hierbei noch zusammen, um sie noch schnell als letztes in die kleine offen gelassene Luke des selbstgebauten Anhängers hineinzuworfen. Ich selbst setzte mich dann neben meinen Fahrer vorne in die Zugmaschine und die Fahrt begann. Ich schäme mich nicht der Tränen, die mir in diesem Augenblick über das Gesicht liefen. Es ist unbeschreiblich schwer, alles das, was man in einem arbeitsreichen Leben mühsam durch Geschick und Fleiß geschaffen hat, in einem Augenblick im Stich zu lassen, ohne zu wissen, aber mit der Ahnung in der Brust, es niemals wiedersehen zu können. Das Schicksal der Flüchtlinge kann nur der verstehen, der es selbst mit hat erleben müssen. Selbst die Einwohner der schwer zerstörten Städte haben es sicherlich nicht so schwer gehabt wie wir Flüchtlinge des Ostens, denn diese haben ihr Geld auf den Kassen, zum größten Teil auch ihre Existenz, wenigstens die Grundlage hierfür, und ihre Heimat behalten können. Wir Flüchtlinge des Ostens haben aber auch dies alles restlos verloren und sind in fremde Teile Deutschlands, unter fremde Menschen verschlagen worden, unter denen wir uns erst wieder innerlich zurechtfinden und einleben müssen. Etwa 300 m westlich meines Werkes, mitten im Dorf Gennin, geht ein Weg in nördlicher Richtung zu meiner groß angelegten Siedlung. Hier hielten wir an, um die Familienangehörigen meines Fahrers

aufzunehmen und vor allen Dingen die meines Betriebsmeisters Karl Greiser, dem ich die Mitnahme seiner Familie versprochen hatte; er selbst war aber zum Volkssturm einberufen. Während des Haltens sammelten sich um unser Fahrzeug viele Genniner, unter ihnen vor allen Dingen Betriebsangehörige und auch Siedler meiner Siedlung. Mit wenig oder auch mehr Gepäck kamen sie, um von mir mitgenommen zu werden. In den vorderen gedeckten Anhänger konnte ich nur die Frauen und Kinder nehmen, während die anderen auf dem zweiten Anhänger bei allem Gepäck Platz nehmen mussten. Sie schützten sich vor der Kälte und dem Wind, indem sie den zur Eindeckung des Gepäcks verwendeten Plan über sich hinwegzogen. ...Gern hätte ich noch meinen alten Betriebsangehörigen Otto Fechner, Bruder meines Fahrers, mitgenommen, aber er weigerte sich mitzufahren, da seine Schwiegereltern lebensgefährlich erkrankt waren und er diese nicht verlassen wollte. 5 Minuten bevor wir nun weiterfahren wollten, kam mein Betriebsmeister Greiser ohne jegliches Gepäck vom Volkssturm zurück und ich freute mich so sehr, dass ich ihn auf offener Straße umarmte und ihn sofort zum Einstieg in die Maschine bat. Er nahm dort meinen Platz ein und ich ging in einen Anhänger. Da unsere Maschine natürlich schneller war als die Pferdefuhrwerke und die zu Fuß laufenden Menschen, konnten wir nun auf der ununterbrochen durchgeführten Fahrt bis weit hinter Küstrin an dem Elendsflüchtlingszug vorbeifahren

und begegneten dabei vielen Bekannten. So sah ich ähnlich zurechtgemachte Anhänger mit Pferden bespannt, wie der meinige war, von den Firmen Wiedemann, Schwabe, Schettler, Meyer, Millauer & Co, Wepritz usw. In Vietz wurden wir von der SS angehalten und nach flüchtig gewordenen Soldaten kontrolliert. Da wir aber solche nicht in den Anhängern hatten, konnten wir weiterfahren. Dann trafen wir Herrn Klütz von Millerauer & Co, dem wir berichten konnten, dass sein Fahrzeug von uns überholt worden sei, also auch wohl bald kommen würde. Gegen 5:00 kamen wir an den Eingang von Küstrin. Hier bezogen Soldaten neu aufgeworfene Stellungen, um den anstürmenden Russen Widerstand entgegen zu setzen. Das Passieren der Oderbrücke verursachte eine völlige Verstopfung, so dass hier nur ganz langsam Schritt für Schritt gefahren werden konnte. Trotzdem habe ich mich gewundert, dass, wenn auch außerordentlich langsam, alles reibungslos die Brücke passieren konnte. Denn ein jeder nahm Rücksicht auf den anderen Leidensgefährten. Hier hingte sich noch ein defekt gewordener PKW an meinen Schleppzug und so schleusten wir diesen aus dem Gewühl der Wagen und Fußgänger mit über die Oderbrücke. Das Passieren der Brücke dauerte ungefähr 2 Stunden. In der Ferne glaubte ein General durch furchtbares Geschimpfe das Passieren der Oderbrücke zu beschleunigen, aber damit hatte er wenig Erfolg, denn hierauf hörte niemand und konnte auch niemand hören, denn ein Ausweichen nach rechts

oder nach links war völlig unmöglich.

Nachdem wir Küstrin passiert hatten, fuhren wir nach Gusow und wurden hier von den zuständigen Stellen auf einen Gutsnebenhof geleitet. Der Weg dorthin war derartig verschneit, dass wir trotz unserer Schneeketten nicht durchkamen und der Schnee erst lange Strecken vor der Maschine von meinem Fahrer und dem Beifahrer Greiser beiseite geschafft werden musste. Gegen 2:00 nachts kamen wir natürlich stark erschöpft auf diesem Gutsnebenhof an und wurden von dem verwaltenden Vorschnitter in seine Wohnung gebracht (2 Zimmer). Allmählich sammelten sich dort etwa 40 Flüchtlinge. Ihre Betten wurden den Kindern zur Verfügung gestellt, während wir uns auf ein Sofa resp. auf Stühle setzen konnten und bald vor Übermüdung einschliefen. Oft wurden wir durch kommende oder gehende Flüchtlinge und durch eine ganze Reihe von Soldaten, die über die am Boden Liegenden stolperten, gestört. Gegen 7:00 morgens war die kurze Nachtruhe aus und es hieß jetzt die auf dem Hofe stehende Zugmaschine wieder in Gang zu bringen. Es war ein schwieriges Stück Arbeit und dauerte etwa 4 Stunden. Dann ging die Fahrt gen Westen weiter. Ich hatte den Weg von Gusow über Wriezen, Bad Freienwalde nach Eberswalde vorgesehen. Eduard Wentzell
Hundeberg 1
Oberkaufungen
Im Jahre 1947
Früher:
Genniner Ziegelwerke

Auszug aus dem Brief von Max Genske

ehem. Kohlenhändler in der Blücherstrasse Landsberg/Warthe aus Neuenhagen b. Berlin an Ekkehard Abromeit, geb. Hindenburgstr. 34 in Landsberg/Warthe, jetzt Tübingen vom 15.05.1951

Nun, lieber Ekkehard, komme ich auf die Veranlassung zum Verlassen der Heimat zu schreiben. Meine Tochter und ich hatten uns vorgenommen, in der Heimat bleiben zu wollen, aber mein Geschäftsvertreter wollte durchaus mit seiner Familie in Sicherheit und unser Treckerrfahrer sagte, wenn ich die Familie fahre, so fahre er auch mit und

kommt nicht mehr zurück. Was war nun zu machen, ich war krank, es blieb nichts weiter übrig, ich musste mich entschließen mitzufahren, - aber wohin? Da kam der Fahrer mit dem Vorschlag nach Eggersdorf bei Müncheberg zu seiner Schwester, also ging es am 30.1.1945 mittags ab, wir kamen denselben Tag über Küstrin bis zum Seelower Berg

und mussten dort Halt machen, die Maschine schaffte in hohem Schnee nicht den Berg. Mit Mühe bekamen wir den nächsten Tag Vorspann bis Seelow. Hier etwas erfrischt gings bei Schneetreiben und Regen weiter um Müncheberg Eggersdorf zu. Wege waren verweht, Regen und Glatteis hielt uns auf und wir kamen nicht von

der Stelle. Also wieder Vorspann besorgen und der Bulldog hat sich stundenlang mit uns abgequält und brachte uns endlich abends 10 Uhr zu dem Besitzer, wo uns der Fahrer Quartier besorgt hatte. Wir verließen Landsberg mittags und nächsten Morgen war der Russe in Landsberg. In Eggersdorf konnten wir einige Wochen ungestört bis auf Luftangriffe verbleiben. Unsere Maschine wurde für Kriegszwecke eingesetzt. Eggersdorf wurde bald Kampfgebiet und es hieß alle Flüchtlinge müssen raus. Unsere Maschine wurde nach Erkner beordert und wir erhielten die Erlaubnis mitfahren zu dürfen. Das Kommando in Erkner nahm die Maschine nicht ab, sondern wir mussten nach Neuenhagen und abliefern, erhielten die Erlaubnis, für eine Nacht im Walde uns aufhalten zu dürfen. Also nach Neuenhagen und da gab's neue Schwierigkeiten, mit Hängen und Würgen bekamen wir notdürftig Quartier. Die Maschine wurde weiter eingesetzt und wir bekamen sie mit Anhänger nicht mehr zu sehen, angeblich kaputt, Entschädigung gab's nicht. Hier in Neuenhagen erlebten wir den Russeneinfall und blieben bis 15.5.45. Man hatte uns hier so furchtbar belogen, insofern in Landsberg ist alles in bester Ordnung: Post geht, Molkerei ist im Gange, Elektrische fährt usw. Nun macht man, dass ihr zurückkommt und wir ließen uns dummerweise überreden und bemühten uns mit irgendeinem Güterzug fortzukommen, was schließlich gelang. In Küstrin lagen wir einen ganzen Tag fest, mit der Zeit benutzten wir einen anderen Güterzug. Von Vietz ab hatten wir ein schweres Gewitter mit viel Regen - offener Waggon - waren stark durchnässt. In Landsberg hielt der Zug in Friedrichstadt

-Gepäck schnell raus und die hohe Böschung hinunter gestürzt. Hier nahm uns die polnische Wache in Empfang, durchstöberte alles, was gefiel wurde genommen. Wir mussten alles liegen lassen und wurden zur Kommandantur gebracht, wohin man unser Gepäck brachte und es wieder sortiert wurde. Schließlich waren wir fertig und ich blieb beim Gepäck. Die Tochter versuchte mit einem Mitreisenden etwas Sachen zu unserem Grundstück in die Böhmerstraße zu bringen, musste leider sehen, dass es zu einer Ruine ausgebrannt war. Nun Quartier besorgen, zufällig begegnete sie einer lieben Bekannten aus der Blücherstr. welche uns bereitwillig aufnahm, das war 2 Tage vor Pfingsten 1945. Am 3. Feiertag ist großer Krach vor dem Haus, Haustüre gewaltsam geöffnet und die polnische Miliz stürzt herein und sucht nach Arbeitskräften. Die Tochter muss aus dem Bett und mit nach Himmelsstätt-Kladow zum Kohlpflanzen. Wohin, konnte ich tagelang nicht ermitteln, aber es gelang zu erfragen und mit Mühe und einem Attest von Herrn Dr. Höfer und vielem Drängen beim Stadtkommandanten wurde sie nach einiger Zeit freigelassen. Aber auf der Straße konnte man, ohne Gefahr zu laufen fortgeschleppt zu werden, sich nicht sehen lassen. - Und am 25.6.45 früh ist auf der Straße großer Lärm - alle Deutschen in einer Stunde raus - nun ging die große Auswanderung los. Unterwegs unter freiem Himmel übernachtet. Herrn Erich Schwartz trafen wir 2x, 1x schliefen wir in einem Gehöft, dann verloren wir uns. Die Strapazen waren eine furchtbare Quälerei. Wir hatten uns zum Transport unserer Habe einen zweirädrigen Wagen besorgt, welchen die Franzosen bei ihrer

Verladung stehen lassen mussten. Es gab viele Berge zu befahren, der größte war wohl diesmal bei Tamsel zu nehmen. Unterwegs hinter Küstrin gesellte sich mein Bruder Fritz zu uns, welcher an ca. 50 Jahre Inhaber der Buchhandlung Fa. Oskar Kosky, Richtstr. war. Er hatte nur 1 Karre mit 1 Rad und damit kam er auch nicht fort. Kurzerhand wurde bei uns sein Bischen zugelandet und nun ging's weiter. Nachts musste man sehr wachsam sein, denn da streifte Vieles umher um zu stehlen. In Müncheberg mussten wir wegen Erkrankung der Wirtschaftlerin des Bruders 8 Tage festliegen. So um den 10.7.45 gelangten wir erschöpft mit dem zu Bruch gegangenen Wagen in Neuenhagen an, bekamen auch wieder Behelfsquartier, aber die Gemeinde gab uns 3 Wochen keine Lebensmittelkarten. Wir sollten abwandern, konnten und wollten nicht, ärztlicher Befund galt nichts. Schließlich durfte ich und die Tochter bleiben, dagegen musste der Bruder mit seiner Wirtschaftlerin abziehen, zuerst nach Berlin, dann nach Genthin überwiesen, wo er 8.1.51 verstorben ist. Nun lieber Ekkehard, Sie können sich aus Gesagtem nur annähernd vorstellen, was das für eine Schinderei war zu wandern, abgesehen davon, wie man überall behandelt wurde und heute noch. Was haben wir alles müssen stehen und liegen lassen, Wie viel Lager hatten wir und nun mussten wir jeden Span auf der Straße aufheben, ebenso jede Brotkruste pp, welche die Russen fortwarfen. Aber der Allmächtige Gott hat uns nicht ganz verhungern lassen. Er lässt uns wohl sinken, aber nicht ertrinken, Ihm sei Lob. Preis und Dank dafür.

Bericht von Dr. Walter Lehmann (1904-1960)

früher Landsberg, Zechower Str. 35 (damals „Villa Schroeder“, heute: Museum) für seine 5 Kinder (geb. 1934-1944). In Klammern sind Erklärungen eingefügt.

Die Lage Ende 1944/Anfang 1945 in Landsberg-Warthe
Noch war die Entscheidung im Osten nicht gefallen. Am Bug hielten unsere Truppen die Russen auf, wenn auch der überstürzte Rück-

zug sich wohl kaum auffangen ließ. Die Fahrt zur Jagd nach Marwitz bereitete ständig wachsende Schwierigkeiten, da als einziges Beförderungsmittel das Fahrrad zur Verfügung stand, aber Pelz und

zwei Decken mussten auf jeden Fall mitgenommen werden. Die Nächte am Wildacker blieben erfolglos, Kälte und Schnee hielten jedes Wild ab. Totenstille lag der Wald da und erst am frühen Morgen lies-

sen einige Spuren im Schnee die nächtliche Anwesenheit des so sehr ersehnten Wildes ahnen. Und doch sind mir diese Tage und Nächte unvergesslich, wenn der Petroleumofen auf dem Hochsitz summt und das Teewasser zu kochen begann, wurde es recht gemütlich.

Die Fabriken liefen auf Hochtouren, doch waren die Eingriffe von Staat und Partei untragbar. Die wichtigsten Fachkräfte wurden insbesondere zum Schippen abkommandiert, und zwar ohne Rücksicht auf die Belange der Wehrmacht. Die Berichte aus dem Osten liessen nichts Gutes erwarten, deshalb entschlossen wir uns, eine Kiste mit Wäsche nach Apolda zu Bekannten und drei Koffer zu unserer Netzfabrik nach Graslitz zu senden, um wenigstens etwas bei dem zu erwartenden allgemeinen Aufbruch zu retten. So wurde alles Mögliche im Luftschutzkeller eingepackt und trat mit ungewissem Schicksal die Reise in die Welt an. Das Weihnachtsfest kam heran. Spärlich waren die Vorbereitungen, da im Kriege niemand an Euch Kinder dachte und Spielzeug herstellte. Einen letzten Tannenbaum gab uns Marwitz, in Form und Wuchs der schönste, den wir in den Jahren der Jagd von dort regelmäßig zu holen pflegten. Kurz vor Heiligabend fiel Schnee und so kam die rechte Weihnachtsstimmung auf. Fehlte auch das geschäftige Treiben in den Strassen, als wir von der Christnacht am 24. nachmittags kamen, so blieb das anheimelnde Gefühl des Ausgesöhntseins nach dem Verlassen der kerzengeschmückten Kirche auf dem Weg nach Haus.

Das zwischengeschaltete Abendessen ließ die Erwartungen der Kinder steigen und endlich kam der Weihnachtsmann mit Sack und Pack die Treppe heraufgestampft. Wie in jedem Jahr war es Pann, und doch erregte er immer wieder Bewunderung und Schrecken. Artig wurden die Gedichte aufgesagt, und das Spiel begann. Wir Erwachsene genossen inzwischen den aufgesparten Wein und die kleinen Freuden des Festes, obwohl die politische Lage keine Festesfreude aufkommen liess. Zu unheilvoll ballten sich am Horizont die dro-

henden Wolken zusammen. Um so trostloser waren die Tage nach dem Fest, die ja erfahrungsgemäß immer eine Ernüchterung zu bringen pflegen. War doch der sorgsam gebackene Kuchen inzwischen aufgezehrt, und der Alltag verlangte sein Recht. Da war es eine Sorge, wie die Familie rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, die mich in zunehmendem Masse bedrückte. Es war Eure Mutter, die mich auf den Gedanken brachte, mit Gustav Brumbach, Inhaber des Circus Brumbach, zu sprechen, ob wohl eine Fahrt mit seinem Wohnwagen möglich wäre. Eigentlich im Scherz fragte ich Brumbach während des Volkssturmdienstes. Die Antwort fiel nicht unbedingt abweisend aus, ihm lag daran, seine wertvollen Pferde zu retten und einen Aufenthalt jenseits der Oder zu suchen. Ich bot ihm Passow, das Gut von Onkel Albert Jaeger und Tante Erika an. Ein Telefongespräch fiel zusagend aus. So wurde die Reise beschlossen. Jedoch fehlte der Treibstoff, und nur nachts konnten wir wie die Diebe aus unserer Heimatstadt wegschleichen. Stand doch die vom Kreisleiter angedrohte Todesstrafe für jeden in Aussicht, der Landsberg unerlaubt verließ. Verhandlungen zwischen Brumbach und dem Fahrbereitschaftsleiter Paul führten zu einem Vergleich: Letzterer bewilligte Treibstoff, während Brumbach sich verpflichtete, dessen Frau und Kind mitzunehmen. So wurde das Auto durchrepariert und ein Wohnwagen als Anhänger zurechtgemacht. Täglich musste ich bei Brumbach vorsprechen, um die Dinge weiter zu treiben. Immer und immer wurde die Abreise verschoben, teils fehlte Benzin, teils der Entschluss. Aber die Verhältnisse liessen keinen Aufschub mehr zu. Täglich strömten Bauern aus dem Osten mit Pferd und Wagen nach dem Westen, endlose kilometerlange Wagenreihen, bepackt mit Lebensmitteln, Hausrat, Kind und Kegel. Niemand wollte sich dem unermesslichen Gräuel der Russen aussetzen, lieber die Unbilden des harten Winters auf sich nehmen. Gedeckte und offene Wagen, Ackerwagen, offene Kaleschen, Autos, z.T. von Pferden gezogen, trafen ein, eine Völker-

wanderung riesigen Ausmaßes. Tagsüber gerieten die Wagenkolonnen in Bewegung, über Mittag wurden die Pferde gefüttert und gegen 4 Uhr nachmittags suchte jeder für die kommende Nacht eine Unterkunft. So traf auch Schwan, unser früherer Nachbar aus Posen, ein und berichtete dem Brumbach die entsetzlichsten Dinge. So wurde die Fahrt auf Freitagnacht festgesetzt, Koffer gepackt, Teppiche geschnürt, ein endloses Umherlaufen begann. Es wurden unzählige Weckgläser eingepackt, die noch aus der letzten Hausschlachtung stammten, zwei große Holzkisten standen dazu bereit, die Bilder kamen in ihre alten Kisten. Der Tag des Abschieds kam heran. Erst Freitag, den 26.1.45 wurde dann die Abreise endgültig beschlossen, schnell galt es die letzten Vorbereitungen zu treffen, schnell wurde noch etwas gegessen. Unterdes stand im Hof das Gespann, um die Sachen nach der Dammstrasse zu Brumbachs zu bringen. Hegte man zunächst die Befürchtung, es könne zuviel Gepäck sein, so stellte sich später das Gegenteil heraus. Zwar ging Brumbachs Auto als Raubtiertransport fort, sonst wäre es nicht möglich gewesen, eine Fahrgenehmigung zu bekommen. Aber nichts war von einer Hyäne oder dergleichen zu sehen, stattdessen lagen im Auto friedlich die Weinkisten Brumbachs, die er als wertvollste Habe unbedingt in Sicherheit bringen musste. So war im Auto noch Platz, doch die Zeit gestattete nicht, noch Sachen zu holen. Pann war bereits ärgerlich über die nächtliche Störung. Zum Schluss wurde der Kinderwagen eingeladen, während die Personen im Anhänger Platz nahmen. Doch da sprang das Auto nicht an, und ein Reifen musste in der Nacht erneuert werden. So verstrich in banger Erwartung die Zeit. Der Mond stand hoch am Himmel und beschien die schlafende Stadt, es fror. In Decken und Pelze gehüllt, saßen wir im Anhänger, der kleine im Vorraum befindliche Herd brannte, jedoch reichte die lebensspendende Wärme nicht aus. Gegen 2 Uhr nachts ging es endlich los, Pann war bereits seit langem mit seinem Wagen zu Haus und die

Grosseltern hatten sich verabschiedet. Die gefrorenen Fenster gestatteten keinen Ausblick, nur an den Schwankungen des Wagens konnte man ersehen, durch welche Strasse die Fahrt ging. Das war das Letzte, was Euch eure Heimatstadt

bot. Heimlich wie Diebe in ständiger Sorge, angehalten zu werden, verließen wir unsere Vaterstadt, in der unsere Vorfahren seit Jahrhunderten gelebt, getrauert und sich gefreut hatten. Die Fahrt ging den Galgenberg hoch am geliebten

Marwitz vorbei, über Staffeidel nach Schwedt/Oder durch Lippehne und Königsberg. Am frühen Morgen trafen wir in Passow ein, doch wie bald sollten wir auch dieses verlassen. Dr. Walther Lehmann †

Das Jahr 1945

Den ganzen Januar über hatten wir (BDM und HJ) Bahnhofsdienst. In Dienstkleidung mussten wir von 19.00 bis 23.00 Uhr dem Roten Kreuz helfen. Wir betreuten die Flüchtlinge, die aus dem Osten kamen mit Tee und Broten. Das Rote Kreuz registrierte die Toten aus den Zügen, die dann in Landsberg beerdigt wurden. Am 30. Januar sollten wir noch Bahnhofsdienst machen. Früh hörten wir das Donnern der Kanonen. Die Straßen waren voll von Flüchtlingstrecks und einigen verwundeten Soldaten. Gegen 11.00 Uhr fuhren zwei Panzer (Königstiger) Richtung Westen. Sie kamen aus dem Gebiet Arnswalde/Friedeberg, wo schwere Kämpfe gewesen waren.

Im Laufe des Tages wurde die Gerloff-Brücke von deutschen Soldaten gesprengt. Kreisleiter Koltermann gab über Funk, der aber von Frankfurt kam, durch: „Wir halten die Stadt.“ - In der Kreisleitung sowie am Güterbahnhof waren die Räume voll von Lebensmitteln. Eine Familie Fritsch, meine Mutter und ich gingen nicht mehr in unsere Wohnung (Luisenstr. 37). Im Lagerhaus am Bollwerk, rechts neben der Gerberstraße, fanden wir unseren ersten Unterschlupf. Abends nach 21.00 Uhr hörten wir die ersten Panzerwagen und jetzt kam die Angst. Zu diesem Zeitpunkt war Landsberg von den Russen eingeschlossen. Die Stadt wurde Anfang Februar von ihnen angezündet. Von den 32 Häusern in der Luisenstraße stehen die Häuser Nummer 32, 33, 36 und 37 in Flammen. Es war verboten zu löschen. Die nachrückenden Truppen hatten freien Lauf. Es begannen die Vergewaltigungen, Erschießungen und Plünderungen. Meine erste Arbeit fand ich Anfang Februar im Güterbahnhof. Ende Februar hatte ich das Glück, mit Hilfe

einer Bekannten, sie hatte einen russischen Offizier zum Freund, zur russischen Kommandantur zu kommen. Im Haus Stenigke in der Schlossstrasse hatten wir eine kleine Wohnung, aus der Offiziersküche gab es täglich Essen. Wir standen unter Schutz und machten unsere Arbeit. Schutz und Essen waren wichtig. Ich habe bis zur Ausweisung keine Brot- und Lebensmittelmarken gesehen. Nun Einzelheiten bis zum 26. Juni (Ausweisung) Am 30. bzw. am 31. Januar wurden vor der Reichsbank Herr Willi Grap und seine Frau Else geb. Maske erschossen. Sie wohnten in der Zechower Straße 42. Herr Grap war an der genannten Bank Beamter. Eine Schulfreundin, Elfriede Meißner, wurde in der Kladowstraße vor dem Haus erschossen. Brigitte Koberstein ist eine derjenigen, die nach Russland kamen. Ilse Wendtland ist auf der Flucht mit Mutter umgekommen, Christa Belz unauffindbar. Mein Chef, Drogist Heinz Scholz aus der Warthe-Drogerie, kam nach Russland, er ist verstorben. Herr Hirsch aus der Dammstraße war mit Herrn Scholz zusammen. Er hatte das Glück, aber schwer krank, im September 45 nach Berlin zu kommen. Unser erster Lehrer, Herr Willers, ist einer von den vielen Toten. In Landsberg waren die Zivillager in den Kellern der Polizei (Schlossstraße), in der Fleischfabrik Fernemühlenstraße, Hotel Landsberger Hof sowie IG Farben in der Friedeberger Straße. Das Arbeitsamt von den Polen war in der Friedrichstraße grad gegenüber von Gneust. Wir waren nicht viele, die den russischen Arbeitsausweis hatten. Somit hatten wir vor den Polen unsere Ruhe. Nun zu den Lazaretten. In der Landesanstalt Friedeberger Straße, im

Lyzeum und Viktoria-Palast. Diese sind mir noch in Erinnerung. Die schwer verwundeten Soldaten sind erschossen worden. Nachdem die Innenstadt von Landsberg in Schutt und Asche lag, waren überall die Bürger mit Aufräumarbeiten beschäftigt. Oft kam es vor, dass sie nach Feierabend kein Brot mehr bekamen, es war alle. Unser damals eingesetzter Bürgermeister kam nach Russland. Der Grund war, wie wir erfuhren: er hatte eine Kuh versteckt. Dann kannten die Russen kein Pardon. Am 26. Juni kam die Ausweisung. Innerhalb einer halben Stunde mussten wir raus. Die Kommandantur konnte uns nicht halten, da die Ausweisung durch die Polen erfolgte. Es ging auf den langen Weg nach Berlin. Meine Mutter, sie war alt, hatte ich im Handwagen. In Berlin-Lichtenberg in der Ruschestraße kamen wir ins Lager. Da waren viele Landsberger, auch die Eltern von Herrn Giesert. Meine Mutter und ich kamen in der Krankenbaracke unter. 100 g Brot und 1/2 Liter Suppe war unsere Tagesration. Im September verstarb Mutter, wie so viele andere, und wurde in Marzahn beerdigt (was man so nennt). Ich war nun mit 19 Jahren allein, denn von den Verwandten wusste man noch nichts. Mit ordnungsgemäßen Papieren kam ich nach Hof-Moschendorf und im November 45 nach Füssen. Ich trat wieder ins Berufsleben ein und der Neuanfang war gemacht.

Ilse Kleinwächter
(Niederschrift im Jahr 2000)
Kobelstr. 8
87629 Füssen

Der Treck von Loppow

nach Berlin, vom 28.1.1945 bis 6.2.1945 erlebt von Günther Bocksch

Am 28.01.1945 kam mein Chef, Dr. Ing. W. am Vormittag von Berlin zu mir nach Börde. „Sofort fertig machen, Sie müssen mit nach Berlin.“ Auf der Fahrt fragte er mich: „Haben Sie den Wehrmachtsbericht gehört? Der Russe steht vor Landsberg/Warthe. Schauen Sie zu, dass Sie Ihre Familie noch herausbringen können.“ Dr. W. gab mir mehrere Papiere, ein Päckchen Geldscheine, rund 1000 Mark, zwei Flaschen Wein, 200 Zigaretten, 100 Schuss Munition und eine zweite Pistole. Er brachte mich an einen Stadtbahnhof, damit ich schnell zum Schlesischen Bahnhof fahren konnte. Wir nahmen Abschied: „Hals und Beinbruch, und wenn es nicht klappen sollte, Sie wissen, was Sie zu tun haben.“

Am Schlesischen Bahnhof stand der Zug bereit, er war schon überfällig. Als ich kam, wurde gerade die Tafel „Schneidemühl“ abgenommen und später eine Tafel „Landsberg“ eingelegt. Es dauerte noch einige Zeit bis der Zug abfuhr. Ich hatte mir inzwischen den Lokführer gesucht und ihm gesagt, dass ich in Loppow abspringen möchte, er möge durch Loppow langsam fahren. Unmöglich, das könne er nicht machen. Ich soll von Landsberg aus zurücklaufen. Es ging dann doch. Kurz vor Mitternacht sprang ich in Loppow ab. Der Himmel im Osten war rot. Man hörte die Kanonen donnern. Das Haus war voller Flüchtlinge. Nach kurzer Begrüßung ging ich schnell zu Glauerts. Die Straße war voller Wagen, in Richtung Westen. Ich weckte Hertha: „Sofort alles vorbereiten für den Abmarsch, Pferdefutter für mindestens 8 bis 10 Tage, Schweine, Gänse, Enten und Hühner schlachten, die Wagen vorbereiten, einen Wagen für die Kinder, Stroh und Teppiche einlegen und eine Plane darüber ziehen.“ Mit den Arbeiten wurde sofort begonnen. Unter den Flüchtlingen, die auf dem Hofe waren, war auch ein einarmiger Leutnant mit seiner Frau, der auch zum Abmarsch drängte. Am 30.1.1945 morgens begann der Treck. Es lag Schnee; es waren

einige Grade unter null, ca. 5-6 Grad. Die Straße war gerammelt voll. Es war ein Problem, die zwei Pferdegespanne und den Schlitten, gezogen von zwei Ochsen, so einzuschleusen, dass sie beisammen blieben. Auf dem Wagen mit der Plane waren 16 Kinder. Alle Erwachsenen mussten nebenher laufen. Die Wagen waren bis zum Stehkragen beladen, ebenso der Schlitten. An diesem Tage kamen wir bis Vietz. Wir blieben auf dem Hof der Ölmühle Hinze, es waren Bekannte, die für alles, vor allem für die Kinder sorgten. Es war ein langer Tag gewesen; die Tiere mussten versorgt werden, die waren diese Strapazen ja nicht gewöhnt. Beim Abfüttern kam ein Mann und fragte, ob er die Ochsen nicht kaufen könne, um sie zu schlachten. Den Ochsen war der Weg sehr schwer gefallen, und ich hatte mit Hertha darüber gesprochen. Den Verkauf der Ochsen lehnte ich ab. Was sollte aus dem Schlitten werden? Dann bot mir der Mann zwei mickerige, abgerackerte Pferde als Tausch an. Ich hatte Hertha zuredet, es zu tun. Vorsichtshalber ließ ich mir seine Dokumente zeigen, brachte alles zu Papier und ließ ihn unterschreiben.

Am Morgen ging es weiter. Wir mussten uns beeilen; denn die Brücke über die Oder sollte gesprengt werden. In Tamsel war eine Steigung vereist, die von den Pferden nicht geschafft wurde. Die Pferde hatten keine Stollen. Alle Mann mussten in die Speichen greifen. Bei jedem Hinterrad musste sofort untergelegt werden, damit der Wagen nicht rückwärts rollen konnte. Mit Mühe und Not, aber es wurde geschafft. In Tamsel läuteten die Kirchenglocken - der Russe kommt! In Küstrin wurde jeder Wagen kontrolliert. Mich wollte man da behalten. Aber unter den Papieren, die mir Dr. W. gegeben hatte, war ein Schreiben vom Rüstungsministerium. - Man musste mich gehen lassen. Die Brücke wurde zum Sprengen vorbereitet. Man wollte uns nicht mehr passieren lassen.

Dann ließ man uns der Kinder wegen doch noch durch. Die Oder war zugefroren, wenn es mit der Brücke nicht geklappt hätte, hätte ich versucht, die Oder zu kreuzen. Wir kamen rüber und machten erst einmal Rast. In dem Dorf war alles überfüllt. Einige Höfe hatten gesperrt und ließen niemanden rein. Wir brauchten eine Kochgelegenheit, alle Kinder waren mehr oder weniger krank. Die Tiere mussten versorgt werden. Eine junge Frau mit einem vier- bis fünfjährigen Mädchen fragte mich, ob sie sich bei uns anschließen dürfe - selbstverständlich. Das Mädchen hätte auch noch auf dem Wagen Platz, ob 16 oder 17 drauf sind, das spielt keine Rolle. Die Frau hatte einen Rucksack, ein kleines Bündel an der Hand und die Kleine. Ich lud sie zum Essen bei uns ein. Sie bedankte sich und sagte: „Ich habe eine Bitte, ich war schon in den Händen der Russen, Sie haben eine Pistole. Bitte erschießen Sie mein Kind und mich, falls wir von den Russen erwischt werden.“ Ich hätte viele erschießen müssen. Davon blieb ich, Gott sei Dank, verschont. Beim Versorgen der Pferde kam ein Mann und schrie: „Sie haben meine Pferde. Meine Pferde will ich wieder haben.“ Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, brachten wir die Sache in Ordnung.

Nun ging es weiter zum Seelower Berg. Es war Tauwetter eingetreten. Mit dem Schlitten ging es nicht mehr. Wir packten um, was wir unterbringen konnten und mussten ihn dann stehen lassen. Ich verständigte Soldaten und Flüchtlinge, sich die Esswaren zu holen. Vor uns der Seelower Berg, vereist. Am Fuß des Berges standen Hunderte von Wagen, die den vereisten Berg nicht schafften. Mehrere Pferde lagen mit gebrochenen Beinen und versuchten immer wieder sich hoch zu rappeln. Nur wenigen Gespannen gelang es, hinauf zu kommen. Ich war hinauf gegangen und hatte versucht, Gespanne zum Vorspann zu kriegen, vergeblich. Jeder war froh, dass er oben war, und die

Pferde waren abgerackert. Beim Bergabgehen kam mir ein Trupp Soldaten mit 6 Pferden entgegen. Ich suchte den Offizier, sagte ihm, dass wir seit Stunden am Fuß des Berges stehen, 17 Kinder auf dem Wagen hätten, ob er uns nicht Vorspann geben könne. Unmöglich, keine Zeit. Es ging dann aber doch. Er ließ vorspannen, und wir kamen hoch. Ein Blick zurück in das Oderbruch, ein jammervolles Bild. Soweit man schauen konnte, Gespann an Gespann.

Als wir am Seelower Berg festsaßen, waren in der Nacht rund ein Dutzend Russenpanzer nördlich von Küstrin über die zugefrorene Oder gefahren und tobten nun in den Flüchtlingskolonnen herum. Im Oderbruch lag die Bahn auf einem Damm, wir waren auf der Südseite des Damms. Den Damm konnten die Panzer nicht kreuzen. Dann kam ein Flieger, ein Stuka. Wiederholt stieß er im Sturzflug herunter, einige Male hörten wir Explosio-

nen. Von dem Offizier, der uns den Vorspann gegeben hatte, hörte ich dann - der einsame Flieger war Oberst Hans Ulrich Rudel. In kurzer Zeit hatte er alle Russenpanzer abgeschossen.

In Argentinien habe ich Oberst Rudel kennen gelernt und in Bariloche mehrmals gesprochen. Dann weiter nach Berlin. Am 6.2.1945 waren wir in einem südlichen Vorort; meinen Chef konnte ich noch nicht verständigen. Die Telefone waren außer Betrieb. Wir zogen weiter. In einem anderen Vorort klappte es mit dem Telefon. Ich erreichte meinen Chef: „Gott sei Dank, ich war schon in Sorge“. Ich bekam die Anweisung, ein OT-Ausweichlager im Süden von Berlin aufzusuchen, im Walde gelegen. „Sie müssen sofort zur Börde, Sie werden dort dringend gebraucht. Dem Lager gebe ich Anweisung, Sie schnellstens zur Autobahn zu fahren und dann per Anhalter zur Börde.“ Dr. W. übernahm im OT-Lager alles und sorgte

für alles. Einige Stunden später war ich in der Börde.

Der Treck war für alle eine Strapaze, für Mensch und Tier. Die Wagen waren bis zum Stehkragen überladen, kein Platz frei, nur neben dem Fahrer wurden die Plätze laufend unter den Frauen ausgetauscht. Acht Tage nicht aus den Klamotten, nur Katzenwäsche, wenn es möglich war. Hertha Glauert, die ein Gespann fuhr, hat dabei wahrhaft „ihren Mann“ gestanden. Wenn man andererseits bedenkt, dass viele Flüchtlinge wochenlang unterwegs waren - dann ist jedes weitere Wort überflüssig.

Nach einer ausgiebigen Ruhe im OT-Lager kam dann Hertha mit den Gespannen, mit Töchterlein und meiner Frau mit den Kindern in der Börde an.

Wie wäre es wohl ausgegangen, wenn Dr. W. nicht so großzügig geholfen hätte ??

Wie ich die Flucht als 9-jähriger Junge erlebte

und was mir noch in Erinnerung geblieben ist: Jürgen Bocksch

Die Russen kamen immer näher; wir wohnten an der Haupteisenbahnlinie nach dem Osten. Bei uns kamen ständig die Güterzüge vorbei, völlig überfüllt mit Flüchtlingen. Es war kalt, es müssen ca. 20 Grad unter Null gewesen sein. Man kann sich die Dramen, die sich auf den Straßen und in den Zügen abgespielt haben müssen, nicht vorstellen.

Nicht weit von Loppow, in Neuen-dorf, hatte Onkel Hans, ein Vetter von Vater, und Tante Hertha ihren Bauernhof. Onkel Hans war auch irgendwo im Krieg.

Tante Hertha organisierte dann die Flucht Richtung Berlin, mit Pferdewagen und Schlitten. Die Mitwirkung oder Federführung in dieser Sache von Seiten Onkel Günthers, wie er sie in seinem obigen Bericht erzählt, ist mir damals verborgen geblieben. Schwach erinnere ich mich aber an seine Gegenwart mit Maschinenpistole, nicht Pistole, ist aber nicht wichtig.

Das Silberbesteck wurde im Garten

vergraben, die Möbel und anderen Einrichtungen blieben so wie sie waren. Offensichtlich gingen die Erwachsenen davon aus, wiederkommen zu können.

Im Osten, Richtung Landsberg, war nachts der Himmel rot gefärbt. Das Kampfgeschehen und die Russen steckten alles in Brand, was brennbar war. Auch hörten wir bereits das Donnern der Kanonen.

In den letzten Januartagen kam dann Tante Hertha mit dem oder den Wagen vorbei, einsteigen, losfahren. Einsteigen galt für die kleinen Kinder. Dazu gehörten Uwe und Rüdiger; ich als neunjähriger war bereits „groß“ und musste laufen.

Ich erinnere noch, dass unser schöner flauschiger Schafwollteppich, den wir noch gar nicht lange hatten, in den Wagen gelegt wurde als Wärmeschutz. (Wir haben diesen Teppich irgendwann später sogar wiederbekommen.)

Die Fahrt ging los, bei Eiseskälte. Ich weiß dann noch, dass wir uns in

einer endlos langen Kette von Wagen und Schlitten befanden, die alle nach Westen drängten. Die Dramatik und die Gefahren der Situation sind mir nicht bewusst geworden.

Das Vertrauen in die Erwachsenen war grenzenlos. Sie würden das schon richtig machen.

Irgendwann in diesen Tagen begann dann das große Tauwetter. Die Straßen wurden schneefrei, und die Schlitten mussten stehen bleiben. Ich erinnere noch, dass viele Schlitten und auch Wagen im Straßengraben lagen.

Ein anderes Erlebnis, das mir in Erinnerung geblieben ist, war, als eines Nachts, ganz in unserer Nähe eine Eisenbahnlinie vorbeiführte, die wir nicht bemerkt hatten. Eine Dampflokomotive mit Geschnaube und Feuer und Funken fuhr vorbei. Wir alle bekamen einen mächtigen Schreck und unsere Mutter fiel in Ohnmacht. Alle hatten natürlich die nachfolgenden Russen vor Augen. Irgendwann kamen wir über die Oder bei oder in Küstrin. Ein wich-

tiges Zwischenziel. Die verschiedenen Hindernisse, von denen Onkel Günther spricht, die vereisten Steigungen, sind mir nur verblieben als oft lange Stillstände, es ging nichts mehr voran.

Übernachtet haben wir immer bei irgendwelchen wildfremden Menschen, die uns immer gut und selbstverständlich geholfen haben. Tante Hertha (Glauert) hatte zwei Polen, die als Knechte ihrem Hof zugeteilt worden waren. Offenbar wurden diese Knechte von ihr immer gut behandelt und waren so auch bereit, unseren Treck bis sicher hinter die Oder zu begleiten. Nun, hinter der Oder, verabschiedeten sie sich. Für sie kam ja nun die Freiheit, und sie verschwanden eines Nachts. Es ist bekannt, dass

in anderen Fällen sich die nun Freiheit riechenden Polen bitter an ihren „Herrschaften“ gerächt haben. Irgendwann, ich glaube es muss am 2. Februar 1945 gewesen sein, kamen wir in Berlin an. Während der Treck mit Tante Hertha und Onkel Günther mit seiner Familie weiter in Richtung Magdeburg fuhr, schauten wir, - Mutter mit Rüdiger, Uwe und mir - mit der Bahn nach Salzburg zu kommen. Vater war irgendwo dort. Eine Adresse hatten wir noch nicht. Der Krieg ging zu Ende. Nach Salzburg zu fahren, gab die größte Sicherheit, die Familie wieder zusammen zu bringen. Es grenzt heute wie an ein Wunder, dass in den Kriegswirren des Februar 1945 noch Züge irgendwie nach Fahrplan fahren. Wir bekamen

einen Zug der uns über Dresden und Prag nach Wien brachte. So kam es, dass wir wenige Tage vor dem verheerenden Bombenangriff auf Dresden am 9.2.45 dort durchkamen.

In Wien haben wir irgendwo übernachtet, vermutlich in der Bahnhofsmission oder so etwas, und fuhren dann nach Salzburg weiter. Ich glaube, wir waren dann am 6. oder 7. Februar 1945 in Salzburg. Mutter „pflanzte“ uns in der Bahnhofshalle hin. Wir mussten auf die Rucksäcke aufpassen. Der Überlieferung nach kam Mutter nach ca. 6 Stunden wieder, und wir drei seien noch in gleicher Weise auf dem Gepäck gesessen, wie sie uns hingesetzt habe. Irgendwann kam unser Vater mit einem Auto und holte uns ab.

Die letzten Tage in und um Blumberg

Wir schreiben das Jahr 1959. Es ist ein herrlicher Sommer. Alles blüht und grünt. Man möchte meinen, die Sonne wollte immer so freundlich zu uns herunterlachen. Jeder möchte etwas von diesem Lachen auffangen. Alle sind wir wieder glücklich, dankbar und froh. Ich liege im Krankenhaus, auch zu mir kommen die Sonnenstrahlen gewandert und der Wind streichelt warm über mein Bett. Dann fliegt er wieder davon und mit ihm meine Gedanken. „Nach Hause“. Wenn ich frage, wo dieses Zuhause ist, muss ich antworten, dort - wo meine Lieben wohnen und schaffen, wo es wieder ein Voran gibt. Aber dieses Voran hat seinen Ursprung in der alten Heimat. Sie hat uns zu den Menschen gemacht, die wir sind. Sie gibt uns die Kraft, im Sinne unserer Väter von neuem zu beginnen und so fortzupflanzen was einmal war. Nicht hier, sondern dort im Osten wurde die Saat gelegt. Und die Erde wurde mit Blut und Opfern ohne Zahl getränkt. Das wollen und dürfen wir nie vergessen! Darüber möchte ich heute berichten, „von unseren letzten Tagen in und um Blumberg“.

Es war Weihnachten 1944. Die Glocken läuteten „Friede auf Erden“ und doch brandete um uns der Krieg schlimmer denn je. Wir gingen

zur Christmesse und unser alter Pastor Sylvester verkündete uns Christi Geburt. Es war ergreifend und gleichzeitig grauenhaft, wie wir mit tränenerstickter Stimme sangen - „O du fröhliche, o du selige“. Wir alle, die wir in der Kirche waren, hatten Angst. Angst vor dem Kommen, von dem man uns sagte, dass es nie eintreten werde. Wie sollte es auch? Hatte man nicht zwei Tage vor Weihnachten Menschen mit ihrer wenigen geretteten Habe aus dem bombardierten Ruhrgebiet zu uns geschickt? Mussten wir nicht da noch eines der sichersten Fleckchen in Deutschland sein? Ach, wir wollten es ja so gerne glauben! Doch wie schnell kam es nachher anders. Am 27. Januar 1945 wurden die letzten Männer des Dorfes zum Volkssturm aufgerufen. Mit einem Brotbeutel, einem Spazierstock und wer hatte, mit einem alten Jagdgewehr, marschierten sie an die Front. In Landsberg sollten sie sich im Wohlfahrtshaus melden und dort ausgerüstet werden. Man konnte ihnen keine Waffen geben und so marschierten sie nach Zantoch, wo der Russe bereits stand.

Ein deutscher Kompaniechef empfing sie mit den Worten: „Na, Bubis, was wollt ihr denn hier? Wenn ihr keine Waffen habt, macht bloß, dass ihr schnellstens wieder nach

Hause kommt“. Sie marschierten dann an einem Tage von der „Front“ nach Hause. Das war am 30.

Januar. Wir hatten Hitlers Ansprache gehört, in der es hieß, die 37er Grenzen würden gehalten werden. Auch unser Kreisbauernführer Siedtke hatte es zwei Tage zuvor in einer Versammlung verkündet, allerdings schon mit dem Schlusswort: „Die Bauern des Gaus Kurmark leben oder sterben auf ihrer Scholle“. Voller Hoffnung ob dieser Reden brachte ich unsere Marie nach Hause und guckte noch mal kurz bei Mörickes ein, um zu hören, wie dort die allgemeine Stimmung war. Heinz Franke, der gleichfalls zu den Volkssturmläuten gehörte, begrüßte mich, erzählte mir die Begebenheiten von der „Front“ und verabschiedete sich mit den Worten von mir: „Lass uns noch einmal die Hand reichen, wer weiß, ob wir es morgen noch können, denn morgen ist der Russe auch bei uns“. Ich eilte nach Hause. Die letzten Sachen wurden gepackt und meine Mutter fuhr mit unserem Jungen zu meinen Schwiegereltern nach Groß-Cammien. Mein Schwiegervater hatte uns ein Gespann zur Verfügung gestellt und da er befürchtete, am nächsten Tage nicht gegen den Flüchtlingsstrom fahren zu können, hatte er die Beiden für die letzte Nacht

schon nach Groß-Cammin geholt. Mein Vater und ich blieben so allein zurück. Vati rief gegen 21.00 Uhr den Landrat an, der bereits in Vietz saß. Der Landrat sagte zu ihm: „Teilen Sie der Gemeinde mit, sie könne beruhigt schlafen, es bestehe keine Gefahr. Die Russen werden zurückgeschlagen!“ Noch hatten wir also Zeit. Ich schlug meinem Vater vor, unseren Backofen zu heizen und dort alle Akten der Partei, der HJ, der Frauenschaft etc. zu vernichten. Wir riefen daraufhin alle Dienststellen an. Im Handwagen brachte man uns die letzten Zeichen der Hitlerzeit. Alles wanderte in den Ofen, ob es etwas genutzt hat, ich weiß es nicht. Die Polen waren später jedenfalls gut unterrichtet. Dann gingen wir zu Bett. Um dreieinhalb Uhr, also am 31. Januar 1945, klingelte das Telefon. Alarm! Frauen und Kinder sofort raus! Mein Vater leitete den Abmarsch aus Blumberg, wo der letzte Wagen um 6.50 Uhr aus dem Dorf rollte. Ein Teil der Bevölkerung war freiwillig zurückgeblieben. Ich selbst fuhr sofort nach Groß-Cammin und schlug dort erst einmal Alarm, denn es schlief noch alles. In Hast wurden die Wagen gepackt, dann kam auch schon mein Vater. Wir wollten in Richtung Küstrin aufbrechen. Auf dem Hofe meines Schwiegervaters lebte zu dieser Zeit ein Flüchtling aus dem Raume Posen, der uns riet, nicht die Hauptstraße, die bis Küstrin ja nur 13 km zählte, zu benutzen, sondern lieber eine Nebenstraße zu wählen, um einer etwaigen Panik aus dem Wege zu gehen. So fuhren wir in Richtung Batzlow. In Batzlow kam man uns überrascht entgegengeeilt. Hier wusste noch kein Mensch von dieser drohenden Gefahr. Kaum hatten wir Batzlow hinter uns gelassen und fuhren auf Zicher zu, sahen wir in der Ferne eilig dahinfahrende Wagen. Mein Vater nahm das Fernglas zur Hand und stellte fest: „Panjewagen“! Was nun? Zurück nach Batzlow! Dort erreichten uns schon die ersten Parolen - „fahrt nicht nach Küstrin, die Brücken sind bereits gesprengt, viele Wagen liegen im Graben“. Es herrscht eine furchtbare Panik. Kohla-Müllers und Ebels aus Blumberg sind bereits umge-

kehrt“. Das war das einzig Wahre, wie wir später erfuhren. Soweit mir bekannt ist, soll der Übergang in Küstrin noch bis 15.30 Uhr möglich gewesen sein. Doch das wussten wir ja nicht. Wo sollten wir nun hin? Nach Blumberg konnten wir nicht, Vati war politisch tätig gewesen, nebenbei noch Lehrer. Nach Groß-Cammin war auch unmöglich, denn in der Brennerei lagerten 9.000 Liter Spirit. Alkohol für die Russen, ihr erster Weg wäre ins Gutshaus gewesen. So entschlossen wir uns, in die Batzlower Försterei „Teerofen“ zu fahren und dort abzuwarten, bis die Russen vorbei waren. Dann könnten wir sicher wieder nach Hause fahren. So glaubten wir damals noch. Bald fanden sich noch einige Flüchtlinge in der Försterei ein und als wir zu Bett gingen, waren wir etwa 35 Personen. Die Nacht verlief ruhig, so dass mein Vater und unsere Marie am anderen Morgen den Mut fassten, nach Blumberg zu gehen, um dort nachzuschauen, was es gab. Sie kamen dann auch unbehelligt hin. Kaum aber hatten sie sich auf dem Hofe ein wenig umgeschaut, Marie war zu Klinkes, unserem Schmied, herübergelaufen, um dort etwas Neues zu erfahren, Vati befand sich gerade in der Scheune, da wurde plötzlich im ganzen Haus Licht gemacht und ein lautes Stimmengewirr erscholl. - Die Russen hatten am 1. Februar um 7.00 Uhr morgens Blumberg erreicht. - Vati eilte querfeldein zu uns in die Försterei und erstattete uns Bericht. Nun warteten wir. Warteten auf das, was kommen würde und hofften, es möge an uns vorbeigehen. Fast schien es auch so. Nur einige Flüchtlinge stießen zu uns, die bereits die grausigsten Dinge gehört hatten. In Wirklichkeit aber wussten sie nichts. Wieder kam eine bange Nacht und wieder graute der Morgen. Am Vormittag waren plötzlich Licht- und Telefonleitung abgeschnitten. Wir hatten Petroleumlampen und Lichter bei uns und glaubten, so die Zeit überbrücken zu können. Am Nachmittag fuhr plötzlich ein Panjewagen vor. Zwei Russen und zwei Ukrainermädchen kamen ins Haus, um zu plündern. Wie schrecklich empfand ich es

damals, als man mir meine ersten Kleider nahm und wie gerne hätte ich sie später gegeben, wenn uns dafür all das andere erspart geblieben wäre! Sie fuhren bald wieder ab. Wir waren beruhigt, denn die Russen waren anscheinend doch recht viel humaner, als es in unserer Propaganda immer hieß. Auch diese zweite Nacht verlief ruhig. Am 3. Februar gingen meine Schwiegereltern mit der Wirtschaftlerin nach Groß-Cammin. Sie wollten zurück zum Hof. Am 4. Februar kamen sie abends völlig gebrochen zurück. Als sie nach Groß-Cammin kamen, war das Dorf seit dem 2. Februar von den Russen besetzt. Sie wurden sogleich gepackt und zum Verhör geschleppt. Man warf ihnen unmögliche Dinge vor. Die Polen und Ukrainer des Dorfes gaben Berichte über jedermann. Im Verhör drohte man dauernd mit Erschießen und schließlich ließ man sie nach zweistündiger Qual doch laufen, d.h. sie mussten zum Hof, wo das restliche Vieh des Dorfes zusammengetrieben war. Mein Schwiegervater sollte füttern und meine Schwiegermutter melken und Fräulein Schattling, für die, die sich im Hause niedergelassen hatten, Russen Ukrainer und Polenmädchen, kochen. Eineinhalb Tage hielten sie es aus, dann stahlen sie sich im Dunkeln unbemerkt weg. Aber auch wir hatten unterdessen die Russen kennen gelernt. Sie waren am Nachmittag gekommen, hatten weiter geplündert und ein wüstes Durcheinander veranstaltet. Die Pferde hatten sie uns auch abgenommen und unsere drei Ukrainerkutscher abgeführt. Am Abend kamen sie dann wieder. Es war die erste grauenhafte Nacht, die wir erleben mussten. Soll ich nun hier von dem Geschrei der Frauen und Mädchen berichten und dazu die Brutalität der Russen schildern? Was half all das Geschrei und Gewehre, blutend, mit zerrissenen Kleidern und aufs Tiefste verletzt, fanden wir uns nach Stunden wieder. Aber konnten wir nicht noch dankbar sein? Noch waren wir vereint und lebten alle! Dann kam der 5. Februar. Wir waren schon etwa 120 bis 130 Personen. Wir lagen auf dem Fußboden,

saßen in den Ecken herum, nur zusammen wollten wir sein. Es war am Vormittag, Herr Buchholz kam aus Blumberg und berichtete uns, dass die Russen dort schon arg gehaust hätten. Gutschmidt wäre erschossen worden und auch im Dorfe selbst hätte es allerlei Tote gegeben. Er würde immer kommen und uns berichten, solange wie es ginge. Wir aber sollten lieber hier bleiben, denn es wäre im Walde doch noch etwas sicherer. Am Nachmittag kam Mariechen Müller mit Hilde und Margitta Franke zu uns. Alle hatten Schreckliches erlebt. Otto Müller, der seine Tochter schützen wollte, war erschossen worden, die alte Frau Müller spielerweise von den Russen erstochen worden. Hilde und Frau Müller konnten sich noch verstecken. Als die Russen keinen Menschen mehr fanden, steckten sie den Hof an. Auch bei Frankes hatte sich Ähnliches zugetragen. Margitta hatte sich auf dem Heuboden versteckt und musste nun zusehen, wie ihr Vater auf dem Hofe erschossen wurde und ihre Mutter in der Haustür. Später brannten sie auch Frankes Hof ab. Überhaupt sämtliche Ausbauten um Blumberg wurden im Laufe der Wochen angesteckt. Müllers wussten weiter zu berichten, dass Otto Träder und Kohla-Schulze erschossen worden wären. Eck-Hübners Haus und Rauchs Ecke wären angesteckt worden und noch immer hausten die Russen in ohnmächtiger Wut. Auch von Zicher drangen die ersten Hiobsbotschaften zu uns. Michelmann war erschossen worden, die Familie konnte entkommen. Hallia, der Mühlenbesitzer, war gleichfalls erschossen worden. Tage voller Angst und Schrecken folgten. Immer war es das Gleiche. Die Russen kamen und gingen und nie war ihr Kommen ohne Grauen. Es gab für sie stets nur eines : „Vernichten“. Sei es, dass sie uns die letzten Lebensmittel nahmen, uns die Kühe wieder wegholten, die wir im Walde mit einem Strick eingefangen hatten. Wir brauchten die Milch ja so nötig für all die kleinen Kinder, die bei uns waren. Mein Junge war damals gerade sieben Monate und schwer krank. War es da ein Wunder, dass

wir täglich nach neuen Kühen (die Tiere waren von den Bauern bei der Flucht ja alle ausgebonden worden) den Wald durchkämmten? Nicht selten fielen wir dabei den Russen in die Hände. Ihre Forderung kannten wir nun schon und uns graute. Oft verbargen wir uns den ganzen Tag in einer Schonung, lagen platt auf dem Bauch im Schnee und hörten die Kugeln über uns hinwegsausen. In die Schonung selbst kamen die Russen selten, sie fürchteten noch immer die deutschen Soldaten. Es gab zu dieser Zeit in den Wäldern ja noch mehr als genug. Aufgehängte Russen oder Erschossene verrieten uns oft genug die Nähe der Deutschen. Oft kamen auch deutsche Soldaten des Abends zu uns und baten um Essen. Als ihr Kommen für uns zu gefährlich wurde, stellten wir ihnen Töpfe mit gekochten Kartoffeln in den Wald. Mehr hatten wir selbst auch nicht. Zu Anfang schlachtete Herr Calies an der Heide noch mal ein eingefangenes Tier und wir schlichen hin und holten Fleisch. Bald aber hörte auch das auf, denn auch Calies musste seinen Hof verlassen und in die Wälder flüchten. Er berichtete uns noch von dem tragischen Schicksal der Familie Oskar Engel, Zorndorf. So war eine ganze Woche in Furcht und Zagen vergangen. Es war Sonnabend, der 11. Februar. Die Russen kamen auf den Hof gefahren. Schüsse fielen, Geschrei ertönte, alles war wie immer und doch sollte es der Anfang eines großen Leides sein. Sie stürmten ins Haus und trieben uns alle auf den Hof. Wir wurden in junge und alte Menschen, in Frauen und Männer aufgeteilt. Nun schossen sie in die Luft, schimpften und drohten fürchterlich und forderten dann von uns Lösegeld. Kleider, Schmuck, Uhren, Geld, das Letzte, was wir noch besaßen, mussten wir hergeben, um einmal uns junge Frauen loszukaufen und dann die Männer. O - wie naiv, wir glaubten, nun hätten wir Ruhe. Ja, sie fuhren ab und ließen uns auch den restlichen Sonnabend außer Acht. Am Sonntagvormittag um 10.00 Uhr kamen sie aber wieder. Frauen und Kinder draußen mit Handgepäck antreten,

hieß es. Die Männer blieben zum Registrieren erst einmal im Haus. Wir stellten uns also auf und warteten. Dann kam das Kommando, die Männer müssten für einen Tag nach Zorndorf, um dort zu arbeiten. Mein Vater und mein Schwiegervater standen am Fenster. Ich lief - meinen Kinderwagen fest in der Hand haltend - zu ihnen, um ihnen zuzurufen, dass wir zur Försterei „Glückauf“ gehen wollten, sofern man uns frei laufen ließe. Ein Russe stürzte sich mit den Worten auf mich: „Scher dich weg, du Nazischwein, mit deiner Hitlerhure“. Das konnte der Kerl sogar auf deutsch. Dann trieb man uns davon. Wir sahen beim Zurückblicken, wie sie die 38 Männer, so viele waren es gerade, auf den Lastwagen jagten. Dann fuhren sie mit ihnen davon. Es war das Letzte, was wir von unseren Männern bzw. Vätern hörten. Nie wieder haben wir trotz aller Bemühungen über ihr Schicksal etwas erfahren können. Es war der 12. Februar 1945. Wir werden diesen Tag nie vergessen. Für uns begann dann eine Zeit ewigen Umherirrens. Zuerst warteten wir einige Tage vergebens in der Försterei „Glückauf“. Auch dort fanden uns die Russen. Täglich wiederholte sich ihr Kommen mehrmals. Immer waren es wieder andere Horden, die auf uns stießen. Alle waren gleich brutal. Manchmal brachten sie auch Lebensmittel mit. Sollte das vielleicht eine Bezahlung sein? Wir waren von solcher Humanität angewidert und doch mussten wir ihre Gaben nehmen, um nicht zu verhungern. Nur Kinder liebten sie. Ihnen brachten sie alles, was sie erbeuteten. Einmal hielten sie mir vor, ich ließe mein Kind verhungern, ich wäre eine sehr schlechte Mutter. Als ich ihnen dann erklärte, ich hätte keine Milch für mein Kind, riefen sie erfreut, sie kämen gleich wieder und brächten gute Milch für „Malinki“. Bald kamen sie mit einer 20-Liter-Kanne süßer Sahne wieder. Sie sollte der Junge nun gleich trinken. „Russische Kinder können das, warum du nur Wasser dazu“ schüttelten sie verwundert ihre Köpfe. Dann konnte man sogar mal ein wenig lächeln. Hatten diese Bestien doch auch eine gute Seele?

War vielleicht bei ihnen vieles unter Druck geschehen? Ja, wir kannten die Kommissare, die die Russen selbst bewachten und sie immer wieder zu neuen Schreckenstaten aufstachelten. Leider gab es ihrer viel zu viele! Wehe, wenn sie selbst kamen, dann brannte das Haus, in dem wir gerade waren und wir mussten nur um unser Leben rennen. Ja, das Leben im Walde wurde immer schwieriger. Es war Winter und kalt. Bald gab es kein Haus mehr, in das wir flüchten konnten. Wir suchten Zuflucht in Scheunen, Ställen, selbst in aufgeworfenen Erdlöchern, die uns die deutschen Soldaten als letzten Schutz verraten hatten. Das Fläschchen für unseren Jungen wärmten wir über einer Kerze oder die Mütter trugen es am Körper, damit die Nahrung nicht gar zu kalt sein sollte. Ich selbst konnte so etwas selten tun, denn ich musste mich ja ständig vor den Russen verstecken. Längst waren wir von allen Blumbergern und Groß-Caminern versprengt worden, nur Margitta Franke war bei uns geblieben. Eines Abends jedoch sollte ich Bekannte treffen. Die Russen hatten uns abgeholt. Wir lagen gerade bei Calies in der Scheune. In wilder Fahrt fuhren wir zu Feld-Hübners. In dieser Nacht steckten sie alle Gehöfte der Gegend an. Es brannte Buchholz, Calies und noch ein drittes Gehöft. Wild sangen sie ihre Lieder dazu und auch wir sollten mit einstimmen. Wir sangen nicht, wir schrieten wie klagende Tiere in die Nacht hinein und wussten manchmal nicht, waren wir überhaupt noch Menschen mit einem Herz oder bewegten wir uns nur noch wie aufgezoogene Puppen. Endlich waren wir bei Hübners. Hier sollte gefeiert werden. O, wir kannten dieses Feiern mit dem vielen Wodka, russischen Zigaretten und einem schrecklichen Ende. Als wir ins Zimmer kamen, sahen wir uns Deutschen gegenüber. Herr Lehrer Ganz und Frau aus Blumberg waren es. Weinend fielen wir uns in die Arme. Das Menschliche im Russen siegte in dieser Nacht. Ich durfte bei Ganzes bleiben und wir konnten über all das Weh sprechen. Sie erzählten mir dann auch, dass sie die Russen in Blumberg empfangen

hatten, dann aber beide Schulen und Barkuskys Gastwirtschaft angesteckt worden waren, und sie eben auch in die Ausbauten flüchten mussten. Ulla, ihre Tochter, wäre bei den deutschen Soldaten irgendwo im Wald. Später trafen wir sie dann auch mal mit den Soldaten. Durch die Soldaten hatte Ulla guten, wenn auch gefährlichen Schutz. Sie war ja noch ledig und konnte mit ihnen durch die Wälder streifen. Wir aber hatten unsere Kinder. Zu dieser Zeit also war Herr Ganz noch bei seiner Frau. Nur wenige Tage später wurde auch er von den Russen entführt. Man hatte Ganzes aus ihrem Quartier geworfen und sie waren auf der Suche nach einem neuen Obdach. Plötzlich kamen Russen, forderten Herrn Ganz auf, ihnen zu folgen und Frau Ganz musste mit ihrer halb toten alten Schwiegermutter, die sie in einem Handwagen fuhr, weiterziehen. Sie konnte den schweren Handwagen fast nicht durch den Schnee ziehen. Aber auch dafür wussten die Russen Rat. Frau Ganz musste den Handwagen in eine Scheune fahren, sie befand sich gerade in Blumberg-Sand und allein weiterwandern. Als sie um ihre Schwiegermutter klagte, wurde sie nur noch roh zur Seite gestoßen. Die alte Frau hat von ihrem schrecklichen Ende wohl nichts mehr gemerkt, denn sie war schon ohne Bewusstsein. Zur gleichen Zeit ereignete sich noch so ein altes Frauenschicksal auf dem Land. Die alte Frau Müller war mit ihren 80 Jahren von den Russen zu Tode vergewaltigt und gequält worden. Immer mehr grausige Taten häuften sich. So musste ich eines Nachts auch etwas Schreckliches erleben. Wie üblich waren die Russen des Abends gekommen, um uns abzuholen. Es war eine stockdunkle Nacht und wir wanderten im Schneeregen durch den Wald. Wir mochten wohl fast eine Stunde gelaufen sein, das Gefühl für Zeit war uns schon etwas verloren gegangen, plötzlich rief ein Russe „stoi“. Taschenlampen flammten auf. Vor mir lagen zwei deutsche Soldaten mit abgeschnittenen Armen und Beinen, ganz verstümmeltem Gesicht und ausgestochenen Augen. Wie furchtbar dieser Anblick

für mich war, brauche ich wohl nicht zu sagen. Man erklärte mir dann, dass es die beiden Wachhabenden vom Zicherschen Gefangenenlager gewesen wären. Zu dieser Zeit erfolgte auch meine Verschleppung in einen so genannten GPU-Keller. Wir waren wieder in Richtung Teerofen gewandert, um etwaige Spuren von den Männern zu finden. Die Försterei war abgebrannt und nur das alte Lehmhaus von Schenk stand noch. Dort verkrochen wir uns. Es war gegen Abend. Plötzlich kamen wieder Russen. Im gleichen Augenblick brannte auch schon das Haus. Wir mussten nur rennen, um aus den schnell um sich greifenden Flammen herauszukommen. Margitta, noch ein junges Mädchen, das ich leider nicht bei Namen nennen kann und ich wurden gepackt und auf einen Lastwagen geworfen. Fünf deutsche Männer befanden sich schon auf dem Wagen, dazu etwa 30 bis an die Zähne bewaffnete Russen. Sie fuhren mit uns nach Kerstenbrügge. Kanonengedonner begleitete uns. Der Himmel war rot von all dem Feuer. Die Front muss in diesen Tagen sehr nahe gewesen sein. Wir meinten, an den Russen auch eine gewisse Unruhe zu verspüren. Vor einem Bauernhof hielt der Wagen. Es war unterdessen dunkel geworden und wir konnten uns nur schlecht orientieren. Uns Frauen sperrte man in einen Keller. Die Fenster hatte man vermauert und Wasser in den Keller gelassen. Wir tapsten dort im Nassen und Dunkeln umher nach einem Fleckchen Trockenem suchend. Die Treppe hatte man hochgezogen. Ein Stück Bohle bot uns dann auch ein wenig Halt. Voller Angst standen wir Drei und warteten. Was sollte aus uns werden? Bald hörten wir Lärm auf dem Hof, dann fielen Schüsse. War das das Ende der Männer? Wir haben es nie erfahren. Es mochten vielleicht zwei Stunden vergangen sein, da begannen die Verhöre. Einzeln fischte man uns aus dem Keller. Wir kamen in ein Büro, wo etliche russische Offiziere saßen und eine Dolmetscherin. Was wollte man von uns alles wissen? Wir sollten quasi unser ganzes Dorf verraten. Immer und immer wieder holte

man uns herauf und wir schwiegen. Als man dann zum Schluss die Liste sämtlicher politischer Leiter aus Blumberg vorlas, fragte ich nur, wozu das ganze Theater, wenn sie schon alles wissen. Eine Nacht und ein Tag war damit vergangen. Wir hatten noch nichts zu essen bekommen. Nur unser Quartier durften wir wechseln. Wir lagen in einem kleinen Schuppen und ich fand mich neben einem Schweinekopf wieder. Beim letzten Verhör hatten die Russen endlich erfasst, dass ich bereits verheiratet war, ein schwerkrankes Kind im Walde hatte und wie ich behauptete, das Kind auch noch selbst stillte. Das war allerdings kaum bei einer Frau noch der Fall. Die Strapazen waren viel zu groß. Darauf beschloss man, mich nach einer feuchtfrohlichen Nacht am nächsten Tage laufen zu lassen. Ich bat, Margitta doch auch freizulassen. Ich hatte sie als meine Schwester ausgegeben. Zum Schluss konnte ich auch noch das fremde Mädchel loseisen. Zuvor feierten wir. Margitta und ich mit zwei russischen Offizieren. Wir mussten auch russisch tanzen. Das andere Mädchel war in dieser Nacht Freiwild für die 30 russischen Soldaten. Am nächsten Morgen fuhr man uns dann sogar nach Teerofen zurück. Unsere Familie hatte sich in der Zwischenzeit in einem Erdloch versteckt, was wir jedoch kannten. Als wir dort ankamen, war es leer. Wir eilten nun in Richtung „Großer See“. Eine gütige Fügung ließ uns unsere Angehörigen nach kurzer Zeit in einer Waldung tatsächlich noch einmal wiederfinden. Wir waren unsagbar dankbar und glücklich! Wie viele Familien waren doch schon auseinander gerissen und wie viele junge Frauen nach Landsberg und dann weiter nach Russland transportiert worden. Hurtig schritten wir jetzt aus, um zum „Großen See“ zu gelangen und bei Weises Unterkunft zu suchen. Gerade als wir von der Lehmstraße abbiegen wollten, kamen Hilde und Annemarie Weise mit ihren Kindern angelaufen. „Kommt nur nicht zu uns, lasst uns weiter zur Udo-Waldmühle gehen“, riefen sie uns zu, „bei uns ist die Hölle los“! Bald brannte dann auch Weises Gehöft. Herr und Frau Wei-

se hatten sich mit den kleinen Kindern im Wald einen Bunker gebaut und hausten dort tatsächlich die drei Monate, ohne von den Russen entdeckt worden zu sein. Annemarie und Hilde waren mit Frau Hörning, Annemaries Schwiegermutter, im Hause geblieben. Frau Hörning hatte in der größten Angst durch Gift ihrem Leben ein Ende gemacht. So fanden sie die Russen. Ihr Zorn darüber war unsagbar. In der Udo-Waldmühle konnten wir uns einige Tage aufhalten. Zwar kamen auch die Russen, doch man vertrieb uns nicht und man steckte uns nicht das Haus an. Dort überraschte uns eines Abends ein deutscher Soldat. Er berichtete uns, dass etwa eine halbe Kompanie Soldaten noch in unserem Wald umherstreifte, zum größten Teil Waffen-SS. Sie wollten versuchen, sich des Nachts über die Oder abzusetzen. Eines Tages brannte aber auch die Udo-Waldmühle und wir mussten in Richtung Vietzer Schmelze weiter wandern. In Vietz blieben wir in der Strunkstraße in einem kleinen Hause eine Nacht. Von Vietz habe ich nur wenig in Erinnerung. Ich weiß nur, dass ich diese eine Nacht hinter einem Schrank platt an der Wand stand und so von den Russen nicht bemerkt wurde. Weises hatten wir dort wieder verloren. Am nächsten Morgen pilgerten wir nach Balz. Dort wechselten wir zweimal das Quartier, konnten aber fast eine Woche bleiben. In Balz hatten wir noch ein Erlebnis, das für mich gut ausging, jedoch für viele Frauen traurige Folgen hatte. Davon will ich jetzt berichten. Auf einem Bauernhof lag eine russische Viehherde. Meine Schwiegermutter hatte sich freiwillig zum Melken gemeldet. Nun bekamen wir täglich etwas Milch für unseren Jungen, denn oft hatte er jetzt schon Wasser und Mehl oder aus selbstgemahlenen Weizen- und Roggenkörnern sein Fläschchen erhalten. Eines Tages kam sie eilig gelaufen und holte uns zur Untersuchung. Ein deutscher Arzt hatte sich gefunden, der uns alle auf Geschlechtskrankheit untersuchen wollte. Das wollten wir ja unter keinen Umständen versäumen. Die Gefahr, in der wir uns befanden, war noch groß. Viele

Frauen kamen und ließen sich untersuchen und all wir jungen Frauen waren krank. Welch eigenartiger Zufall! Sonderbar, ich fühlte mich eigentlich recht wohl, wir waren zwar alle sehr schlank geworden, sonst aber konnte ich nichts verspüren. Geschlechtskrankheiten waren mir bis zu diesem Augenblick auch völlig fremd gewesen. Wieder einmal hieß es antreten. Wir Kranken kamen nach Vietz in das Haus von Dr. Landau in Quarantäne. Dort lagen wir nun auf dem Fußboden und erhofften eine baldige Behandlung. Am Abend wurde uns eine dünne Wassersuppe gereicht und trockenes Brot für den nächsten Tag. Eine Behandlung sollte am nächsten Tag erfolgen. Doch nichts von all dem geschah. Ich erkundigte mich beim Arzt. Zur Antwort raspelte er Süßholz. Das empfand ich irgendwie abstoßend und wollte versuchen, auf irgendeine Art zu entfliehen. Am Nachmittag mussten wir unter Bewachung zurück nach Balz, um Geld und etwas Unterwäsche, sofern noch vorhanden, zu holen. Ich traf meine beiden Mütter nicht an. Das beunruhigte mich sehr. Als wir jedoch nach Vietz zurückkehrten, kam mir meine Mutter kurz vor dem so genannten Krankenhaus entgegen. Ich berichtete ihr kurz von dem Erlebten und sie teilte meine Ansicht, sobald wie möglich zu fliehen. Gerade in diesem Augenblick kam ein Trupp Menschen mit Handwagen vorbei. Schnell sprang ich zu einem alten Mann, der allein einen Handwagen zog. Er hatte es wohl sogleich erfasst, dass etwas Besonderes los war und ließ mich mit ziehen. Keiner der Wachhabenden hatte meine Flucht bemerkt und bald konnte ich mit meiner Mutter in Richtung Döllensradung laufen, wo meine Schwiegermutter mit meinem Jungen und Fräulein Schattling uns erwarteten. Nun war ich wieder frei. Oft bin ich wieder danach untersucht worden und nie bin ich geschlechtskrank gewesen. Die übrigen Frauen kehrten ins Krankenhaus zurück. Das Geld wurde ihnen abgenommen. Später mussten sie in Vietz arbeiten. Tabletten hat man ihnen verabfolgt, das war die ganze Behandlung. Leider starben auch einige Frauen unter der Betreuung

des Arztes. Aus unserem Dorfe wurde Hildegard Kube ein Opfer. Einige Monate später, als wir schon von den Polen ausgewiesen waren und bei meinen Verwandten in Berlin lebten, las ich in der Zeitung, dass dieser deutsche Arzt, der in den letzten Kampfwochen in Vietz eine Frauenklinik leitete und von den Russen unterstützt worden war, später für kurze Zeit in Berlin an einem Krankenhaus als Chefarzt tätig gewesen war. Dann endlich hatte man ihn als Friseur und Sanitätsunteroffizier entlarvt. Ein Hauptmann von Köpenick also. Leider hat er jedoch viel Sorgen und Kummer verursacht.

Doch noch erfuhren wir von alledem nichts. Es war ja erst Anfang März, der Kampf tobte immer noch um Küstrin und wir waren auf dem Weg nach Friedrichsberg. In westlicher Richtung ließ man uns nicht mehr ziehen. Die Front war gar zu nahe. In Friedrichsberg machten wir an der Kirche halt, um einmal zu rasten und evtl. ein leeres Haus zu suchen. Zerstört war nur wenig. Also hatten wir Aussicht auf Unterkunft. Zuvor gingen wir in die offene Kirche. Ein trauriges Bild bot sich uns dort. Die Kirche selbst befand sich in einem bösen Zustand. Alles war durcheinander geworfen und zum Teil zerstört. Vorn auf einer der ersten Bänke saßen jedoch drei alte Leute. Sie saßen ganz still und in sich gesunken und nahmen von unserem Kommen und Gehen keine Notiz. Wie lange sie da schon saßen, weiß ich nicht. Als wir jedoch nach vier Tagen wieder hinkamen, waren sie tot. Sie konnten all dieses Elend wohl nicht mehr ertragen. Nun wollten sie in der Nähe ihres Herrgottes sterben. In Friedrichsberg hatten wir ein kleines Haus nahe der Bahnlinie gefunden. Wir teilten es uns mit der Familie Ridderbusch aus Kerstenbrügge. Herr Ridderbusch hatte dort eine Ziegelei besessen. Er selbst war aber auch nicht mehr bei seiner Familie. Nur Frau Ridderbusch, Tille mit ihrem sieben Wochen alten Kind und Karl-Heinz lebten noch zusammen. Mit ihnen verbrachten wir die nächsten sieben Wochen bis zur Kapitulation in Friedrichsberg. Es war für uns die leichteste Zeit

gewesen. Die Russenüberfälle wurden weniger. Die Truppen schoben sich bald mehr nach Berlin zu. Auch waren die Gewaltakte etwas untersagt worden. Dazu kam, dass ganz in unserer Nähe ein russisches Offiziersheim lag. Dort mussten wir arbeiten, genossen dafür aber ihren Schutz. Nicht immer ging es glatt, doch gab es schon viele Nächte, in denen wir wirklich mal schlafen konnten. In Friedrichsberg stießen wir auch wieder auf Frau Ganz, die dort mit Herrn und Frau Pastor Sylvester zusammenlebte. Frau Ganz erzählte uns, dass auch Herr Wilhelm Kottke aus Blumberg, wie auch Herr Bummert aus Groß-Cammin in Balz oder dort in der Nähe erschossen worden wären. Herrn Wilhelm Kottke hatte man mit unserem Polizisten, Herrn Zubke aus Stolberg, verwechselt. Alle Beteuerung, das wäre ein Irrtum, half nichts. Er musste sterben. Herr Pastor hielt nun des öfteren in seiner kleinen Stube eine Andacht. Gern sahen es die Russen nicht und oft verboten sie es auch ganz. Nach vier Wochen zog das russische Offiziersheim weiter nach Berlin. Der Kampf um Küstrin war am 1. April beendet. Voller Freude teilten uns die Russen das mit. Nun wäre der Krieg bald beendet, denn Berlin würde schnell fallen und am 3. Mai würde der große Einmarsch der Truppen in Berlin stattfinden. Ganz hatten sie mit ihren Voraussagen nicht recht, die Kapitulation verschob sich ja auf den 8. Mai. Auch wir erfuhren von diesem freudigen Ereignis, mussten wir doch Girlanden für den Siegeszug binden. Fast zwei Wochen zuvor lag auch schon eine Elitetruppe bei uns, bereit zum Einmarsch nach Berlin. Die müden Kampftruppen sollten ja nicht vor aller Welt zur Parade antreten. Welch ein Gegensatz war es, einmal den nach Berlin gerichteten Zug mit gesunden, kräftigen Menschen zu beobachten und dann andererseits die endlosen Züge gefangener deutscher Soldaten, verwundeter Deutscher und Russen nach dem Osten fahren zu sehen. Es war ein Bild des Entsetzens und wir weinten oft bitterlich. Helfen konnten wir jedoch auch nicht. Der Abzug der Russen war für

uns recht bedauerlich, erfuhren wir durch sie doch ab und an mal, wie die Lage der Front war. Auch hatten wir nun keine Milch mehr für unsere Kinder. Durch Zufall erfuhren wir eines Tages, dass in Fichtwerder auf einer Weide fünf Ziegen umherlaufen sollten. Wir, Tille und ich, machten uns am nächsten Morgen sogleich auf den Weg, um für uns je eine Ziege zu greifen. Es gelang uns tatsächlich mit Hilfe der dort schon sitzenden russischen Kommandantur, die Tiere mit ihrer Erlaubnis mitzunehmen. Fichtwerder war so gut wie nicht zerstört. Auch durch Pyrehne kamen wir auf unserem Marsch. Pyrehne lag gespickt voller Russen. Wir hatten unheimliche Angst durch das Dorf zu gehen. Die Russen bewunderten aber wohl selbst unseren Mut und keiner tat uns etwas zuleide. Im Gegenteil, man gab uns noch Brot und Zucker für unsere Kinder. Bei dieser Gelegenheit lernten wir auch die ersten Flintenweiber kennen. Eine ganze Kompanie russischer Mädchen lag gleichfalls in Pyrehne. Argwöhnisch betrachteten sie uns. Doch wir kamen unbehelligt zu unseren Angehörigen zurück. Unsere Ziegen banden wir von nun an bei jedem Weitermarsch an den Kinderwagen und behielten sie tatsächlich bis zur Ausweisung durch die Polen. Welch ein Segen für unsere Kinder. Ich glaube, die Ziegenmilch hat unserem Jungen auch mit das Leben gerettet. Wie viele Kinder starben doch in diesen Monaten. Im Februar erfroren auch viele. Auch unser Junge war ein paar Mal so blau und aufgedunsen, dass wir befürchteten, ihn hergeben zu müssen. Aber immer wieder war es meine Schwiegermutter, die mit ihrer eisernen Energie Rat wusste und ihm so sein kleines Leben rettete. Am 5. Mai war es dann endlich so weit, dass wir in unsere Dörfer zurück durften. Es war ja nun Waffenruhe. Karl-Heinz Ridderbusch hatte irgendwo her noch einen alten kleinen Wagen und ein lahmes blindes Pferd besorgt. Darauf packten wir unsere wenige Habe und mich, denn ich war inzwischen so schwach geworden, dass ich nicht mehr laufen konnte. Auch unter den Polen mussten sie

mich in der ersten Zeit noch in einer Schubkarre schieben. Durch die rührende Hilfe aller Blumberger, besonders der Familie Hübner kam ich dann aber bald wieder zu Kräften. Doch noch saß ich auf meinem Wagen und fuhr in Richtung Blumberg. Unterwegs trafen wir einen endlos langen und traurigen Zug deutscher Soldaten, die nach Russland geführt wurden. Die Männer waren damals schon zum Teil in Lumpen gehüllt. Viele trugen kein Schuhwerk mehr. Auch Leichtverwundete waren unter ihnen. Als wir durch Vietz kamen, trafen wir bereits mehrere Deutsche. Auch Russen gab es dort genug. Vor der Sparkasse lag das Geld nur so verstreut. Keiner hob es auf. Wir brauchten ja kein Geld mehr. Wir lebten von dem, was wir fanden. Die Russen hatten bereits schon verlauten lassen, dass unser Gebiet polnisch werden würde und wir somit die polnische Währung bekämen. Endlich waren wir in Blumberg! Es waren schon einige Blumberger zurück, unter anderem auch unsere Marie Gensch, die wir ja verloren hatten. Nun zogen wir erstmal mit zu Lißners, denn unser Haus bot noch einen bösen Anblick. Meine Schwiegermutter war nach Groß-Cammin zurückgekehrt. Einige Tage später, nachdem Mutti und Marie bei uns sauber gemacht hatten, konnten wir auch wieder auf unseren Hof zurück. Immer mehr Blumberger kehrten zurück. Schon konnten wir die ersten Lücken feststellen. Herr Klebe und Wienecke waren gleichfalls verschleppt worden. Herr Tilche vom Sand gestorben. Wir, die wir im Osten geblieben waren, waren nun wohl fast vollzählig. Es begann schon wieder ein dörfliches Leben. Wir hatten eine russische Kommandantur. Außerdem stellten sich nach einigen Tagen Polen ein, die aus Deutschland kamen und in die polnischen Gebiete, zu denen wir jetzt anscheinend gehörten, zurückverwiesen wurden. So hatten wir bald einen polnischen Bürgermeister und eine polnische Polizei. Sie sorgten für die so genannte Ordnung. Abends nach 21.00 Uhr durften wir die Häuser nicht mehr verlassen, sonst schoss es. Wir

wurden auch alle registriert. Für unser leibliches Wohl wollte man gleichfalls sorgen. Wir bekamen pro Woche und pro Person ein Brot. Mehr hatten die Polen ja selbst nicht und wir suchten weiter nach Kartoffeln, Steckrüben und Korn. Salz fehlte ganz. Doch Wieneckes fanden bald Viehsalz und wir später in einer alten Truhe richtiges Salz, noch aus den Zeiten meiner Großmutter. Welch eine Freude für uns alle. Aber eine noch viel größere Überraschung sollten wir erleben. Die Blumberger, die nach dem Westen geflüchtet waren, kehrten wieder zurück. Es war Sonntag, ich glaube, der 14. oder 15. Mai. Plötzlich hieß es, die letzten Blumberger sind mit ihren Gespannen wieder zurück. In der Tat kamen die Wagen vom Groß-Camminer Ende wieder hereingefahren. Aus der entgegengesetzten Richtung fuhren polnische Bauern mit ihren Ochsen- gespannen als Neusiedler ins Dorf. Doch das war uns im Augenblick nicht wichtig. Die Hauptsache war, wir Blumberger waren wieder alle vereint. Freudentränen gab es auf beiden Seiten. Da der polnische Bürgermeister das Haus von Emil Hübner belegt hatte, wurde uns die Familie Hübner zugewiesen. Durch diesen glücklichen Zufall bekamen wir nur eine polnische Frau mit zwei Kindern ins Haus. Sonst war es jetzt im Dorf so, dass die Polen die Herren und die Deutschen die Knechte waren. Nicht leicht hatten es unsere Deutschen. Sie mussten tüchtig arbeiten und bekamen ebenso viel Schläge. In Blumberg ging es trotz allem recht gut. Wir Deutschen waren ja in der Überzahl. Auch hatten wir etwa 12 bis 15 Pferde, die einen Teil der Feldarbeit leisten konnten. Die übrigen Pferde hatte man den Bauern bei der Heimkehr in Groß-Cammin auf dem Hofe meiner Schwiegereltern ausgespannt. Dort lag die Hauptkommandantur. Alle Heimkehrer wurden dort kontrolliert und dabei tüchtig ausgeplündert. Mit dem Essen wurde es jetzt auch ein wenig besser. Jede Woche wurde ein Pferd geschlachtet. Dadurch hatten wir Fleisch. Mit der Zugkraft wurde es natürlich geringer. Die Pferde wurden aber auch immer

schwächer, denn sie bekamen zu wenig zu fressen. So verging eine Woche. Dann war es Pfingsten und der Pastor hatte für diesen Sonntag Gottesdienst in der Kirche angesetzt. Gleichzeitig sollten die Jungen und Mädels nachkonfirmiert werden und das Abendmahl gereicht werden. Brot und Kirschsafft wurde beim Abendmahl gereicht. Nie wieder werden wir einen so ergreifenden Gottesdienst erleben. Da traten die Mädels zum Altar, die durch die Russen ja gar keine Kinder mehr waren. An den Türen hatten die Polen Posten bezogen. Mit aufgepflanzten Bajonetten und einer Zigarette im Mund hielten sie Wache. Voller Nichtachtung nahmen sie an unserem Gottesdienst teil. Noch so eine traurige Amtshandlung hatte Herr Pastor Sylvester zu dieser Zeit in Blumberg abzuhalten. Gretchen Libner hatte ihr erstes Kind geboren und war im Wochenbett von den Russen bis zum Tode vergewaltigt worden. In tiefer Trauer nahmen wir alle Anteil an ihrer Beerdigung. Und wieder waren es die Polen, die durch ihr rücksichtsloses Benehmen die Weihe störten. Die nächste Aufregung galt uns dann selbst. Eines Nachts klopfte es heftig an unserer Tür und im gleichen Augenblick stürmten etwa 10 Polen mit Maschinengewehren in unser Haus. Sie holten uns aus den Betten und forderten von uns, wir sollten das Versteck meines Vaters, Erich Cordes, preisgeben. Wir wussten doch selbst nicht, wo sich mein Vater befand. Wie quälten sie uns und immer wieder bedrohten sie uns. Endlich zogen sie ab. Doch schon am nächsten Morgen waren sie wieder da. Sie durchsuchten das ganze Haus und wieder und immer wieder verhörten sie uns. Stets die Maschinenpistolen auf uns gerichtet. Zum Schluss mussten wir niederknien und bei der Heiligen Mutter Maria schwören, dass wir nichts vom Verbleib meines Vaters wüssten. Am Nachmittag kamen sie dann noch ein drittes Mal. Sie behaupteten, meinen Vater gefunden zu haben. Mein Vater wolle nun meine Mutter sprechen. Ich war noch krank und lag zu Bett. Dies sollte für uns ein Segen sein. Sie

redeten heftig auf meine Mutter ein und beinahe wäre sie auch bereit gewesen, mit ihnen zu gehen. Ich aber konnte ihren Worten nicht glauben. Plötzlich kam mir ein Gedanke. Ich lief zum Schrank und entnahm ihm die Fotografie eines Onkels, der mit meinem Vater gar keine Ähnlichkeit hatte. Einen Teil unserer Bilder und Bücher hatte ich auf dem „Misthaufen“ wieder gefunden. Ich wies ihnen das Bild und fragte sie, ob es mit meinem Vater identisch wäre. Das beteuerten sie eifrig. Nun wusste ich genau, dass sie meinen Vater nicht gefunden hatten und dass alles nur Bluff war. Wir baten und flehten nun so lange, Mutti bei mir zu lassen, da ich doch krank wäre und auch mein Junge der Pflege bedürfe. Endlich ließen sie von ihrem Vorhaben ab. Scheinbar wollten aber auch sie ihre Gefängnisse füllen. Eines Tages kamen sie von Vietz mit einem Wagen, um Paul Kienitz, Karl Kienitz und Emil Hübner abzuholen. Wir bangten alle um die drei Männer. Welch schrecklichem Schicksal würden sie entgegengehen? Am nächsten Tage kam Emil Hübner und Karl Kienitz wieder. Man hatte sie ins Gefängnis geworfen, verhört und geprügelt, dann aber wieder auf freien Fuß gesetzt. Von Paul Kienitz hörten wir nie wieder etwas. Er war der Russengefahr entflohen, dann heimgekehrt und jetzt von den Polen abgeführt worden. Keinem Menschen hatte er je etwas getan. Nur Amtsvorsteher war er gewesen, das war anscheinend seine Schuld. Doch das Leben ging weiter. Wir waren nun polnische Bürger geworden. Man hatte uns als Ausweis so einen polnischen Wisch ausgehändigt. Ihn musste ich auch vorzeigen, wenn ich einmal von Blumberg nach Groß-Cammin ging, um meine Schwiegermutter zu besuchen. Dort herrschten die Polen viel arger als bei uns. Die nach dem Westen geflohenen Groß-Camminer waren nicht zurückgekehrt und so waren die Deutschen bei weitem in der Minderheit. In Groß-Cammin sah es ähnlich wie in Blumberg aus. Im Großen und Ganzen war das Dorf unzerstört geblieben. Auf dem Blumberger Ende war Caliebes und Fischers Haus abgebrannt. Auch

die Gastwirtschaft Borchert fehlte. Ganz bin ich durch Groß-Cammin nicht gekommen, denn man ließ mich ja immer nur bis zu meiner Schwiegermutter gehen. Dort war es unheimlich auf dem Hof. Überall standen Posten. Man spürte es förmlich, hier war die Hochburg der Russen. In Blumberg gab es während der Polenzeit noch einen Brand. Ein wachhabender Pole hatte spielenderweise in einen Heuhaufen geschossen. Er brannte sogleich lichterloh. Der Wind stand günstig und die Flammen schlugen sogleich auf Ewalds und Daniel Hinzes Scheune über. Hinzes Scheune brannte ganz ab und Ewalds zum Teil. Dann flogen die Funken über den Schmiedepfuhl und bald stand auch Trampes Scheune völlig in Flammen. Karl-Friedrichs und unsere Scheune konnten rechtzeitig vor dem Funkenflug abgedeckt werden. Es war für uns alle eine harte Arbeit, Herr der Flammen zu werden. Ein Löschgerät gab es nicht mehr. Wir bildeten den ganzen Tag bis in den späten Abend hinein Ketten und gossen laufend Eimer mit Wasser in die Flammen. Bei diesem Einsatz beteiligten sich alle, Polen wie Deutsche. Bei all diesem Tun und Treiben war es unterdessen der 22. Juni geworden. Wilfried feierte seinen ersten Geburtstag. Wir hatten Gerste gefunden, konnten also Kaffee kochen. Auch Mehl hatten wir selbst gemahlen und aus Futterrüben Sirup gekocht. So gab es zum „Kaffee“ eine Art Pfefferkuchen. Viele Blumberger waren gekommen, um mit uns diesen ersten Geburtstag zu erleben. Wie dankbar waren wir, dass unser Junge noch lebte. Er konnte jetzt gerade sitzen und freute sich über all die Blumen und winzigen Kleinigkeiten, die ein jeder noch gefunden hatte und ihm brachte. Meine Schwiegermutter war aus Groß-Cammin gekommen und erzählte ganz eigenartige Dinge. Sie hatte gehört, man hätte heute früh die Stoiberger und Tamseler aus ihren Häusern ins Bruch getrieben. Was hatte das zu bedeuten? Wollte man die Häuser ausplündern? Und den Deutschen das letzte Wenige noch nehmen? Dafür aber brauchten die

Menschen doch nicht aus den Häusern getrieben zu werden. Oder wollte man sie nun etwa doch noch nach Russland jagen? Würde uns ein ähnliches Schicksal erwarten? Wir waren noch am Diskutieren, als plötzlich die Glocken Alarm läuteten. Alle eilten schnellstens zum Dorfplatz. Was würde nun kommen? Hatte für uns jetzt die Stunde geschlagen? Nein, nur blinder Alarm war es gewesen. Eine Übung für Notfälle. Der nächste Tag sollte uns jedoch etwas anderes lehren. Es war Vormittag, Sonnabend, der 23. Juni. Plötzlich läuteten wieder die Glocken. Zur gleichen Zeit waren alle Häuser von polnischen Soldaten besetzt. Wir hatten ihr Kommen zuvor überhaupt nicht bemerkt. Alle Deutschen haben sich sofort auf dem Dorfplatz zu sammeln. Ein Bündel Sachen darf mitgenommen werden, so hieß es. Die Ziege nahm man mir sogleich ab. Den Kinderwagen durfte ich aber mitnehmen, denn Wilfried konnte ja noch nicht laufen. Es war uns aber verboten, Handwagen und Betten mitzunehmen. Wurde ein Bett bei der Kontrolle entdeckt, schlitzte man es sofort auf. Die Federn flogen im Wirbel durch das Dorf. Innerhalb einer halben Stunde mussten wir alle versammelt sein, 40 Pfund Handgepäck und 500 Reichsmark durfte jeder bei sich haben. Eine stundenlange Kontrolle begann. Endlich war auch der letzte Deutsche am Kontrolltisch vorbeigezogen. Das Kommando erscholl, zu zweien oder zu dreien antreten. Dann setzte sich der Zug langsam in Richtung Vietz in Bewegung. Jeder trug sein Bündel unter dem Arm. Wir hatten es auf den Kinderwagen geschnallt. Es ging sich so ein wenig leichter. Ein Pferdegespann wurde für die alten Leute des Dorfes zur Verfügung gestellt. Das war erstaunlich und in keinem anderen Dorf sonst üblich. In Groß-Cammin durften sie dagegen wieder einen Handwagen mitnehmen. Wo sollte nun aber unser Zug hingehen? Man trieb uns nach Vietz in Richtung Osten. Ging es nun doch nach Russland? Niemand durfte sich bei dem Marsch umsehen. Dann gab es Schläge oder es wurde geschossen. Später wurden

die Wachhabenden etwas gleichgültiger. Wir gingen bis zum Blumberger Bruch, dann bogen wir nach Stolberg ab. Wir waren alle froh. Nun ging es doch in Richtung Westen. Ein paar freundliche polnische Soldaten verrieten uns dann bald, dass wir nach Deutschland ausgetrieben werden sollten. Das Weh, unser Blumberg wieder verlassen zu müssen, ließ nach. Bald würden wir wieder unter Deutschen sein. Vielleicht sogar unsere Verwandten wieder finden. Kurz vor Küstrin bei Nitzschkes Mühle lagerten wir zur Nacht. Es war eine schöne warme Sommernacht und wir waren zufrieden, im Freien übernachten zu dürfen und nicht im beengten Raum liegen zu müssen. Das war nun unsere letzte Nacht in der Heimat! Am nächsten Tag wanderten wir durch Küstrin. Herr Pastor Sylvester hatte gehört, dass am Bahnhof Handwagen stünden. Er eilte voraus, um sich einen zu holen. Nie kehrte er von diesem Gang zurück. Vielleicht hatten auch ihn die Russen ergriffen. Küstrin bot einen schrecklichen Anblick. Die Neustadt war völlig zerstört, auch in der Altstadt sah es trostlos aus. In der Neustadt an der Normaluhr hieß es plötzlich „Halt“. Es wurde nach einer Hebamme gesucht. Frau Eble aus Blumberg,

die früher Schwester gewesen war, bot sofort ihre Hilfe an. Eine junge Vietzer Frau sollte ihr Kind gebären. Man erlaubte, dass sie auf den Blumberger Wagen gebettet wurde. Nur 10 Minuten ließ man ihnen Zeit, dann ging der Marsch weiter. Starb einer aus der Kolonne, so durfte er nur in den Straßengraben gelegt werden. Es gab keinen Aufschub. Gegen Mittag hatten wir die provisorisch errichteten Oderbrücken passiert. Noch einmal mussten wir uns einer Kontrolle unterziehen. Dann hieß es: „Nun lauft ins Protektorat Deutschland“. Jetzt waren wir frei. Unser aller Ziel war erst einmal Berlin. Wir lebten von dem, was wir in den Gärten fanden und schliefen meistens unter freiem Himmel. Im Oderbruch war sehr viel zerstört und wir begegneten wenig Deutschen. Am 5. Tag waren wir in Alt-Landsberg. Dort war man über unser Kommen überrascht. Wir meldeten uns bei der Kommandantur. Auch dort war man über das Treiben der Polen reichlich erstaunt. Bald aber kamen mehr Ausgewiesene und somit begann der zweite große Treck vom Osten. Wir Blumberger lösten uns in Alt-Landsberg auf und jeder suchte nun seine Verwandten in und um Berlin. Auch unser Ziel war Berlin. Als wir mit unserem Kinderwagen über den

Alexanderplatz schoben, bot sich uns ein ganz neues Bild. Stalin in Übergröße hatte man dort aufgestellt. Auch seine Genossen grüßten in großen Bildern und Plakaten von vielen Häusern herab. Dazwischen wehten blutrote Fahnen. Kleine Parkanlagen hatte man um die Standbilder geschaffen. Tannen waren aus den Wäldern geholt worden und dort aufgestellt. Die Wege waren mit rotem Kies und kleinen weißen Steinen bestreut. Und immer wieder wehten rote Fahnen, wohin man auch blickte. Russische Panzer und Kolonnen sah man allenthalben. War das nun das neue Deutschland, in das man uns heimgeschickt hatte? Würde es überhaupt noch einmal ein friedliches Deutschland geben? So fragten wir damals, als wir noch nichts von einer Spaltung Deutschlands wussten. Stellen wir heute nach vierzehn Jahren nicht noch immer die gleiche Frage? Wann werden wir wieder ein vereintes Vaterland haben, das wir aus freudigem Herzen unser Deutschland nennen dürfen!

Margarete Brühe geb. Cordes
Kronprinzenkoog-Süd
über Marne/Holstein,
früher Blumberg, Kreis Landsberg/
Warthe

Kernein ist mein Heimatort.

Dorthin wurde mein Vater 1924 versetzt und war dort als Lehrer und Kantor bis zu seiner Einberufung tätig. Nach meinem Staatsexamen 1941 arbeitete ich zwei Jahre an der Frauenklinik in Wiesbaden. Nach 18 Monaten Urlaubssperre bekam mein Mann endlich Urlaub, so dass wir 1942 heiraten konnten. Wir waren seit 1936 gemeinsam durchs Studium gegangen, er war inzwischen seit Beginn des Ostkrieges als Truppenarzt tätig, hat viel Schweres an der Front erlebt und verlor bei einem Tieffliegerangriff auf seinen Hauptverbandsplatz im Oktober 44 sein Leben. Unsere Tochter war 8 Monate alt, wurde von meiner Mutter rührend versorgt, so dass ich wieder arbeiten konnte. Nach harten Kämpfen mit der Landsberger Ärzte-

organisation, die mich nach Reppen verpflichten wollte, bekam ich zum 1. Februar 45 eine Assistentenstelle am Landsberger Krankenhaus, das im Januar 45 nach Greifswald evakuiert wurde. Ich packte meinen Kinderwagen und Koffer, hatte bereits die Fahrkarte nach G. in der Hand, doch die verantwortlichen Parteigenossen ließen nicht zu, dass ich den Ort verlasse, da sich angeblich schon 4 Ärzte in Landsberg das Leben genommen hätten. Dieses Verbot war mir zunächst eine ungerechte Härte, war aber retrospektiv gesehen mir mit meiner Familie (Mutter, Schwester und Tochter) zum Segen. Am 30. Januar war der Russe bei uns. Ich war auf dem Wege zu Pudewells auf der Chaussee gen Dechsel. Frau P. hatte eine Lungenentzündung. Aus der

Entfernung erkannte ich Uniformen auf der Pferdekutsche. Ich lief ins Haus und mit Herrn P. ans Kellerfenster. Ja, es waren Russen. Frau P. ging es Gott sei Dank gut, ich lief im Dauerlauf nach Hause und fand eine friedliche Russengruppe um unseren Wohnzimmertisch sitzen, die mit einem Glas Wein zufrieden war. Mutter fragte unsere polnische Hilfe mehrmals: „Marie, was haben sie gesagt?“ Doch die zuckte nur mit den Schultern. Dann erschien ein fließend deutsch sprechender jüdischer Kommissar und sagte: „Heute hier, morgen (31.1.) Berlin, Sowjetdeutschland, in 5 Jahren Sowjeturopa, in 10 Jahren Sowjetwelt.“ Nach einigen Tagen mussten wir das Schulhaus für eine Kommandantur räumen. Wir wurden im Pfarrhaus aufgenommen, zumal

Hanna Wandam, die in Berlin lebte, mich bat, mich um ihre Eltern zu kümmern. Zwei Söhne von Pfarrer Wandams waren schon gefallen, der dritte in russischer Gefangenschaft.

Nun begann eine schwere Zeit für unsere deutsche Bevölkerung. Am 6. Februar wurden wir auf einem Hof in Seidlitz zusammengetrieben, um angeblich einen Flugplatz in Lorenzdorf zu bauen. Die Ohnmacht einer lieben Kerneinerin, der Tage vorher der Tod ihres Mannes gemeldet wurde, machte die Russen auf mich aufmerksam. Ich wurde in ein Zimmer des Hauses gesperrt und als ich ihre Frage, ob ich Sulfonamid-Tabletten hätte, bejahen konnte, behielten sie mich als Geisel und meine Schwester musste die Tabletten heranzuholen. Ich hatte mir diese für eine eventuelle Lungenentzündung meines Kindes besorgt, und die Russen hofften, ihre Geschlechtskrankheit damit ausheilen zu können.

Nun begann meine ärztliche Tätigkeit in der Katastrophenzeit. Das Amtszimmer von Herrn Pfarrer wurde mein Sprechzimmer. Sogar einen gynäkologischen Untersuchungsstuhl baute ich aus einem Tisch und zwei Stühlen zusammen. Es kamen fast täglich Kontrollen. Am Hause hing eine Rotkreuzfahne. Die Russen waren von den weißen Laken und meinem Dokument aus Danzig, zufällig mit großem Siegel in einer Messingdose versehen, beeindruckt. Nur das weiße Marmorkreuz auf dem Schreibtisch wurde beanstandet, doch es blieb stehen, und niemand wagte, härter vorzugehen. Natürlich fehlten uns Medikamente. Ich war glücklich, die vielen geschlechtskranken Frauen wenigstens aus den Arbeitskommandos herauszuholen zu können. Sie konnten ruhen und bekamen abgekochte Milch zur Verbesserung ihrer Abwehrlage gespritzt, dazu noch andere physikalische Heilmethoden. Das Pfarrhaus reichte räumlich nicht mehr aus, so nutzten wir auch das benachbarte Hegemeisterhaus. Frau Pfarrer, meine Mutter und einige Hilfen sorgten für das leibliche Wohl der etwa 45 Personen. Neben den vielen stationären Patienten, zu denen allmählich auch Polinnen

und Ukrainerinnen gehörten, hatten sich auch Kerneinerinnen eingefunden, die in früheren Jahren nicht immer einer Meinung waren, doch nun Verständnis und Zuneigung fanden. Ich musste an manchen Tagen stundenlange Verhöre über mich ergehen lassen, wer diese wäre und wo jener wohne, denn sie hatten eine Aufstellung der örtlichen Parteigenossen gefunden. Ich konnte aber gut verständlich machen, dass ich durch Studium und Arbeit in Wiesbaden über Kerneiner Verhältnisse der letzten Jahre nicht orientiert sei. So verliefen die Verhöre ergebnislos. Medikamente holte ich später mit meiner Schwester im Rucksack aus einem Ausweichlager der Firmen Merck, Bayer, Knoll in der Brückenstraße. Vorn standen die russischen Soldaten mit aufgefälltem Gewehr, wir schlichen durch eine hintere Tür.

Oft erschien abends ein russischer Arzt im Pfarrhaus und fragte, ob sich seine Landsleute ordentlich benommen hätten. Er schrieb mir russische Bescheinigungen - für mich unverständlich - für meine bettlägerigen Patientinnen, die aber von den Kontrollen respektvoll anerkannt wurden. Das Öffnen der großen Korridor Tür hatte Frau Pfarrer übernommen, ganz gleich, ob es ein zartes Klopfen einer Patientin, deutsch, russisch oder polnisch, war oder das ungeduldige, furchterregende Trommeln eines russischen Gewehrkolbens zur Tages- oder Nachtzeit. In einem „Salon“ des Pfarrhauses lagen Polinnen, im nächsten Deutsche, im übernächsten Ukrainerinnen. Kamen Russeninspektionen, stellte sich Frau Pfarrer vor die Polentür und kam später der polnische Landrat mit dem polnischen Bürgermeister, der jahrelang Knecht in Kernein war, stellte sich Frau Pfarrer vor die Tür des Ukrainerinnenzimmers. Nein, sie liebten sich nicht, die Polen und Russen, beschossen sich sogar und ich wurde in fürchterliche Situationen ins Amtszimmer von Bürgermeister Borchert gerufen. Viele aufregende, aber auch rührende Situationen habe ich erlebt. Ein Ereignis ist mir besonders in Erinnerung: Eines Tages fuhr eine Kutsche vor dem Pfarrhaus vor, auf dem

hinteren Sitz eine rote Plüschdecke, darüber eine weiße Spitzendecke. Der kutschierende Russe gestikuliert aufgeregt: Doktor kommen, dawei, dawei. Wie aufgeregt waren alle im Pfarrhaus, ob und wann ich wohl wiederkehren würde. Wir fuhrten im Galopp Richtung Egloffstein nach Bürgerbruch. Es muss schon Vorsommer gewesen sein, denn viele Fenster der Häuser standen offen. Und da die Bauernhäuser ziemlich niedrig waren, stiegen wir ein. In jedem Zimmer schliefen Menschen. Auch im nächsten Haus und im übernächsten. Ich war ratlos. Dann kamen wir zum Gasthof, dessen Saaltür offen stand. Ich war glücklich, so viele Medikamente der Fa. Temmler zu finden. Herrlich: Scaben, ein Präp. gegen Krätze, 2 Sorten Hustensaft und schließlich Brosedan, ein Beruhigungsmittel. Ich suchte weiter und fand offene Säcke mit einer salzigen Substanz, Brom, das die Fa. zur Herstellung ihres Beruhigungsstoffes brauchte. Und unsere findigen Landsleute hatten ihre Kartoffeln damit gesalzen und manchmal wohl die Dosis zu hoch bemessen. Ich fuhr beruhigt von dannen, in der Hoffnung, dass alle bald aufwachen würden, was mir am nächsten Tage der russische Soldat bestätigte, der leider wieder die schöne Ikone abholte, die die Firma Temmier auch dort ausgelagert hatte und die ich als Trophäe im Konfirmandensaal aufgestellt hatte. Aber die für uns wertvolleren Medikamente ließen sie uns. Als im Sommer alle Deutschen aus der Heimat vertrieben wurden, hatten meine Mutter und Tochter die Ruhr. Beide hätten die Flucht auf der Landstraße nicht überstanden. So war ich dankbar, dass wir zunächst bleiben durften. Ja, die Polen boten mir sogar an, dass ich fünf Jahre mietfrei im Pfarrhaus wohnen dürfte. Ich sollte aber für ein halbes Jahr in eine Warschauer Klinik gehen, um die Sprache zu erlernen!! Glücklich war das Pfarrehepaar und meine Familie, endlich im Oktober 45 den Weg - unter dramatischen Verhältnissen - über die Oder gefunden zu haben. Dr. Ruth Bulla, geb. Heseliek Friedrich-Ebert-Straße 19 27570 Bremerhaven

Unsere Flucht am 30. Januar 1945

Selbst am Abend des 29. Januar wusste niemand, was die nächsten Tage bringen würden. Um so mehr hatte das, was kam, etwas von einem leibhaftigen Albtraum. Um 6 Uhr klingelte es an unserer Wohnungstür in der Horst-Wessel-Str. 73 im 1. Stock links. Im Treppenhaus stand ein Hitlerjunge und sagte: „Frauen und Kinder sofort zum Hauptbahnhof!“ (In manchen Straßen gab es keinen Boten, der die Wohnungen durchklingelte.) Draußen herrschten 10° Kälte. Wir standen auf - das war in der winterlichen Morgenkühle der mit Kohleöfen bestückten Wohnung immer schauerhaft. Mutti war so krank, dass sie sich kaum selbst anziehen konnte. Papa schnappte sich die beiden als Rucksäcke vorbereiteten neuen Kohlesäcke und füllte sie nach Muttis Angaben mit zwei Kindersteppdecken und Unterwäsche - weil man nicht wusste, ob und wie lange man auf der Flucht im Freien sein würde und weil übereinander gezogene Wäschestücke besonders gut isolieren. Schon ein paar Tage vorher waren die wichtigsten Papiere in eine kleine Tasche gesteckt worden. Wir haben sie in der Wohnung stehen lassen . . . die Eile und die Aufregtheit des Aufbruchs führten dazu, denn beides ließ sich nicht vermeiden - trotz des mechanischen Ablaufs des Geschehens und bei aller Beherrschtheit nach außen. Mutti hatte im Sommer und im Herbst 1944 viel Obst eingeweckt und dies als eiserne Ration betrachtet: Sie hatte bis zu diesem Morgen des 30. Januar 1945 jeden Versuch abgewehrt, auch nur ein Glas zu öffnen. Selbst zu Weihnachten gab es keine Ausnahme. Als wir gerade losgehen wollten, meldete sich mein 10 1/2-jähriges sonniges Gemüt zum letzten Mal in Landsberg an der Warthe: „Mutti, darf ich jetzt ein Glas Kirschen öffnen?“ Mutti begriff offenbar die Vergeblichkeit allen weiteren Aufbewahrens dieser Schätze und stimmte zu. Ich stopfte mir mit einem Esslöffel drei Mal Kirschen in den Mund und ließ den Löffel im Glas stehen.

Nach einem letzten Blick zurück auf die braune Wohnungstür gingen wir die Treppe hinunter in die Dunkelheit vors Haus. Die beiden Rucksäcke luden wir auf unseren Schlitten (mit dem Schwester Ilse und ich so oft im Schnee herumgetollt waren), querten ein letztes Mal die Horst-Wessel-Straße an der Litfasssäule und zuckelten, „die Russen“ imaginär im Genick, auf der festgestampften Schneedecke durch den Lützow-Park zur Gerloff-Brücke. Papa in der Volkssturmuniform, Mutti, Oma, Schwester Ilse und ich. Über die Brücke gingen wir fast auf Tuchfühlung zu den Planwagen, die Gottfried Benn beschrieben hat - aus denen die toten Kinder fielen. Vorn rechts war der rundherum dunkle Himmel hell erleuchtet vom Feuerschein des brennenden Friedeberg, einer Kleinstadt 15 Kilometer von Landsberg entfernt. Die gute Oma war durch den Anblick des riesigen Feuerscheins zusätzlich belastet: einerseits hatte sie den Schock aus ihrer Kindheit nie überwunden, als vor den Augen ihrer Familie der väterliche Bauernhof bei Birnbaum abbrannte; andererseits war sie selbst am 29. abends nicht mehr in ihre Wohnung gelangt, um auch nur irgend etwas einzupacken: Die letzten Tage hatte sie bei uns übernachtet, um den Haushalt ihrer erkrankten Tochter zu besorgen. Die Anspannung des bevorstehenden, extrem gravierenden Abschieds und die Ungewissheit des Wohin-fahren-wir-vom-Hauptbahnhof-aus erdrückte uns Fünf fast bei diesem Stolpern im Schnee. Aber die Atmosphäre in der Familie war gefasst, soweit das in einer solchen Extremsituation möglich ist. Wir fühlten uns wohl letztendlich, aber auch nur ganz letztendlich, von guten Mächten wunderbar geborgen . . . und erwarteten getrost was kommen mag - Dietrich Bonhoeffer hat's formuliert. Vor dem Bahnhof standen nun, etwa um 8 Uhr, viele herrenlose Schlitten wirt im Schnee. Die Flüchtlingsaspiranten hatten ihre Habseligkeiten darauf transportiert. In der Bahnhofshalle bot sich ein Anblick, der mir das Herz stocken

ließ: eine runde Pyramide aus einer endlosen Zahl weiterer Schlitten, aufgeschichtet wie ein Scheiterhaufen. Wir warfen unseren Schlitten hinein - mit einem weiteren Anflug von Endgültigkeit - und wurden die Stufen hoch auf den Bahnsteig gewiesen, auf dem ein abfahrtbereiter Zug stand. Nicht nur war es der letzte Zug, der Landsberg verließ, sondern er sollte obendrein nach Halle an der Saale fahren - und wenn wir nicht durch einen Bombenangriff gestoppt unterwegs liegen bleiben, bedeutete dies, dass wir an diesem Abend des 30. Januar 1945 vor der Tür von Papas Schwester und Schwager stehen würden, in der Stadt an der Saale. Wir stiegen ein und verstaute die Rucksäcke. Es blieb noch einige Zeit, denn dieser letzte Zug fuhr erst ab, als sich nach Ansicht der Bahner wirklich kein weiterer Flüchtling hineinpressen ließ. Ein Wehrmachtsoffizier erkannte Papa auf dem Bahnsteig an seiner Uniform als Volkssturmmann, gab ihm eine Pistole und sagte: „Ich befehle Ihnen, jeden Mann zu erschießen, der versucht, diesen Zug zu besteigen!“ Zum Glück gab es keinen solchen Mann. Der Zug fuhr los. Vier starre Gesichter schauten in ein völlig ratloses, das auf dem Bahnsteig zurückblieb. Wir winkten, die Tränen liefen, und die einzig wichtige Frage war: würden wir uns je wieder sehen? Da mangels Erfahrung niemand wusste, wie sich ein Einmarsch von Einheiten der sowjetischen Armee abspielt, hatten wir weniger das Gefühl, großen Gefahren zu entkommen. Im Zug beschäftigten wir uns allein mit der Frage: was wird aus Papa? Der Zug hielt mehrmals wegen Tieffliegerbeschuß und einmal, als Rote-Kreuz-Schwester Suppe brachten. Aus einer fünfständigen Zugfahrt in Friedenszeiten wurden so 13 Stunden bis Halle an der Saale.

Dieter Ehrhardt
Scheckertstr. 40 A
97299 Zell am Main

Januar 1945

Es herrschte eine unheimliche Stimmung. Der Russe rückt immer näher, trotzdem die amtlichen Stellen das nur zögernd zugeben. Auf den überschneiten und vereisten Straßen endlose Trecks mit Pferd und Wagen. Die Schulen werden zu Übernachtungslagern hergerichtet. Ich habe eine Grippe und muss zu Hause bleiben, sonst müsste ich Tages- oder Nachtdienst zur Betreuung der Flüchtlinge übernehmen. Annelise und ich sagen spöttisch lächelnd, wie wird es uns nur gehen, wenn die Russen kommen. Ich lasse jedenfalls vorsichtshalber mittags und abends Kompott essen, damit wir wenigstens noch etwas davon haben. 14 Tage vor Einzug der Russen wollte ich noch zur Besprechung nach Frankfurt fahren und einige Sachen hinbringen. Da bekam ich Fieber. Schicksalsfügung? Nachher gingen keine Züge mehr. Als ich wieder gesund bin und rausgehe, treffe ich Herrn Lehmann. Ich frage ihn, werden die Russen kommen? Er sagt, ach wo, kein Gedanke daran. Durch vereiste, verschneite und windige Straßen gehe ich an den Trecks vorbei zu Frau Rossoll. Die ist in großer Aufregung. Soll sie flüchten oder nicht? Sie hat noch ihre 72jährige Mutter da, der Mann ist irgendwo in der Gegend beim Volkssturm, der einzige Sohn in einem Heim bei Stettin, wo er dank der barbarischen Methoden beim Arbeitsdienst erworbene Tuberkulose auskurieren soll. Na, wir kommen zu keiner Meinung. Ich gehe wieder nach Hause. Die ganze Welt scheint wie mit der Vorahnung von Unheil erfüllt. Ich sehe mit Bedauern die Leute auf ihren Wagen, voll gepfropft mit Betten und sämtlichem Hausrat, ohne zu ahnen, dass es uns bald viel, viel schlechter gehen sollte. Auch zu Hause ist die Stimmung gespannt und unnormal. Wir haben noch den Maler im Hause, der Praxis, Küche und Kinderzimmer einschließlich Linoleum vollständig renoviert. Er brummt zwar schon, es ist alles Dreck, wozu arbeitet man noch, aber - er arbeitet

doch. Die Züge fahren dann nicht mehr. Frl. Lucke bleibt weg. Am Sonnabend, dem 28., bekomme ich eine Art Torschlusspanik und erkläre Franz, ich fahre morgen unter allen Umständen mit den Kindern zunächst nach Frankfurt. Er redet ab, sagt, der Kleine sei eben krank gewesen, er holt sich in den Zügen den Tod. Außerdem sehe ich Euch vielleicht nie wieder, ich wusste gar nicht, dass ich so an den Kindern hänge. Nun ich sagte mir, hast du die guten Zeiten mit ihm geteilt, kannst du es auch mit den schlechten tun. (Ein edler Vorsatz, es ist aber sehr schwer edel zu bleiben, wenn die Zeiten immer schlechter werden. Ich habe ihm später einmal vorgeworfen, dass er schuld an allem Unglück wäre, da er uns ja nicht fortlassen wollte. Heute ist es nur ein leichter Trost, dass ich doch dort geblieben bin, denn, wäre er allein geblieben und umgekommen, sicher wäre alles noch viel schwerer für ihn gewesen.) Ich sollte dann auch noch den Stadtrat Hofmann fragen, der am Sonntagvormittag zu Franz zur Behandlung kommen wollte. Ich wartete und ging dann Sonntagvormittag ins Wartezimmer, ein wenig unsicher und mir mit meiner Angst und Aufregung leicht lächerlich vorkommend. Herr H. war entschieden von einer gewissen Nervosität befallen, sagte aber, bleiben sie ruhig hier. Wenn die Stadt evakuiert wird, wird das rechtzeitig bekannt gegeben, und sie können dann immer noch mit ihren Kindern weg. Es ging das Gerücht, dass die Frauen einiger Stadträte und des 2. Bürgermeisters die Stadt verlassen hätten. Herr H. hielt das für Gerüchte und wollte den Gegenbeweis antreten, aber das Telefon ging nicht mehr. Herr H. war übrigens einer der ersten, der sich nach dem Einzug der Russen das Leben genommen haben soll. Ich versuchte dann noch Wentzells anzurufen, aber vergeblich. Wir hatten sie gebeten, sie sollten uns mit ihrem Trecker mitnehmen. Ob sie noch daran gedacht haben, weiß ich nicht. Eine Verständigung war wegen des zerstörten Telefons

nicht mehr möglich. Der Montag verging in Unruhe, Radio hören usw. Ich hatte lange Zeit schon nur Bücher über Russland gelesen, um mich in die Psyche dieses Volkes einzuleben. Wenn ich aber geglaubt hatte, etwas von der russischen Psyche erfasst zu haben, so hat mich nachher die nackte Wirklichkeit gelehrt, dass ich gar nichts von ihr wusste. Sie ist mir bis auf den heutigen Tag ein Rätsel geblieben. Ich las als letztes Buch: Die Insel Golodai. Ein Buch, dass die russischen Zustände nicht gerade in den rosigsten Farben schilderte, aber es war wahrscheinlich nationalistisch ausgerichtet, dachte ich, fast wie alles, was wir in die Hände bekamen. Abends um 8 und um 12 wurde im Stadtfunk gesagt, wer behauptet, Landsberg wird evakuiert oder die Russen ständen vor der Tür, wird erschossen. Es wäre gar kein Gedanke an Derartiges. Später erfuhren wir, dass die Herrn, darunter ein Nazipfarrer Beye, dieses von der Gasanstalt aus, dem äußersten Punkte Landsberg auf dem Wege nach Westen, verkündeten und nach diesen für die Bevölkerung trostreichen Worten ihre draußen wartenden Autos bestiegen und in Richtung Berlin abbrausten. Wir gingen einigermaßen unruhig zu Bett. Auf das Verhalten der Kinder kann ich mich merkwürdigerweise nicht mehr besinnen.

Plötzlich stürzt morgens um 6 Annelise ohne Anklopfen in unser Schlafzimmer und ruft: Alles zusammenraffen und fliehen. Wir schlaftrunken aus den Betten, rafften die für alle Fälle gepackten Habseligkeiten zusammen, sie half mir beim Anziehen der Kinder und alles einschließlich Schlitten in den Hausflur zu bringen und zog dann ab. Die gute Seele. Sie hatte morgens im Rundfunk gehört, wer irgend kann, soll sofort die Stadt verlassen und anstatt bei ihrer Familie zu bleiben, stürzt sie zu uns, um uns das mitzuteilen, da sie wusste, dass wir lange schliefen.

Unten im Bahnhof standen schon viele Leute, viele kamen vom Bahnhof zurück. Die Bahnhofstraße war voll gepfropft mit Flüchtlingen, es kam vorläufig keiner mehr mit

einem Zuge mit. Was sollten wir also tun? (Von Frau Peil, einer Kaufmannsfrau hörte ich kürzlich, sie hatte uns an den Morgen beobachtet, dass Franz sagte, wir fahren auf keinen Fall, wir bleiben hier) Wir nahmen unser Gepäck und zogen nach oben. Franz sollte plötzlich beim Feuerwehrdepot erscheinen und mit dem Volkssturm nach Küstrin marschieren. Er fragte den Mann, der diese Botschaft überbrachte, und was wird aus Frau und Kindern? Für die wird gesorgt (So eine Schweinerei!) Nun, sagte er, ich komme nur mit Frau und Kindern und zwar werden sie alle meine Kinder anfassen, dann können wir besser marschieren. Das lehnte der Mann ab und Franz blieb da. Ein oder zwei Patienten erschienen noch und wurden schnell behandelt. Plötzlich kam Franz mit einigen Würsten, und wenn ich nicht irre, einem Stück Speck nach Hause. Ich sollte auch gleich zum Fleischer Schneider gehen, dort gab es Fleisch ohne Marken. Als ich kam, brüllte er mich an, ihr Mann hat ja schon geholt, und später machten sie Franz, der auch noch einmal gekommen war, heftige Vorwürfe. Diese Kleinlichkeitskrämerei, nachher wurde ihnen alles von den Russen fortgenommen. Dann ging ich auch noch Lebensmittelkarten holen, eine mehr als lächerliche Farce, wo der Feind vor der Tür stand und die führenden Persönlichkeiten längst abgehauen waren. Ich ging auch noch zu Bäcker Becker, um Brot zu holen. Die gaben anstandslos jedem soviel er wollte und soviel er tragen konnte. Draußen auf der Straße gingen, vielmehr standen SS-Leute, junge Menschen. Ich sagte, ihr seid ja so niedergeschlagen, ihr geht wohl in euren ersten Kampf? Ach nein, wir sind schon oft im Feuer gewesen, aber es ist ein Wahnsinn mit Pistolen gegen Panzer vorzugehen. In der Schloßstraße standen Wagen mit Polizei aus Gnesen, die schimpften, weil sie nicht schnell genug weiter konnten. Ich sagte, natürlich ist es die Hauptsache, dass die Polizei wekommt, Frauen und Kinder überlässt man ihrem Schicksal. Pfui Teufel! Ich war damals sehr böse, heute urteile ich milder, letzten Endes sind wir ja

alle mehr oder minder erbärmliche Wesen, die am Leben hängen. Richtige Gemeinheit habe ich erst später kennen gelernt. Auf der Straße traf ich noch den Lehrer Hüller, der auch nicht recht wusste, ob er nachmittags sein Heil an der Bahn noch versuchen sollte. Er hing sehr an seinem Hause. Ich habe ihn später nie mehr gesehen. Dann holte ich die Lebensmittelkarten. Auch so ein Theater, die Bande, die die Ausgabe veranlasst hatte, wusste ganz genau, dass wir nie im Leben darauf etwas bekommen würden. dass alles Theater war, das sah man auch daran, dass die Karten nur flüchtig nachgezählt wurden. Zu Mittag aßen wir gewärmte Wurst und Brot und Kompott. Der Nachmittag verging langsam in qualvoller ungeheurer Spannung. Man konnte sich zu nichts mehr aufraffen, alles war ja sinnlos. Vormittags war ich noch bei Leue. Vor der Tür hielten 2 Autos mit irgendwelchen Hitlerabzeichen, in das Leute, große Nazis aus Leues Haus, stiegen. Die Volksmenge schimpfte, da nahmen sie die Naziabzeichen von ihren Wagen ab. Gegen Abend ging Franz mit Georg noch schnell zu Leues und sie verabredeten, wenn die Sache brenzlich würde, wollten wir dorthin gehen, da im Innern der Stadt eher mit Kampf zu rechnen war. Als die Beiden zurückkamen, sahen sie es in Richtung Friedeberg am Horizont brennen. Wir saßen nur noch rum, schließlich legte ich mich mit dem Buch auf mein Bett und zwang mich gewaltsam zum Lesen, da die Erwartung und Spannung schon beinahe unerträglich war. Auf einmal eine furchtbare Erschütterung des Hauses und ein Knall. Nun geht der Kampf los, dachten wir. Wir alle los in den Luftschutzkeller, jeder mit seinem Kofferchen und seiner Daunendecke. Dort saßen wir nun und froren. Franz holte aus dem Weinschrank eine Flasche Beaujolais, brach den Hals ab und wir tranken reihum mit Schultzes, die als einzige außer uns in unserem Haus geblieben waren. Gegen 8 Uhr erschienen im Keller Flüchtlinge aus der Friedebergerstr., die von deutschen Soldaten vertrieben worden waren, da sie sich gegen

die aus Richtung IG Farben herandrückenden Russen in den Häusern verschanzen wollten. In einigen Abständen erfolgte noch 2 x ein starker Knall und dann herrschte Ruhe, Franz meinte, es müssten Brückensprengungen sein. Wir saßen noch bis etwa 2 Uhr im Keller und gingen dann auf Franz Geheiß innerlich widerstrebend nach oben. Die fremden Leute nächtigten bei Tante Anna. Wir saßen im Herrenzimmer, Schulzes bei uns. Franz schlief im Sessel, die Kinder auch, ich konnte kein Auge zutun, hatte nur Horst auf dem Schoß, der sich nicht mehr von meiner Seite rührte. Gegen Morgen um 6 Uhr kam der fremde Mann aus der Friedebergerstr. herauf und sagte, er wollte noch einmal zum Bahnhof gehen um zu sehen, ob ein Zug führe. Nach einigen Minuten war er wieder da und sagte, die Russen ziehen bereits durch die Stadt. Er wäre bis zur Richtstraße gekommen, da wären unentwegt Soldaten vorbeigezogen, die hätten ihm zugerufen hoi, hoi (in Wirklichkeit stoi, stoi), da hätte er ihnen auch zugewinkt und auch hoi, hoi gerufen und wäre schleunigst nach Hause gekommen. Wir gingen zu unserem verdunkelten Esszimmer und spähten durch die Scheiben. Und wirklich, da zogen sie lang, die Russen, unendlich Reiter, Wagen, Schlitten, Pferde, Kanonen und Fußvolk. Immer die Richtstraße lang Richtung Wepritz. Wir blieben nun im Herrenzimmer und ab und zu ging einer ins Esszimmer und sah hinaus, Russen, Russen, nichts als Russen. Nun gingen auch schon einige Russen durch die Straßen, wohl um festzustellen, ob sie irgendwie auf Widerstand stoßen würden. Der Fleischer Schneider kam aus dem Haus, redete mit Handbewegungen auf sie ein, sie nahmen ihm seine Uhr mit Kette aus der Westentasche. Er guckte ihnen stumm nach. Dann sah ich, wie einige deutsche Soldaten mit erhobenen Händen auf die Russen zgingen. Die Russen nahmen ihnen die Gewehre ab, zerschmetterten sie am Boden, warfen die Gasmasken auf die Erde und tasteten die Gefangenen ab. Dann mussten sie mit erhobenen Händen

vor ihnen hergehen, wobei die Russen hinter ihnen irgendwie laut schriehen. Ich war entsetzt, wahrscheinlich haben sie gar nichts Böses zu ihnen gesagt, erst später habe ich begriffen, dass Russen immer schreien müssen und habe immer gewünscht, nie mehr laute Töne zu hören. Auch die Kinder sind merkwürdig empfindlich gegen laute Töne seit der Zeit. Es dauerte nicht lange, da hörten wir Russen mit lautem Gepolter unsere Treppe heraufkommen. Wir liefen mit erhobenen Händen zur Tür und ließen sie rein. Es waren Offiziere, große gepflegte schöne Menschen. Ich sagte zu ihnen auf russisch, bitte tun sie uns nichts, wir sind gute Menschen. Sie lachten und klopfen mir beruhigend auf die Schulter. Sie suchten alles ab nach deutschen Soldaten, fragten Franz, der seinen Ärztemantel an hatte, ob das Uniform wäre. Er sagte, er wäre Arzt, führte sie ins Sprechzimmer. Da zogen sie ab. Nun kamen ununterbrochen Russen. 2 Offiziere, einer setzte sich mit Mütze hin. Als ich ihn erst erstaunt ansah, nahm er die Mütze ab, der andere, ein narbenzerfressener Mongole mit üblem Gesichtsausdruck verlangte Uhren und Ringe. Franz gab eine Uhr, ich einen zerbrochenen Ring und zwei falsche Trauringe. Den nachkommenden Russen sagten wir, wir hätten schon alles abgegeben. Der Mongole war eine Treppe tiefer zu den Flüchtlingen gegangen und wollte durchaus das Fräulein haben. Die Mutter hatte die Tochter aber in Tante Annas Bettenkiste versteckt und tat als ob sie nicht verstünde. Es fand sie auch keiner. Das junge Mädchen wollte übrigens am Vormittag gehen und sich den Vorbeimarsch der Russen ansehen. Ich fragte sie, ob sie verrückt wäre. Dann hörten wir furchtbares Krachen und Splittern auf der Straße. Als wir ans Fenster gingen, sahen wir wie Russen die Scheiben von den Geschäftstüren einschlugen und mit affenartiger Geschwindigkeit durch die obere Tür Luke ins Geschäft sprangen und plünderten. Was sie nicht wollten, warfen sie auf die Straße. Da sah es bald bunt aus, Schuhe, Hüte und die unglaublichsten Dinge lagen im Schnee.

Dann sah man Russen mit Schnapsflaschen durch die Straßen ziehen, mit Säcken voll Wein und Schnaps. Alle paar Schritt blieben sie stehen und tranken. Und nun ging ein Gejohle an. Vor unserem Haus stand ein Lastauto mit Russen, größtenteils Mongolen. Sie hatten eine Unmenge Schifferklaviere, spielten, sangen und tranken, hatten unzählige Gläser mit Einge-machtem, die sie halb angegessen auf die Straße warfen. Wir warteten zitternd, dass sie weiterfahren sollten, denn von denen versprochen wir uns nichts Gutes. 2 von ihnen kamen rauf und einer wollte zur Zahnbehandlung. Als Franz ihnen klar machte, dass der Zahn gezogen werden müsste, lehnten sie die weitere Behandlung dankend ab. Einer bot Franz eine Zigarette an, dann fragten sie mich aus und zogen ab. Aber was sahen wir, als wir aus dem Esszimmer sahen, die ganze Poststr. brannte lichterloh. An unser Küchenfenster und das Hausflurfenster prasselten die Funken. Wir wollten raus, aber Franz sagte, solange unser Haus nicht brennt, gehen wir nicht. Auf der Straße war eine schreckliche Schießerei, Munition müssen sie mehr als genug gehabt haben. Plötzlich kam der Mann von unten rauf und sagte, alles aus dem Hause, im Hausflur stehen die Spiritusflaschen und Papierhaufen schon bereit und vor dem Hause noch immer die betrunkenen Mongolen. Wir also schnell einige Habseligkeiten zusammengerafft und mit dem Schlitten nach unten. Inzwischen war es dunkel geworden. Im Hausflur lag Porzellan, Silber, Kleider, Koffer usw. in einem irrsinnigen Durcheinander auf der Erde. Und neben der Tür an der Wand lang eine ganze Batterie Brennspritusflaschen und auf der gegenüberliegenden Seite Stapel Papier. Wir raus. Über den Platz konnten wir nicht. Überall betrunkenen Russen und Schüsse. Also nach rechts durch die brennende Wollstr. zur Bäckergasse. Wir sind fast durch, da kommen Russen und reißen die Koffer vom Schlitten und halten uns Revolver vor die Brust. Einer tastet mich frech ab, ich sage auf russisch zu ihm, denke an deine

Mutter in Russland, lass mich und meine Kinder gehen. Horst schreit laut, ich will nicht sterben. Da sagt er etwas zu den anderen, die schimpfen, aber uns schließlich mit unseren Sachen abziehen lassen. Er sagte aber, macht schnell. Dann schossen sie noch einige Male hinter uns her. Wir erreichten das Haus vom Kaufmann Lange, das glücklicherweise auf ist, er wollte gerade abschließen. In seine Wohnung wollte er uns nicht lassen, da angeblich kein Platz war, in Wirklichkeit war kein Mensch drin. Es war unser Glück, denn in der Nacht drangen betrunkene Russen durch das Geschäft ein und schlugen alles kaputt. Die hätten uns bestimmt nicht unbehelligt gelassen. Wir gingen eine Treppe hoch in eine Wohnung, die 2 alten Damen gehörte. Dort konnten wir die Nacht sitzen. Es war so kalt. Da saß ein junges Mädchen, die gerade vorher von einem Russen vergewaltigt worden war. Zum Dank hatte er ihr dann ein Chiffontuch der alten Dame überreicht! Wir mussten trotz aller Aufregung über diese Grotteske lachen. Nachts sehe ich aus dem Fenster, da brennt wieder alles um uns, von vorn und von hinten. Um 5 Uhr stehen wir wieder marschbereit im Hausflur, warten dann aber bis zum Morgen. Die alten Damen hatten sich noch sehr aufgeregt, dass Zigarettenasche auf die Erde gefallen war, hatten die Sorgen! 2 Tage später war die ganze Pracht zu Asche geworden. Nun zogen wir zu Leues, immer in Angst, auf der Straße angefallen oder geplündert zu werden. Jedem Russen, der etwas zu uns sagte, bot Franz Zigarren oder Zigaretten an, die wir reichlich hatten, da er vor dem Einzug noch 1.000 Stück bekommen hatte. Bei Leues ließen wir uns häuslich nieder, kochten zusammen. Man kam aber weder zum Abwaschen noch zum Aufräumen, da ununterbrochen Russen kamen. Immer musste man ein freundliches Gesicht machen, trotzdem man Angst hatte. Ich sah grünweiß aus, trug Männerhosen und verstruwelte meine Haare und verschmierte mein Gesicht mit Asche. Franz sagte, du hast ganz heruntergezogene Mundwinkel, ich sagte zum

frohen Gesicht habe ich auch keine Ursache. Fr. Leue sagte spöttisch, die, die sonst immer am gepflegtesten sind, verloddern am ersten. Nun, mich hat mein verkommenes Aussehen vor vielem behütet. Wir konnten uns nie waschen, da man sich nie ausziehen konnte. Tag und Nacht Russen, von 2 Uhr nachts bis 6 Uhr morgens war Ruhe, da mussten wir Feuerwache halten, da neben uns auch viele Häuser brannten und man nie wissen konnte, ob das Feuer nicht auf

unser Haus übergreifen würde. Dann hieß es, im Schlachthof gibt es Fleisch. Zitternd und bebend musste ich gehen. Auf der Straße wurde man immer von betrunkenen Russen angehalten, die man nur mit Mühe und Not los werden konnte. Einer goss mir eine ganze Flasche Kölnisches Wasser ins Gesicht. An jeder Hand hatte ich ein Kind, Inge wurde auf Leues Hängeboden versteckt, wo sie nur liegen nicht einmal sitzen konnte. Auf dem Wege zum Schlachthof sah ich den

ersten Toten, er hatte aber so ein friedliches Gesicht, dass ich mir sagte, wenn Sterben so ist, kann es nicht so schlimm sein. Später habe ich viele gesehen, es war dann nichts Außergewöhnliches mehr. Am Schlachthof stand man dann in einer langen Schlange. 1 x habe ich Fleisch bekommen, die anderen 2 Male schossen die Russen plötzlich und alles ging nach Hause. Dann gab es nichts mehr.

Elsa Prill †

Unsere Flucht aus Landsberg (Warthe)

Es war in den letzten Januartagen des Jahres 1945, als sich mein Vater Karl Ende von seinem Abschnitt an der Italienfront als Urlauber auf den Weg zu seiner Familie machte, beunruhigt durch die Nachrichten vom schnellen Vorstoßen der Roten Armee in Richtung unserer Heimatstadt Landsberg/Warthe.

Als Hauptfeldwebel der Bäckereikompanie einer Fallschirmjägerdivision hatte er dringend um Urlaub nachgesucht und erhalten mit der Absicht, seine Familie vor den heranrückenden Russen in Sicherheit zu bringen.

Die Heimfahrt erfolgte mit der Eisenbahn unter den kriegsüblichen Umständen, so dass er am 25./26. Januar 1945 in Landsberg/ Warthe eintraf.

Zu Hause begann gleich ein hektisches Treiben und Packen. Sechs Koffer wurden mit vorwiegend Kleidung und Wäsche für unsere 6-köpfige Familie auf dem Bahnhof am Abend des 26. Januar als Reisegepäck aufgegeben. Darunter auch zwei Koffer aus Sperrholz, die unser Vater noch in Friedenszeiten in der Tischlerei der Walter-Flex-Kaserne selbst gebaut hatte. Einer davon enthielt sozusagen die Kronjuwelen, wie Fotoalben, Familienpapiere und natürlich auch das obligatorische Silberbesteck. Dieser war der schwerste Koffer und ist dann auch als einziger verlorengegangen.

Das damals in unserer Familie tätige 15-jährige Pflichtjahrmädchen Helga Daumert aus der Kuhburgsiedlung wollte zur Unterstützung

unserer Mutti mit ihren 4 kleinen Kindern, der jüngste war gerade 10 Tage alt, die Reise mitmachen. Sie hatte fleißig geholfen, auch noch unseren Vater mit den Koffern zum Bahnhof begleitet, wo auch die Fahrkarten für den 27.1.45 Abfahrt 8.00 Uhr gekauft wurden. Die Reise sollte in die Provinz Sachsen nach Düben an der Mulde gehen, wo die Eltern unseres Vaters wohnten. Dadurch wurde es an diesem Tag später als sonst und Helga wollte sich noch von ihrer Mutter und ihrem Opa verabschieden. Es war kalt, es gab Neuschnee, unsere Mutti lieh ihr ihre Pelzstiefel und man verabredete sich für den nächsten Tag 6.00 Uhr.

In einem Brief aus dem Jahre 1955 von Helga Riecke, geb. Daumert, an meine Mutti heißt es: „... Können Sie sich erinnern, dass wir 1945 die Koffer zur Bahn schafften, abends bei schlechtem Wetter? Ihr Mann wird es genau wissen!!! Als ich dann am anderen Morgen zu Euch in die Wohnung kam, war alles ausgeflogen! ..“

Was war geschehen?

Unser Vater hatte noch versucht, seine Schwiegereltern und Schwägerinnen zum Verlassen Landsbergs zu bewegen. Mein Opa, der Landwirt Friedrich Schadzack in Seidlitz Wiesen, der selbst im 1. Weltkrieg bei der Kavallerie an der Westfront war, sagte, er wisse wie das im Krieg sei. Sie haben sich damals nie an der Zivilbevölkerung vergriffen. So würde ihnen hier auch nichts geschehen und ein Bauer verlässt seine Scholle nicht und

was würde aus dem Vieh? Außerdem, wo sollte die weitversprengte Familie wohl sonst einen gemeinsamen Anlaufpunkt haben, wenn nicht in Seidlitz Wiesen Nr. 75!

Dieser Versuch unseres Vaters schlug leider fehl, aber für seine eigene Familie hatte er wenigstens eine geordnete Abreise organisiert, so glaubte er.

Am 27.01.45 früh 03.30 Uhr wurde Sturm geklingelt, aufgeregte laute Stimmen im Treppenhaus. Wir Kinder wurden zum Aufstehen genötigt, da aber die Reisevorbereitungen getroffen waren, lief alles ganz ruhig ab. In die bereitliegenden Sachen schlüpfen, noch einen dicken Pullover, Schuhe und Mantel, Schal, Mütze, Handschuhe und den schon vorhandenen Schulranzen, diesmal mit dem Reiseproviant gefüllt, umschnallen, war für mich 5 1/2 jährigen kein Problem. Ich hatte sogar noch die Eingebung, im Hinauslaufen – „nun beeil' dich schon“ – die leere Brottasche – „lass doch die alte Tasche“ -, dabei war sie nagelneu, von der Kindergarderobe ab- und mir umzuhängen.

Vor der Haustür trennten Vater und ich uns als Vorhut von der Mutter und den jüngeren Geschwistern. Sie folgte uns mit dem Säugling im Kinderwagen, die 2 1/2 jährige Schwester auf dem Arm, der 3 1/2 jährige Bruder auf dem Sitzbrettchen und in der freien Hand noch ein Gepäckstück, den Kinderwagen mit dem Körper durch den Neuschnee vor sich herschiebend. Auf dem Weg zum Bahnhof hatte sie noch ein unangenehmes Erleb-

nis. Zwei Polinnen boten der Mutter hinterhältig Hilfe an und zerrten die Kinder in unterschiedliche Richtungen, um so an das ihnen wertvoll erscheinende Gepäck zu kommen. Es war nicht nur wertvoll, es war nahezu kostbar, enthielt es doch die Babywindeln und -wäsche. Sie hatten aber nicht mit der Unerschrockenheit einer Mutter gerechnet, die sich resolut von dieser scheinheiligen Hilfe befreite. Vater hatte sein Gepäck auf einen Rodelschlitten geladen und ich miten drin. Das ging nicht lange gut. Das Gepäck rutschte und ich mit. Also musste ich nebenher laufen. Bei dem Gepäck befand sich noch ein Kinderfahrrad, das aber keinen Halt auf dem Schlitten fand. Also wurde es abgenommen und ich musste es durch den Schnee schieben. Das Fahrrad hatte mir erst der Weihnachtsmann zu Weihnachten 1944 gebracht. Es war ein luftbereiftes Zweirad, genau einem großen Fahrrad nachempfunden, passend für einen Schulanfänger, deshalb musste es unbedingt mit, obwohl ich noch gar nicht damit fahren konnte. Es hat mir später noch gute Dienste geleistet auf meinem langen Schulweg. Früh morgens gegen fünf auf dem Wege zum Bahnhof hörte man ununterbrochenes Donnerrollen und sah in unregelmäßigen Abständen einen Lichtschein am östlichen Himmel aufflammen. „Das ist die Front. Es wird höchste Zeit“ bekam ich zu hören. Auf dem Bahnhof hektisches Treiben, aber weit und breit kein Zug zu sehen. Weit außerhalb des Bahnhofsgeländes machte mein Vater einen Personenzug ausfindig. „Dienstzug nur für Eisenbahnpersonal“ hieß es. Ich musste in der Nähe das Gepäck bewachen und der Vater holte den Rest der Familie heran. Der Zug war voll, an ein Einsteigen nicht zu denken. Laute Wortwechsel, Geschrei, Brüllerei, nervöses Nesteln an der Pistolentasche, irgendeine Abteiltür wurde geöffnet, alle Plätze besetzt, Kinder und Gepäckstücke wurden hereingereicht, Hände streckten sich uns entgegen, irgendwie fand ich mich mit meinem Fahrrad in einer Ecke des Gepäcknetzes wieder. Wo der

Kinderwagen Platz fand, weiß ich heute nicht mehr zu sagen, als wir ausstiegen war er jedenfalls mit dabei. Nur der Rodelschlitten musste zurückbleiben. Endlose Fahrerei, schlafen, Halte auf freier Strecke, dösen bei den eintönigen Fahrgeräuschen, jedes Zeitgefühl ging verloren. Von oben aus dem Fenster sehend, konnte ich nur den schmutzigen Schnee und später immer nur das gleiche Braun des Schotters bemerken. Irgendwann machte der Zug in Neuruppin halt. Hier trafen wir auf Mutters Schwester Lina, die sich als Krankenschwester im hiesigen Reservelazarett 102 befand. Überlegungen sich uns anzuschließen verboten sich, da sie auf keinen Fall ihre Verwundeten verlassen hätte. Unser Zug setzte seine Fahrt fort und traf am späten Abend des 30. Januar 45 in Berlin Anhalter Bahnhof ein. Unsere Mutter suchte mit uns Kindern die Bahnhofsmission auf, während unser Vater die Weiterfahrt nach Wittenberg sondieren ging. Da er eine Ewigkeit nicht zurückkam, schickte die Mutter mich, den Pudel, aus, den Vater zu suchen. Der Bahnhof war voller Menschen. Überall waren Gepäckstücke aufgetürmt, bei denen Menschen standen, saßen oder lagen. Andere eilten hin, wieder andere eilten her. Es war ein buntes Gewimmel, dann das Halbdunkel und im Ohr das undeutliche Stimmengewirr machten auf mich einen gespenstischen Eindruck, so dass ich froh war, den Vater endlich auf einer Bank schlafen zu finden. „Wo kommst du denn her, Junge, ja ich komme gleich, setze dich einen Moment zu mir“ und schon schliefen wir beide. So fand uns meine völlig verzweifelte Mutter schlafend auf einer Bank zwischen all den rufenden, stoßenden und drängelnden Menschen vereint. Diese bedrohliche Stimmung, die Ungewissheit, wie das angestrebte Reiseziel zu erreichen sei veranlassten meine Mutter darauf zu drängen, die Weiterreise so schnell wie möglich fortzusetzen. Noch vor Mitternacht erfolgte die Weiterfahrt nach Wittenberg. Als der Zug in

Höhe von Luckenwalde war, sahen wir am nördlichen Horizont den Himmel hell erleuchtet. Später erfuhren wir dann, dass der Anhalter Bahnhof in dieser Nacht mit bombardiert worden ist. Nicht auszudenken, was uns da widerfahren wäre, hätte der Mutterinstinkt uns nicht weitergetrieben. In Wittenberg mussten wir bis zum Morgen auf den Personenzug Richtung Leipzig über Düben an der Mulde warten. Am 31.01.45 kamen wir am Morgen in Düben an. Jetzt wo das Schlimmste dieser Reise hinter uns lag, machte sich die totale Erschöpfung bei unserer Mutter bemerkbar. Mein Vater hatte hier seine Schul- und Lehrjahre verbracht und kannte sich deshalb gut aus, mietete bei der Firma Gemüse-Koch ein Pferdefuhrwerk samt Kutscher in Person des Sohnes Lothar. Dieser brachte die Fuhre in das „lange Haus“ im vom Bahnhof 4 km entfernten Ortsteil Alaun-Werk. Der Vater meldete uns am 1. Februar 1945 als Flüchtlinge bei der Gemeinde Düben an. Dann machte er sich wieder auf den Weg zu seinem Truppenteil an der italienischen Front. Das gestaltete sich aber ungleich schwieriger als die Hinreise, doch kam er wohlbehalten bei seiner Kompanie an. Die Tragik seiner Bemühungen war jedoch, dass unsere Flucht vor den Russen ganz vergeblich war, denn obwohl uns die Amerikaner befreiten, sich aber dann auf die Demarkationsgrenze wegen der Berlin-Sektoren-Vereinbarung zurückzogen, haben uns die Russen während seiner Abwesenheit in amerikanischer Kriegsgefangenschaft doch noch eingeholt, wenn auch unter anderen Umständen.... Das ist aber schon wieder eine neue Geschichte.

Wolfgang Ende
wohnhaft gewesen:
Landsberg / Warthe
Kurzer Weg 10
jetzige Anschrift:
Alaunwerksweg 15 C
04849 Bad Düben

Zwei Dokumente der „anderen Seite“

Ansehen und weitergeben!

FRONT-ILLUSTRIERTE

Nr. 5 (97)

FÜR DEN DEUTSCHEN SOLDATEN

April 1945



Gleich in den ersten Tagen nach dem Einmarsch der Roten Armee in Landsberg konnten sich die Bewohner der Stadt von der Verlogenheit der Nazi-propaganda überzeugen. Auf dem Bild oben ist ein russischer Soldat zu sehen, der sich freundlich mit deutschen Kindern unterhält.

In den von Sowjettruppen besetzten deutschen Städten herrscht Ruhe und Ordnung

Hitler und seine Spießgesellen machen in ihrem Lügenfeldzug gegen die Sowjettruppen den deutschen Soldaten weis, die Rote Armee vernichte die friedliche Bevölkerung in den von ihr besetzten Städten. Diese Lügenmärchen über „sowjetische Greueltaten“ haben den Zweck, die Soldaten zur Fortsetzung des sinnlosen Widerstandes anzustacheln. Durch ihre Lügen versetzen die Nazis die friedliche Bevölkerung in Panik und stürzen die deutschen Frauen und Kinder, die aus den Städten fliehen, ins Verderben.

Die Wirklichkeit widerlegt die Nazilügen. In den von der Roten Armee besetzten Städten herrscht Ruhe und Ordnung. Die Rote Armee kämpft nicht gegen Frauen und Kinder! Sie ist nach Deutschland gekommen, um die Anstifter des Krieges — Hitler und seine Helfershelfer — zu bestrafen.

Die hier veröffentlichten Bilder wurden in der Stadt Landsberg aufgenommen, die von den Sowjettruppen besetzt ist.



Die Straßen der Stadt zeigen wieder Leben. Nachdem sich die Männer, Frauen und Kinder überzeugt haben, daß ihnen nichts geschieht, haben sie die Keller und Luftschutzräume verlassen.

Aufruf des von der Besatzungsmacht eingesetzten Bürgermeisters Paul Schultz

Deutsche!

Wir, die Einwohner der Stadt Landsberg (Warthe), wenden uns an Euch jenseits der Front, um Euch den Weg zur Rettung zu zeigen.

Jetzt, nachdem die Kämpfe durch unsere Stadt gerollt sind, können wir offen und ehrlich, ohne Angst vor der Gestapo, die Wahrheit sagen, wie die Naziführung Euch im Unklaren läßt.

Wir haben unser Leben und das Leben unserer Angehörigen darum bewahrt, weil wir begriffen haben, daß Hitlers Krieg verloren und weiterer Widerstand gegen die Rote Armee sinnlos ist. Darum haben wir unsere Stadt mit ihren Häusern, Kirchen, Kulturstätten, Fabriken und Werken bewahrt, weil wir begriffen haben, daß wir die unausbleibliche Vernichtung der Hitlerarmee nicht verhüten können.

Darum haben wir unser Hab und Gut bewahrt, weil wir es nicht zum Opfer bringen wollten, um nur kurze Zeit den unausbleiblichen Zusammenbruch des Naziregimes zu verhindern.

Darum sind wir dem Schrecken der Evakuierung entgangen, weil wir der Nazi-Propaganda keinen Glauben betr. der Greultaten der Bolschewisten geschenkt haben. Wir haben uns nicht getäuscht und glauben an die Beschlüsse der Krimkonferenz, in denen es u.a. heißt:

„Zu unseren Zielen gehört nicht die Vernichtung des deutschen Volkes. Erst wenn der Nazismus und Militarismus ausgerottet sind, besteht für das deutsche Volk die Hoffnung auf eine würdige Existenz und einen Platz in der Gemeinschaft der Nationen.“

Für uns ist der Krieg beendet. Unser Leben ist in Sicherheit. Der russische Militärkommandant gewährleistet die Ordnung in der Stadt. Unser Leben verläuft normal.

In unserer Stadt ist zivile Verwaltung schon gebildet. Der Bürgermeister ist Paul Schultz.

Unter seiner Leitung arbeiten die Abteilungen:

- 1) Versorgungsabteilung (Lebensmittel)
- 2) Abteilung zur Entgegennahme von Beschwerden der zivilen Bevölkerung.
- 3) Abteilung Sanitätswesen.
- 4) Hilfe für Obdachlose, zurückgekommene Flüchtlinge, Kinder und Invaliden.
- 5) Abteilung für Industrie und Handel.

Das städtische Elektrizitätswerk und Wasserwerk funktionieren störungsfrei. 2 Krankenhäuser und 9 zurückgebliebene Ärzte arbeiten für die zivile Bevölkerung. 14 Bäckereien versorgen die Zivilbevölkerung mit Brot. Jeder Arbeitnehmer bekommt 400g Brot pro Tag, die nicht arbeitende Bevölkerung erhält 200 g Brot pro Tag. In vollem Betrieb ist eine Fleischwarenfabrik. In kürzester Frist werden auch die anderen Betriebe der Stadt in Gang kommen. Die Kirchen stehen wie zuvor. Gottesdienste können abgehalten werden. Deutsche

Hitler hat den Krieg verloren. Hitler will um den Preis Eures Lebens seine Existenz hinauszögern, laßt nicht zwecklos Euer Leben und das Leben Eurer Angehörigen zugrundergehen. Helft nicht den Naziführern. Eure Heimstätte, zum Kampfplatz zu verwandeln. Ihr müßt begreifen, daß die Schützengräben und alle anderen Befestigungen, die Ihr baut. Eure Gräber sein werden. Wir haben selbst monatelang diese Schützengräben und Befestigungen gebaut, aber alles war vergebens.

Die Keller Eurer Häuser, die Ihr zu Befestigungen macht, werden Euch selbst unter Schutt begraben. Der Eintritt in den Volkssturm bedeutet Selbstmord. Wer dem Aufruf zur Evakuierung Folge leistet, geht der Armut und dem Hungertode entgegen. Deutsche

Laßt Euch unser Beispiel als Weg zur Rettung dienen. Euer Leben ist in Eurer Hand. Brecht mit Hitler und seinem Regime! Verweigert alle Anordnungen und Befehle der Naziführer. Laßt Eure Söhne nicht in den Volkssturm und tretet selber nicht ein. Oberzeugt alle Angehörigen der Wehrmacht, daß je schneller sie kapitulieren, desto schneller wird dieses Unglück des deutschen Volkes zu Ende sein. Ihr müßt begreifen, wie wir es begriffen haben, daß das deutsche Volk nur bei sofortiger Kapitulation seine Stellung in der Gemeinschaft der Nationen wieder einnehmen kann.

Glaubt nicht, daß wir Euch zum Verrat aufrufen wollen, sondern nur zur Rettung der Heimat. Das Schicksal Hitlers und seiner Anhänger ist besiegelt. Vergeßt nicht, Hindenburg und Ludendorff haben 1918 klugerweise den Krieg beendet, als er für Deutschland verloren war. Der Gefreite Hitler begreift den Ernst der Lage nicht.

Das Naziregime in Deutschland muß ausgerottet werden, das deutsche Volk aber muß leben. Die Weiterexistenz des Hitlerregimes bringt dem deutschen Volk neue Entbehrungen, Strapazen und weitere Verwüstungen Deutschlands.

Je schneller Ihr Hitler und seinen Anhängern den Rücken kehrt, desto schneller haben Eure Not, Euer Elend und alle Entbehrungen ein Ende. Handelt ehe es zu spät ist. Deutsches Volk, nun handle selbst!

Bürgermeister:	(Unterschrift)	(Paul Schultz)
Stellvertreter:	(Unterschrift)	(Otto Rückheim)
Bezirksältester:	(Unterschrift)	(Georg Kiens)
Leiter des Stadt.		
Gesundheitswesens:	(Unterschrift)	(Dr. Johannes Friedländer)
Sachbearbeiter des		
Sanitätswesen:	(Unterschrift)	(Friedrich Goetsch, Rechtsanwalt)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Richard Lenz)

Straßenältester:	(Unterschrift)	(Otto May)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Ferdl Luttner)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Kartte, Paul)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Albert Pridöhl)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Hans Müller)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Paul Schlasck)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Paul Schönrock)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Frieda Pause)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Richard Wutschke)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Paul Bley)
Straßenältester:	(Unterschrift)	(Helene Wolf)
Leitender Arzt d. neuen Krankenhauses	(Unterschrift)	(Dr. Alois Heinemann)
Arzt:	(Unterschrift)	(Dr. Friedrich Göhler)
Desinfektor:	(Unterschrift)	(Alfred Esch)
Straßenältester:	(Zwei weitere Unterschriften)	

Eine Fotokopie dieses Dokuments mit den Originalunterschriften liegt vor. Sie wird im „Museum für Landsberg (Warthe) und die Neumark in Herford aufbewahrt. Leider war eine Reproduktion wegen der schlechten Qualität nicht möglich.

Teil 2

Wege in eine gemeinsame Gegenwart und Zukunft

Wiedersehen mit der alten Heimat

– ein Abenteuer des Herzens (1972)

Den Versuch, die Empfindungen glaubhaft zu machen, mit denen ein Landsberger des Jahrganges 1914 bei der Wiederbegegnung mit der verlorenen Heimat ein Vierteljahrhundert nach dem Kriege fertigwerden muß, unternimmt Hans Beske in diesem Beitrag.

In die zeitgeschichtlich-politische Darstellung der Reiseberichte aus den Jahren 1970, 1971 und 1972 nach Landsberg (Warthe) – Gorzów Wielkopolski – ist die Schilderung einer ersten Begegnung des Sohnes Christian mit der Heimat seiner Eltern eingebettet.

25 Jahre nach dem Ende des Krieges zum ersten Mal wieder in der alten Heimat! Niemand sollte das Risiko verschweigen, das mit einer solchen Begegnung verbunden ist. Wer sich aus verständlichen Gründen das Bild alter Erinnerungen und Empfindungen nicht trüben lassen will, wird auf eine solche „Reise in die Vergangenheit“ verzichten und gut daran tun. Wen aber Wehmut und Neugier treiben, der rüste sich auf ein Abenteuer. Dabei geht es weniger um Geschicklichkeitsprüfungen, mit anderen Lebensverhältnissen fertig zu werden, als vielmehr mit der Gefühlswelt im eigenen Herzen. Eine solche Reise in die alte Heimat ist nicht vergleichbar mit dem Erlebnis heimkehrender Emigranten oder dem Besuch eines Auswanderers, etwa dem Besuch eines Deutsch-Amerikaners bei Verwandten in der Bundesrepublik Deutschland. Hier gibt es nicht das „Weißt Du noch?“ und „Es war einmal!“ Hier ist vieles neu und das meiste anders und deshalb ist es so schwer.

Wir – meine Frau und ich – und bei der zweiten Reise auch unser Sohn Christian, bekamen die Einreisegenehmigung im eigenen Wagen ohne Beschränkung zu Freunden in Polen, die seit Jahren von unseren vielfach persönlich leidvollen Bemühungen um eine ernsthafte deutsch-polnische Verständigung wussten. Unsere Arbeit für die Landsleute aus der alten Heimat in Westdeutschland war bekannt und

gewertet als das, was sie auch ist: ein Teil ehrlicher deutsch-polnischer Verständigungsbemühungen. Einem Besuch der alten Heimat stand somit nichts im Wege.....

Die Tatsache, dass Gorzów heute fast doppelt so viele Einwohner hat wie früher Landsberg, ein Vielfaches an Schulen, Internaten und Höheren Schulen und eine bedeutende Kunstfaserstoff-Industrie mit etwa 10 000 Beschäftigten, legt nicht nur Zeugnis ab von der Aufnahme Tausender Polen aus den ehemals ostpolnischen Gebieten (1945 an die UdSSR abgetreten) und deren starker Geburtenziffer (heute sind schon 50 Prozent der in Gorzów lebenden Bevölkerung dort geboren). Der Industrialisierungs- und Verstädterungsprozeß verläuft in Polen in fast gleicher Intensität wie im Westen. Schon heute arbeiten nur noch 30 Prozent der Bevölkerung in der Landwirtschaft gegenüber mehr als 60 Prozent vor dem Kriege.

Was ist von dem alten Landsberg (Warthe) übriggeblieben? Behäbig wie eh und je fließt die Warthe dahin. Sie hat eine neue große Badeanstalt bekommen, in der aber seit einiger Zeit wegen zunehmender Verschmutzung auch dieses Flusses nicht mehr gebadet werden darf! Der Brenkenhoffkanal, die Wepritzer Berge, der Friedeberger Berg, das Goldbeckwäldchen, der Zanziner und sämtliche Anlagen – zum Teil leider ungepflegt – verleihen Gorzów immer noch die unverwechselbaren Grundzüge der alten deutschen Stadt Landsberg. Die vier unzerstörten Kirchen tragen des Ihre dazu bei. Die Marienkirche, heute katholische Kathedrale, ist Zeichen einer bischöflichen Residenz geworden. Sitz des Bischofs Wilhelm Pluta, eines gebürtigen Oberschlesiers, ist die Bahr-Henkesche Villa in der Böhmerstraße gegenüber dem alten Landsberger Lyceum. Ehemalige Landsberger Einwohner gibt es in Gorzów kaum noch.

Die neue Stadt an der Warthe bietet ein ganz anderes Bild, als wir es

von früher her kennen: Der enge Stadtkern um die Marienkirche – 1945 von der sowjetischen Armee sinnlos niedergebrannt, denn die Stadt wurde militärisch nicht verteidigt – ist nach verkehrstechnisch großzügigen Gesichtspunkten völlig neu gestaltet worden und mit dem alten Stadtkern in keiner Weise vergleichbar. Kaum jemand wird den niedergebrannten Gebäuden in der Richtstraße, Priester-, Post- und Wollstraße, der Brückenstrasse sowie dem Markt besondere städtebauliche Schönheit nachsagen wollen, leider scheint dieser Ehrgeiz auch die neuen Bauherren nicht geplagt zu haben. Die Neubauten im Stadtkern – mit Ausnahme eines stattlichen Hochhauses in der ehemaligen Wollstraße – sind langweilig. Eine Sehenswürdigkeit dagegen wurden die Reste der wieder zu neuem „Ansehen“ gelangten alten Stadtmauer. Die Randsiedlungen mit zum Teil recht ansehnlichen Hochhäusern für Zehntausende geben der Stadt ein neues Profil, schon vom südlichen Wartheufer aus deutlich erkennbar.....

Und noch ein anderer Teil ist neu in Gorzów entstanden. Er liegt etwa zwischen der Konkordienkirche und der katholischen Kirche im Süden und dem evangelischen Friedhof, der IG-Farbenfabrik und der Nervenheilanstalt im Norden. Sein Zentrum bilden die aus der ehemaligen IG-Farbenfabrik erweiterten Kunststoffwerke, die inzwischen zusammen mit der früheren Jutfabrik jenseits der Warthe zur führenden Konzentration dieses Industriezweiges in Polen wurden. Mit Kunsteisenbahn, Schwimmbad, Sportanlagen und einem noch geplanten großen Krankenhaus ist hier eigentlich eine neue Stadt nordwärts des alten Landsberg aufgebaut worden. Die Fabriken stellen die existentielle Basis für mehr als 50 Prozent der Einwohner von Gorzów dar..... Was empfand Christian, als er zum ersten Mal in seinem Leben über die Oderbrücke fuhr und schließlich die Heimatstadt seiner Eltern betrat? Christian hatte schon viel

von der Heimat seiner Eltern gehört. Er wusste, dass sie mit Freunden und Bekannten Bundestreffen ehemaliger Landsberger in der Patenstadt Herford organisierten. Treffen vorwiegend für Menschen, die Landsberg und die Dörfer seiner Umgebung aus eigenem Erleben kannten. Er war – aus Höflichkeit und vielleicht auch aus Neugier – schon mitgefahren zu diesen Treffen. Aber was gingen sie ihn schließlich an? Seine Heimat war in Hannover, dort wohnen seine Freunde, dort geht er zur Schule, dort weiß er einigermaßen Bescheid – aber Landsberg (Warthe), heute im fernen Polen?.....

Die nächtliche Fahrt von der DDR-Grenze zwischen Oder und Warthe nach Gorzów war das erste erregende Erlebnis für ihn. Wir fuhren fast allein durch die dunklen Wälder des südlichen Warthebruchs. Dann tauchte die markante Silhouette der Stadt an der Warthe auf, wir waren in Landsberg – oder – wo waren wir eigentlich? Diese Frage bleibt wohl niemandem erspart in diesem Augenblick, keinem, der dort gelebt hat.

Christian wurde zunächst kräftig enttäuscht, denn die Hoffnung auf ein modernes Hotel erfüllte sich nicht. Das fanden wir erst später in Posen und Breslau, besonders gut blieb uns auch das in Grünberg in Erinnerung. Gorzów hat indessen mit erstaunlicher Energie Schulen, Fabriken und Wohnblöcke gebaut – aber keine Hotels für den Tourismus. Die bekannten Landsberger Hotels in der Innenstadt sind 1945 niedergebrannt und nicht mehr aufgebaut worden. Geblieben sind die beiden älteren Hotelhäuser in der Bahnhofstraße ohne Gastronomie und Komfort. Man frühstückt in einer einfachen Gaststätte an der Ecke Bahnhofstraße. In Gorzów fehlen Hotels vorläufig noch. In Polen bekennen sich etwa 95 Prozent der Bevölkerung zum katholischen Glauben. Die evangelisch-augsburgische Kirche zählt nach den Aussiedlungen Deutscher heute noch etwa 80 000 Mitglieder, eine verschwindende Minderheit. In keinem anderen Land Europas spielte die katholische Kirche während der vergangenen 200 Jahre

eine vergleichbare Rolle im Verhältnis zu Volk und Staat. Die Folgen sind sowohl im konfessionellen als auch im staatlichen Bereich wirksam bis auf den heutigen Tag. Im Bewußtsein dieser Tatsachen erlebte Christian als Glied einer evangelischen Familie eine Überraschung: Der katholische Bischof der Diözese Gorzów lud seine Eltern und ihn für einige Tage in seine Residenz ein, als er von den Übernachtungsproblemen erfuhr. Christian wurde Zeuge interessanter Gespräche über Polen, seine Entwicklung vor und nach den Weltkriegen und in der Gegenwart, über die Aussöhnungsbestrebungen zwischen Deutschen und Polen und die Hoffnung auf eine baldige Normalisierung der Verhältnisse. Er erfuhr auch von dem starken Nationalbewußtsein der Polen aus der Zeit langer staatlicher Teilungen und Unterdrückungen. Es blieb ihm nicht verborgen, dass man im Grunde erst eine sichere Position in seinem eigenen Volk und Staat haben muß, bevor man mit anderen Patrioten über Völkerverbindung reden kann. Er lernte und hörte zu – und staunte bei manchen Passagen der Unterhaltung, so wie später auch bei Gesprächen mit Sejm-Abgeordneten und mit Angehörigen des Posener Westinsituts. Es blieb ja nicht bei Gesprächen im bischöflichen Hause. Gegenüber lag die Schule, in der seine Mutter jahrelang die Schulbank drückte, wovon sie mit Freude und manchmal mit sichtlichem Genuß über diese so „goldene Zeit“ berichtete. Der Bischof schmunzelte und hing einen Augenblick eigenen Gedanken nach. Er hatte in Oberschlesien auch eine deutsche Schule besucht und dort seine noch immer glänzenden deutschen Sprachkenntnisse erworben. Natürlich wusste der Bischof auch von den verstärkten Bestrebungen evangelischer und katholischer Kreise in der Bundesrepublik Deutschland um eine deutsch-polnische Aussöhnung. Er war durch den Breslauer Erzbischof Kominek gut informiert über die persönlich risikofolle Rolle, die Christians Vater in den jahrelangen Auseinandersetzungen um die deutsch-polnische Aussöhnung

gespielt hatte und sagte ihm das auch sehr deutlich. Christian wusste, dass seine Eltern schon im Jahr zuvor den Bürgermeister der Stadt Gorzów im Rathause kennengelernt und gemeinsam mit ihm den Industrienaufbau, neue Stadtteile und Gaststätten besichtigt hatten, um damit eine erste persönliche Brücke zu verantwortlichen Stellen von Staat, Kirche und Stadtverwaltung zu schlagen. Er war Zeuge, wie darüber bei dem Landsberger Treffen in Herford berichtet worden war. Jetzt war er selbst dabei. Theorie und Praxis, Vortrag und eigenes Erleben wuchsen langsam zusammen. Der sehr unwirkliche ferne Begriff „Landsberg als Heimat der Familie“ bekam ein klares Gesicht. Ebenso traten aber auch die Schlagworte wie „Ost und West“, „Polen und Deutschland“, „Geschichte und Politik“ aus der Rolle theoretischer Begriffspaare heraus und wurden zu erlebter Wirklichkeit. „Wann fahren wir nun endlich in Eure Traumwälder und die Seen?“ war bald Christians bohrende Frage nach all den historisch-politischen Erörterungen, die ihn langsam zu bedrängen schienen. Dann ging es auch endlich die alte Friedeberger Straße hinauf, an einem Tag voller Sonne und Erwartungen. Fast war es wie vor 40 Jahren. Damals fuhren wir die Strecke zu zweit, mit Fahrrad, Blockflöte und Badehose und vielen sorgenden Empfehlungen der liebenden Mütter im Gepäck. Wie sich Zeiten und Generationen ändern – oder? Christian gingen die Augen über. Er kam aus Hannover und der Lüneburger Heide. Was ist das schon für ein Land – bei all seinen anerkannten Reizen – im Vergleich zu dem Wälder- und Seengürtel der Neumark! Wir waren unsicher, ob man die Osterwitzseen so ohne weiteres finden würde, und natürlich auf der anderen Seite über Kladow und Himmelstätt den See der Landsberger Wandervögel und Pfadfinder, den kleinen, fast verwunschenen Metzeltinsee? Ein Lob der polnischen Forstwirtschaft! Wald, Wege, Straßen und Gebäude in diesem Gebiet glänzten in einem geradezu besuchsfertigen Zustand. Wir fanden uns mühelos zurecht

und waren plötzlich auf dieser Reise wirklich zum ersten Male wieder „zu Hause“

Die kommenden Tage wurden dann auch für Christian zu einer Reise in die Vergangenheit der eigenen Familie mit erregenden Erinnerungen, die den Eltern plötzlich an jeder Straßenecke neu vor Augen zu treten schienen. Das Entscheidende aber fehlte: die Menschen, die „Landsberger“. Es war und bleibt trotz allem ein unwirkliches Bild. Und hier war wieder der Bruch – in der Empfindung der Eltern, aber auch zu den Gedanken, die Christian bewegten. Er fragte neugierig und aufgeregt nach Tatsachen und Menschen – und die Eltern wurden immer einsilbiger nach den anfänglich sich überstürzenden gegenseitigen Hinweisen auf eigene oder gemeinsame Erlebnisse. Ein unwirkliches Bild: wir waren bei uns zu Besuch, aber es war eigentlich niemand zu Hause. Wir kannten hier kaum jemanden – und fast keiner kannte uns. Es war wie im

Niemandsland, wie im Stummfilm, man sah Bilder – aber der Ton war weg.

Das ist das Risiko dieser Begegnung. Nicht so sehr die äußeren Veränderungen von Stadt und Landschaft, die Modernisierung nach zwei bis drei Jahrzehnten des Lebens wie andernorts auch in der Bundesrepublik sind gravierend. Selbst der große verwilderte städtische Friedhof mit seinen zerstörten Gräbern und umgestürzten Steinen konnte die Sache nicht trostloser machen als dieser Eindruck: Die Stadt blieb für uns stumm. Die neuen Einwohner sprachen eine andere Sprache, wir hörten kein Echo auf unsere vielen unausgesprochenen Fragen. Wir waren plötzlich keine Akteure mehr, sondern nur noch Statisten für diese und jene Fotoaufnahme. Hier sind wir am Kern. Hier liegt auch der zentrale Unterschied zwischen unserem eigenen Erlebnis und dem unserer Kinder in der alten Heimat. ...

Für Christian war diese Reise nichts

weiter als eine Fahrt in ein fernes Land mit unbekanntem Brauch und fremder Sprache. Er genoß die Atmosphäre in ihren vielen Gegensätzen zu dem gewohnten Daheim, mit anderen Uniformen, Speisen, Getränken, Geldverhältnissen, aber auch vielen Gemeinsamkeiten, wie Kleidung, moderne Gebäude und Industriebauten in den Städten, hübschen Mädchen und freundlichen Auskünften unterwegs. Er hörte kein einziges böses Wort. Für uns Ältere begann der Genuß des Andersartigen, Fremden erst außerhalb der alten Heimat, so recht eigentlich erst in der Landschaft hinter Posen auf der Fahrt nach Warschau. Wir atmeten fast auf. Auch liebe Erinnerungen können zu einer Last werden – in tragischen Zusammenhängen. Dem einzelnen polnischen Siedler aus dem Osten mag es anfangs nicht anders gegangen sein, wenn auch in einer ganz anderen historischen Phase seiner Nation.....

Hans Beske †

Heimat - lebendiges Erinnerungsbild

30. Januar 1995

Mit dem 30. Januar 1995 jährt sich der Tag, an dem der Autor vor 50 Jahren seine Geburtsstadt Landsberg/Warthe zusammen mit vielen anderen vor dem herannahenden Krieg verließ. Sein Blick zurück läßt Zeitbilder von einst noch einmal erstehen, hinterfragt den Begriff „Heimat“ und formt Gedanken zum Warum, zu den Folgen, zur Sinnbedeutung des Geschehens, zu Überwindung und Zukunftsgestaltung.

Heimat - lebendiges Erinnerungsbild

Heimat ist mehr als Land und Besitz. Heimat ist ein geistiger Begriff, ist sinntragende Standortbestimmung. Heimat ist das kulturell-schöpferische Erbe, das Wissen um frühere Herkunft, anvertraut zur Bewahrung, Rückbesinnung und zur späteren Weitergabe im Zuge des Generationenvertrages. Heimat ist unverlierbare Erinnerung. Sie formt sich in der Rückschau wieder zu Bildern, zu Lebensbildern vergangener Tage. Bilder erzählen immer

eine Geschichte; von Ereignissen und Begegnungen, Zeitumständen, Wünschen und Gefühlen. Und sie berichten von Menschen, die dabei waren, die wir gern hatten und auch von denen, die nicht dabei waren, die fehlten. Erinnerung ist immer auch geschichtlicher Rückblick, ist eine Sammlung von Lebensbildern vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte. Für die Folgegenerationen wachsen diese Bilder über den erzählenden Betrachtungswert hinaus und weisen den Weg zurück zu den Wurzeln eigenen Seins, in denen ihr Selbstverständnis gründet.

Der 30. Januar 1945 ist für uns Landsberger ein historisches Datum. Fünfzig Jahre danach schaue ich auf die frühere Zeit, insbesondere auf diesen Tag zurück, als Landsberg aufhörte, eine deutsche Stadt zu sein.

Landsberg – einst.

Da ist die Erinnerung an das Elternhaus, an den Garten, an das Buddeln und Landschaftsbauen in

der Sandkiste. Da ist der Kindergarten von Tantchen Gollnow, das Rollerfahren auf dem asphaltierten Teil der Böhmerstraße gegenüber dem Lyzeum. Wir identifizierten uns mit den Assen des deutschen Motorsports und riefen die Namen unserer Idole Stuck und Caracciola, wenn wir die Straße hinuntersausten. Es folgten die ersten Versuche auf dem Fahrrad und die entsprechenden Blessuren an Händen und Knien, bis das Gleichgewicht halten gelernt war.

Da war das Schwimmen und die Ausübung jeglicher sportlicher Disziplin in Neptuns Element im Volksbad und in der legendären hölzernen Badeanstalt in der Warthe. Vor allem aber sind ganze sommerliche Nachmittage am Heinersdorfer See in Erinnerung, denn dort gab es richtigen Sandstrand. Wir turnten im Wohlfahrtshaus und verzapften so manche Streiche in den vielen Parks. Die Namen der Parkanlagen sind schöne Erinnerung: Quilitzpark, Mariengrund und Dusterlohschan-

ze; Klosepark; Schönfließpark und Kosakenberg; Zanziner mit Schützenfest; Stadtpark und Rosengarten mit Wildwiese und winterlicher Eisbahn.

Der Brand der Fernmühle blieb mir prägendes Ereignis. Hier erlebte ich zum ersten Male die zerstörerische elementare Macht des Feuers. Staunend verfolgte ich Brandverlauf und Löscharbeiten. Der Schulalltag in der Knabenvolksschule Zechower Straße, kurz KV 1 genannt, ist noch immer in Erinnerung. Auf dem Hinweg morgens lief ich anfangs immer einem größeren Jungen als Schrittmacher nach, weil meine ungeübten Kinderbeine die Schrittgeschwindigkeit von alleine noch nicht halten konnten. Der spätere Schulweg zur Oberschule war schön: Er führte durch die Kladowanlage der Bismarckstraße und ein kleines Stück durch den Stadtpark. Da waren der Markt mit der Marienkirche, der Pauckschbrunnen mit der Brunnenmarie, da waren anfangs noch die Markttage unter dem lichten Schatten der rot blühenden Kastanienbäume. Dahinter aber war die „Italienische“ allemal Ziel leckerer Erfrischung.

Landsberg und seine Umgebung. Herrliche Erinnerungen an sommerliche Radtouren. Die Namen von Gemarkung und Dörfern wiesen auf topographische Gegebenheiten: Hopfenbruch, Roßwiese, Berkenwerder. Andere Namen spiegelten die Ursprünge der Besiedelung: Korsika, Philadelphia, Stuttgart und das unaussprechliche Beaulieu. Kaum glaubhaft, daß es einen Ort namens Kladower Teerofen gab. In der Rückschau erscheinen auch Erinnerungen an Ferien in Zanzhausen, an das dortige Hammerwerk, an Kahnfahrten auf Mierestubbensee und Großem Lübbensee. All dies liegt lange zurück, aber es ist unvergessen. Es sind Erinnerungsbilder einer schönen Zeit, aber dennoch nur eine Spur im Zeitverlauf.

Kriegsbeginn und Kriegszeit.

Die Eltern hatten immer wieder mal des Abends zusammengesessen und was wir dabei hörten, war bedrückend und paßte nicht in unsere friedliche Weltvorstellung. Es war von Kriegsgefahr die Rede und von

anderen Dingen, die wir nicht verstanden und nicht hören sollten. Aber dann war da der 9. November 1938. Es war eine Aufregung im Hause und die Eltern führten Besprechungen, von denen wir Jugendlichen ferngehalten wurden. Mit meinem Großvater ging ich durch die Stadt. Das Bild prägte sich ein bis zum heutigen Tage: Es waren Schaufenster eingeworfen, Auslagen geplündert. Glassplitter lagen auf dem Fußweg. Das Juweliergeschäft Am Markt/Ecke Brückenstraße ist mir in besonderer Erinnerung: Die kleinen Facettegläser der kunstvoll gestalteten Eingangstür waren alle einzeln herausgeschlagen, die Schaufenster entzwei, die Auslagen fort. Glassplitter auch hier auf dem Boden zu Hauf. Und dann standen wir vor der ausgebrannten Ruine der Synagoge. Verbrannte Balken im Innern, angesengte Buchseiten verbrannter Bücher auf dem Straßenpflaster. Die Menschen standen und schwiegen. Die Erinnerung daran ist heute Abstraktion aus Gesehenem, Gehörtem und Gedachtem. Verbrannte Bücher, Scherben und die Gewalt des Feuers waren nur die sichtbaren Vorboten dessen, was längst geistig Form angenommen hatte. Es war nur die Fortsetzung dessen, was zuvor mit Reichstagsbrand, Ermächtigungsgesetz und Gleichschaltung angebahnt war. Nürnberger Rassengesetzgebung und Parolen vom „Volk ohne Raum“ waren schon Maßstab neuen Anspruchsdenkens geworden. Am 27. August 1939 wurde die „Verordnung über die zeitweise Bewirtschaftung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen“ in Kraft gesetzt. Die Lebensmittelkarten waren da. Fünf Tage später begann der Krieg.

Nun rollten Soldaten und Kriegsmaterial durch Landsberg auf Straßen und der Bahn gen Osten. Es gab Einquartierung und die Stadt probte Verdunkelung. Es war die Zeit der „Sondermeldungen“ und der Bekanntgabe der ersten Gefallenen nach dem Gottesdienst. „Da gibt's was ohne“ (Marken) wurde zum geflügelten Wort. Die Bordsteine erhielten an Straßenecken Leuchtfarbenanstrich und man trug Leuchtplaketten am Mantel abends

im Dunklen. Am Volksempfänger hing jetzt das Kärtchen „Wer Feindsender hört ist Volksverräter“ und die skurrile Figur des „Kohlenklau“ gemahnte an Sparsamkeit. Geschwärzte Verdunklungsbirnen mit kleinen Lichtschlitzen zierten nun die Flurleuchten. Feuerlöschgeräte auf allen Etagen, Nächte im Luftschutzkeller und banges Abhören des Drahtfunks wurden zum Ritual. Die äußerlich heile Welt Landsbergs wurde durch zwei Bombendetonationen aufgeschreckt, welche die Brahtzallee trafen. Der Sachschaden war gering, der Schock saß tief.

Das also war Krieg.

Der „Totale Krieg“ wurde 1944 ausgerufen. Geschäfte wurden geschlossen, das Personal an „kriegswichtige Betriebe“ verteilt. Auf der Domäne Merzdorf wurden wir zur Feldarbeit eingesetzt, mit Trecker und offenen Ackerwagen abgeholt und mit einer Gulaschkanone mittags verpflegt.

Nun trug ich als „Pimpf“ im Jungvolk eine Uniform und hatte am Mittwochnachmittag und Samstagnachmittag zum Dienst zu erscheinen. Einmal hatte ich des Nachts Stellungsbefehle auszutragen. Wer von den Rekrutierten mag den Krieg überlebt haben? Es sind Erinnerungsbilder einer Kriegsjugend, die „Kindheitsmuster“ der Christa Wolf. Bilder einer Zeit.

Die letzten Tage

Das ungewöhnliche Geräusch tauchte am 29. Januar 1945 erstmals auf. Ich kannte nichts Vergleichbares und hatte so etwas noch nie vernommen. Es war plötzlich da und hörte nicht wieder auf. Kanonendonner, die nahende Front vor der Stadt.

In den Tagen zuvor waren Pferdetracks auf verstopften und verschneiten Straßen aus dem Osten kommend durch die Stadt gefahren, hatten in Schulen, Turnhallen und öffentlichen Gebäuden genächtigt, waren verpflegt worden und waren weitergezogen. Die Wagen waren mit Stroh und Planen gegen Kälte und Witterung notdürftig geschützt und waren mit dem notwendigen Hab und Gut der gen Westen Flüchtenden beladen. Der Strom der Flüchtlinge zog sich über Tage

hin, veränderte das Bewußtsein der Menschen. Die amtlichen Informationen widersprachen der Wirklichkeit. Es gab keine Räumungshinweise. Besorgte Anfragen wurden von der Parteileitung mit Durchhalteparolen verneint.

Der 30. Januar 1945 brach als trüber kalter Wintermorgen an. Es hatte an die 10 Grad Frost gegeben. Hohe Schneeberge säumten die Straßen der Stadt. Wir hatten um sechs Uhr morgens Bekannten mit ihrem schweren Gepäck zur Bahn geholfen. Nun aber halfen Erfahrungswerte nicht weiter. Vorausschauende Wahrscheinlichkeit, gültige Rechtsnormen, Kriegsdienstverpflichtung und lebensbedrohende Wirklichkeit rangen miteinander. Welche Farbe hat Entscheidungsnotstand, wenn unter dem Kanonendonner der nahenden Front apokalyptisches Endzeitszenarium mit zuvor nicht bekannten Vokabeln buchstabiert werden muß?

Auf den Gleisen des Güterbahnhofes stand ein Zug unter Dampf. Ein Onkel, selbst Eisenbahner, hatte uns hingeführt. Der Handwagen blieb an den Gleisen stehen. Was wir nun ein jeder besaßen, waren ein Koffer, der Rucksack, war die Winterkleidung, mehrfach übereinandergezogen.

Wir, das waren meine Mutter und mein Bruder. Der Vater war an der Front. In den schlimmsten Zeiten standen Frauen und Mütter der Not alleine gegenüber. Dies war der Tag, an dem Landsberg aufhörte, eine deutsche Stadt zu sein.

Heute weiß ich, was gleichzeitig und später geschah. Ich weiß, daß mein alter Klassenlehrer Eduard Preuß als Volkssturmmann in Landsberg gefallen ist. Ich weiß, daß mein späterer Klassenlehrer Alexander Vietmeyer und mein Geographielehrer Dr. Becker nach Rußland verschleppt wurden. Dr. Becker ist dort verstorben. Ich nenne ihre Namen stellvertretend für alle, die in der Notzeit gelitten haben und gestorben sind. Ich weiß von den Schicksalen vieler. Das Los anderer wiederum bleibt ungenannt und mitunter ungeklärt. Doch auch sie sind nicht namenlos.

Die Reise zurück - 1974

Wenn man von Westen über die Mysliborska, die Armii Czerwonej und die Ulica Sikorskiego, die einst Soldiner Straße, Küstriner Straße und Richtstraße hießen, in die Stadt hineinfährt, so kommt man noch immer am Stadion, an der „Gelben Gefahr“ und am Schlachthof vorbei. Doch dieser erste Eindruck trügt: Zwar sind die alten gewohnten Straßen, die Häuserzeilen noch da, doch schon die Häuserlücken zeigen an, welche Kerben Krieg und Nachkriegszeit hinterlassen haben. Der Eindruck verdichtet sich, je weiter wir zur Innenstadt kommen, das Bild ändert sich, wird fremd. Da steht wie einst noch immer die Marienkirche inmitten der alten rotblühenden Kastanienbäume. Doch es ist wie ein Traumbild. Dieser altgewohnte Blick stimmt nicht mehr. Die Kirche steht in einer fremden Umgebung - nicht ein Haus am Markt gleich noch der Erinnerung. Die gesamte engere Innenstadt um den Markt ist verändert, einfach nicht mehr da, anders aufgebaut. Neue Straßen sind entstanden. Dieses Bild ist fast unfaßbar, in den Folgetagen immer wieder neu. Ein Trickbild scheint die Erinnerung zu narren, die Gegenwart zu stören. Wer vor fast drei Jahrzehnten diese Stadt verließ und nun wieder besucht, inzwischen einem anderen Staat zugehörig, vor dem Hintergrund fremder Sprache und unter völlig neuen Verhältnissen, der bringt nur schwer die Kindheitsmuster mit der Gegenwart in Einklang. Er wandelt wie ein Emigrant auf fremden und vertrauten Pfaden zugleich, doch die Vergangenheit, so gegenwärtig sie sein mag, stellt sich nur noch bruchstückweise ein. Um zu erleben, wie das ist, um einen Blick in die Vergangenheit zu werfen, ist diese Reise unternommen worden, diese Reise zurück. Wir gehen durch die Stadt. Es ist ein Wandeln in Vergangenem. Hier dieser Straßenzug, dort der alte Rinnstein noch, der alte Schulweg, die Schule, das Schreibwarengeschäft, in dem der erste Federhalter gekauft wurde; das Haus des Schulfreundes, die Wege, die Straßen, die so bekannten Hausfassaden; der Stadtpark, nein die

ganze Stadt sind Erinnerungen. Die Vergangenheit überschlägt sich plötzlich. Der Krieg hat schreckliche Spuren hinterlassen. Schöne alte und wichtige Gebäude suche ich vergebens. Sie sind verbrannt, zerstört, sinnlos vernichtet worden in einer kampflös verlassenen Stadt. Andere Häuser, schon in meinen Kindheitstagen alt, sind noch heute erhalten und kaum imstande, noch weiter zu altern. Der Speicher, das alte Proviantamt mit seinen schwarzweißen Farben, steht noch immer.

In den Außenbezirken scheint die Zeit stehengeblieben zu sein. Das Schönhofviertel, die Bismarckstraße, die Moltkestraße - es ist wie vor 30 Jahren. Dort stehen noch die gleichen Rotdornbäume und sie scheinen noch genauso groß wie damals zu sein.

Die Farbe der Stadt ist grau. Die alten Häuser haben diese Farbe langsam angenommen, die neuen Bauten haben sie alsbald erhalten. Putz ist in großen Flächen von Fassaden gefallen, Treppenhäuser sind verwüstet, notdürftig repariert, Hausgärten verwildert und eingeebnet.

Gorzów ist eine Stadt, zu deren Türen kein Schlüssel mehr paßt. Die flüchtende Bevölkerung nahm ihre Wohnungsschlüssel mit wie ihre Identität und ihre Vergangenheit. Neue Schlösser und Schlüssel sind rar. Vorhängeschlösser und offene Türen sind überall zu sehen. Bemühungen um Vergangenheitsaufarbeitung und Identitätsfindung hingegen schlagen sich in dem neu geschaffenen Heimatmuseum nieder, das in der ehemals Schröderschen Villa geeignete Räumlichkeiten gefunden hat. Man gibt sich Mühe, ordnet die Anlagen und pflanzt Blumen. Doch der Nachholbedarf ist überall ins Riesenhafte gewachsen. Was ist aus dieser Stadt geworden!

Auf dem Wege zum Elternhaus ist die Aufregung kaum mehr zu meistern. Wie wird dieses eigentliche Ziel unserer Reise, dieses Haus, der Garten, die Nachbarhäuser - wie wird diese Erinnerung heute aussehen.

Vor dem Hause dann bricht die Vergangenheit über uns herein. Das

Anwesen sieht fast wie früher aus, ein wenig älter nur. Durch diese Pforte sind wir vor fast 30 Jahren gegangen, als wir die Stadt, die Heimat verließen; im Winter bei Frost und Schnee, unter dem Geschützdonner der nahenden Front, mit dem notwendigsten Gepäck in den Händen, einer ungewissen Zukunft entgegen.

Die Welt hat sich inzwischen verändert. Das „Damals“ ist zur Geschichte geworden. Längst haben wir neue Häuser gebaut. Es ist Sommer. Nun stehen wir als Touristen hier.

Ich bin geneigt, den alten Schlüssel aus der Tasche zu ziehen und ihn in das alte vertraute Schloß zu stecken. Würde sich die Tür nach 3 Jahrzehnten noch des alten Schlüssels erinnern? Der Schlüssel bleibt in der Tasche, aber das Herz klopft bis zum Halse. Der große langerwartete Augenblick steht unmittelbar bevor. Wenn diese Tür sich öffnet, werden wir das Elternhaus wieder betreten, wird die Erinnerung an das „Damals“ lebendige Wirklichkeit werden, wird das Ziel unserer Reise erreicht sein. Heute ist das Haus der Amtssitz des Bischofs von Gorzów. Wir sind angemeldet. Eine Ordensschwester öffnet und führt uns in das Besucherzimmer. Ein elastischer schwingvoller Schritt wird hörbar, die Tür öffnet sich und Seine Exzellenz, der Bischof Wilhelm Pluta, betritt den Raum. Wir setzen uns und finden Zeit, uns mit dem Außergewöhnlichen dieses Augenblicks vertraut zu machen. Der Bischof ist ein rundlicher beweglicher Mann. Er trägt seine Amtstracht mit Käppchen und Kette. Er spricht fließend deutsch. Der Bischof spricht. Der Bischof fragt nicht. Er weiß, was in der Welt vorgeht. Der Bischof sagt: Der Mensch braucht die Freiheit, und die gerade nimmt der Kommunismus den Menschen. Er sagt: Der Kommunismus macht die Menschen vom Staat abhängig; er gibt ihnen Arbeit und Lebensmöglichkeit und begrenzt ihnen die Möglichkeiten gleichzeitig. Er sagt: Der Staat bekämpft die Kirche längst nicht mehr durch Strafmaßnahmen. Er dirigiert sie über das ökonomische Prinzip. Er, der Bischof, spricht da offener; doch

auch ihm wurde kürzlich das Visum zur Reise nach Rom verweigert. Er beschreibt Sensibilität, Gespür und List seiner Landsleute, mit dem Kommunismus zu leben und dennoch seine Ziele zu erreichen. Er skizziert die Möglichkeiten verstärkter Beziehungen zum Westen und setzt auf den geistigen und ökonomischen Ausgleich.

Wir gehen durch das Haus. Der Bischof führt uns selbst durch alle Räume; wandelnd in zurückgeholter Vergangenheit. Rückschau und Gegenwart fließen ineinander, passen nicht zusammen. Gegenständliches wird abstrakt, gläsern, gleichsam durchsichtig. Dahinter wird traumhaft die frühere Wohnung sichtbar. Von der früheren Einrichtung ist fast nichts mehr vorhanden. Es ist alles in der Zeit russischer Besetzung zerschlagen, verheizt und fortgeholt worden. Der Kachelofen ist noch vorhanden. Die bleigefärbten Butzenscheiben der Flurfenster haben den Krieg ebenfalls überstanden und nichts von ihrer Leuchtkraft eingebüßt. Der eichene Eßtisch findet sich in einem anderen Raum. Der Sesselstuhl meines Großvaters dient nun dem Bischof bei Tische. Ich freue mich über die würdige Nachfolge, der das Sitzmöbel nun dienen kann.

Der Bischof schmunzelt und die Situation führt zu einem Gedankenaustausch über Eigengesetzlichkeit und Dynamik irdischer Dinge und Wertvorstellungen. In einem Zimmer des Obergeschosses hat sich der Bischof eine kleine Privatkapelle eingerichtet. An der Stelle des Gewehrschranks mit den Jagdwaffen des Großvaters steht nun der kleine Hausaltar. Die Tatsache dieser Symbolik führt zu einem weiteren Zwiegespräch über Sinn und Unsinn menschlichen Tuns, über Möglichkeiten und Grenzen schöpferischen Spielraums, über Weg und Ziel zu letztendlicher Erkenntnis. Wir wandern durch den ehemaligen Garten, der heute nur noch Spuren der früheren Anlage zeigt. Auch Bäume altern und bekommen im Zeitverlauf ein genarbtetes, von Altersfurchen durchzogenes Gesicht. Ich sehe die Bilder meiner Kindheitstage wie Ereignisse einer Zwischenwelt. Im Garten erhebt

sich ein Hügel, den es zuvor nicht gab. Aus Berichten wissen wir, daß sich darunter zerbrochene Möbel und zerstörter Hausrat befinden, durch Besatzungswillkür vernichtet und schließlich aus dem Hause geschafft und zu jenem Hügel aufgeschichtet.

Wir gehen in das Haus zurück, durch die Zimmer und Korridore. Ich stehe in meinem einstigen Zimmer und schaue wie einst in den Garten hinaus. Es ist das Bild von zweierlei unterschiedlichen Wirklichkeiten; Realität und Wirklichkeitsanspruch bleiben in Widerspruch zueinander. Wir verabschieden uns. Wir danken für den Empfang, für die Gespräche, für die Führung durch das Haus. Freundlich wünscht uns der Bischof eine gute Heimreise. Kommen Sie wieder, sagt er. Dann schließt sich die Dielentür hinter uns, das Portal fällt ins Schloß, danach das Gartentor.

Blühende Ziergehölze säumen unseren Weg in die Stadt, heute wie einst. Doch wir sind Fremde in einer fremden Stadt; nicht zurückgekehrt, sondern nur noch einmal wiedergekommen wie jemand, der etwas Verlorenes, etwas versehentlich Liegengelassenes nunmehr mitnehmen wollte. Landsberg, die Stadt, ist nicht mehr. Es ist nicht nur der Name, der sich geändert hat. Es ist etwas neues entstanden: Die Heimat von inzwischen 90.000 Menschen.

Jahre später habe ich mit meiner Frau zusammen Gorzów erneut besucht. Ich habe Abstand gewonnen von Bildern der Vergangenheit. Ich habe sie eingeordnet in die Geschichte, die zu einem Teil meines Ichs geworden ist. Bischof Pluta habe ich nicht mehr wiedergesehen. Er war zuvor auf einer Dienstreise tödlich verunglückt.

All dies sind ebenfalls Lebensbilder. Lebensbilder vor dem Hintergrund der Zeitgeschichte. Bilder aus dem Brunnen der Erinnerungen.

Rückschau

Wir schreiben das Jahr 1995 und blicken auf die Geschehnisse vor fünfzig Jahren zurück. Wir blicken zurück aus der Sicherheit eines Landes, dem seither fünfzig Jahre Frieden als Lebenschance beschieden wurden. Wer zurückschauen

kann, gehört zu jenen, die noch einmal davongekommen waren oder den Vorzug der späten Geburt erhielten.

Damals aber geschah für viele das Undenkbare, das auch in kühnsten Überlegungen nicht Vorstellbare. Viele haben in Einschätzung der Realität des Krieges Besitz und Heim verlassen, andere mußten die Vernichtung ihres Eigentums mit ansehen und viele bezahlten mit dem Leben. Manch menschlicher Geist zerbrach an einer Wirklichkeit, von der er zuvor nicht geahnt hatte, daß es sie geben könnte. Die Seelen schrien ihre Not in die Nacht hinaus, die sich wie ein Leichentuch über das Land gelegt hatte. Doch Seelen sterben lautlos. Statistiken zählen sie nicht. Die Schrecken des Krieges aber verband Menschen auch im unglaublichen Leistungswillen des Überlebenwollens. Flüchtlinge, Strandgut der Geschichte, ein Heer von Heimatlosen, zog durch das Land und suchte Aufnahme, Unterkunft und Neuanfang; erschöpft, abgerissen, vor allem aber seelisch zutiefst verletzt; nur auf ein Selbstbewußtsein gestützt, das sie als kulturelles Erbe ihrer Herkunft mitbrachten.

Inzwischen hat sich die Welt verändert, haben sich Staaten aufgelöst und neu geformt. ihre Grenzen und Ideologien geändert und ihre Begriffe von Freiheit, Recht und Frieden neu geschrieben. Die Beziehungen der Menschen in Europa sind einer erweiterten Weltsicht gefolgt. Heute sind diese Ereignisse schon Geschichte und die Erinnerungsbilder von damals sind zu Geschichtsbildern unseres Landes und Volkes geworden, in denen die noch Lebenden längst Teil dieser Geschichtsschreibung geworden sind. Geschichte ist ein pluraler Begriff. Geschichte ist die Summe von Einzelschicksalen, von Menschen. Wir halten inne bei der Rückschau, wenn wieder die Bilder der Verzweifeln, der Verstümmelten, der Toten auftauchen; jener, die durch Krieg und seine Folgen erschossen, erschlagen, erfroren, verhungert sind, durch Krankheit oder Verletzungen starben oder sich aus Verzweiflung selbst das Leben nahmen. Die Frage nach dem Sinn, die

solche Geschehnisse haben könnten, ist falsch gestellt. Kriege haben keinen Sinn. Die Menschen müssen diese Geschehnisse selbst deuten, müssen über Sinnsuche und Sinnfindung zu neuer Erkenntnis kommen und diese verwirklichen. Es bleibt die historische Perspektive, das Wissen um unsere Vergangenheit, um unseren Ursprung, unsere Herkunft. Darauf gründet unser Sein, unser Selbst, unser Denken und Tun, auch unsere Zukunftsentscheidungen. Die Suche nach Sinn aus der Vergangenheit weist Wege über die Gegenwart hinaus in die Zukunft. Die Menschen und ihre Schicksale dürfen nicht vergessen werden. Sonst wäre ihr Sein, ihr Wirken, ihr Erbe umsonst gewesen. Diese Verpflichtung haben wir unseren Toten gegenüber.

Alle Denkmäler dieser Welt erfüllen zeitlich begrenzt und höchst unvollkommen ihren eigentlichen Sinn. Die Ereignisse der Weltgeschichte gehen über sie hinweg und zeigen die Endlichkeit allen menschlichen Tuns an.

Die Aufgabe der Erinnerung obliegt den Lebenden. Die steinernen Denkmäler nehmen ihnen diese Aufgabe nicht ab. Die Überlebenden und die Folgegenerationen sind die Träger der Erinnerung und des Bewußtseins, des bewußten Seins dessen, was einmal war. Erinnerung aber macht nur Sinn, wenn aus passiver Rückschau positives Denken für die Zukunft erwächst, wenn sie aktives Handeln steuert und zum Besseren führt; wenn die Tatsache menschlicher Unzulänglichkeit zur Erkenntnis reift und sich in Zukunftsimpulsen verdichtet. Erinnerung ist Aufforderung an die Folgegenerationen, das historische Erbe bei der Gestaltung dieser Welt zu Gutem zu nutzen. Geschichtsschreibung dient immer den Lebenden. Erinnerung heißt aber auch, wie Barbara Beske vor einem Jahr in ihrem Leitartikel schrieb, diese Zeiteindrücke in Bilder zu übersetzen, die verständlich für die Jüngeren sind. Erinnerungen sind ein kostbarer Schatz. Sie sind lebende Wirklichkeit, vergangene Gegenwart. Erinnerungen mögen älter werden, aber sie altern nicht. Heute sind die Geschehnisse vor fünfzig Jahren aus der größeren

zeitlichen Entfernung zu betrachten. Abstand haben heißt aber nicht Abschied nehmen, aber einordnen in den großen Zusammenhang des geschichtlichen Rahmens, in dem Ereignisse und ihre Ursachen gleichermaßen Platz haben. Die Zukunft der Menschheit hängt ab von der Erkenntnis und Einsicht, daß kein Tun ohne Folgen bleibt, daß es von der moralischen Qualität allen Tuns abhängt, welche Folgewirkungen auftreten werden; von einer Moral, die immer auch die Unbeteiligten und den Gegner einbezieht. Das umfassende Bewußtsein universeller Verantwortung eines jeden entscheidet immer wieder neu über Weg und Ziel; über Frieden und Nichtfrieden. Die Welt, in der wir leben, ist nicht austauschbar. Wir können sie nur pflegen und den kommenden Generationen erhalten. Gewaltverneinung allein genügt hier nicht, sondern nur das ständige aktive Frieden stiftende Wirken. Es entspricht einem Urgesetz, daß sich jede Generation das Wissen um Frieden und Friedenserhaltung neu erwerben muß, um aus dieser selbst erworbenen Erkenntnis heraus Frieden dauerhaft wirksam zu gestalten und auch kämpferisch zu verteidigen. Das sind Lehre und Auftrag zugleich, die aus rückblickender Geschichtsbetrachtung zu ziehen sind; die wir den vielen Toten und Verletzten schulden, eingedenk der Verluste nicht zu ersetzender Kulturgüter auf allen Seiten. Dazu gehört auch, das Wünschbare und sogar Notwendige immer wieder mit dem Machbaren abzugleichen, und sich gleichzeitig von den Altlasten früheren Denkens und Handelns zu lösen. Die Menschen müssen ihr Leben als kostbare Einmaligkeit mit ihren Möglichkeiten und Chancen begreifen. Sie müssen sich des Wertes ihrer schöpferischen Fähigkeit bewußt werden.

Die Jüngeren sind aufgerufen, die zur Geschichte gewordene Vergangenheit mit ihren Ursachen, Vorgängen und Auswirkungen zu verstehen, um auf diesem Verstehen gründend innovative Wege in die Zukunft zu formen.
Dietrich Stephani
Weygandtstr. 68
22419 Hamburg

Abschied und Wiedersehen mit der Heimat

Als im Mai 1945 der 5 1/2 Jahre dauernde 2. Weltkrieg zu Ende ging, hatte er sehr viel Leid und Elend auch über die deutsche Nation gebracht. Es gab kaum eine Familie, die nicht den Verlust eines lieben Angehörigen zu beklagen hatte. Selbst mein Vater wurde noch im Alter von 66 Jahren von den Russen verschleppt und kehrte niemals wieder. Zwei Schwestern starben an Typhus, ein Schwager und drei Cousins waren gefallen. Mein ältester Bruder kam als Spätheimkehrer aus russischer Kriegsgefangenschaft ausgemergelt an Leib und Seele mit einem schweren Leiden zurück, an dessen Folgen er verstarb. Ein anderer Bruder lag schwer verwundet im Lazarett. Mit manchem guten Freund und Bekannten aus unserem kleinen Ort gab es kein Wiedersehen mehr. Es war alles so traurig und tat so unendlich weh. Jeder stand nun mit seinem schweren Schicksal alleine da und mußte damit fertigwerden. Als dann die Vertreibung aus unserer geliebten Heimat begann, war der Schmerz in unseren Herzen groß, sie für immer verloren zu haben. Wir mußten alles zurücklassen, was uns einmal lieb und teuer war und was sich unsere Eltern einst mit sechs Kindern mühselig und mit Fleiß geschaffen hatten. Jeder fragte sich damals: „Wirst Du sie noch einmal wiedersehen?“ Ich durfte sie wiedersehen, im Jahre 1977 zum ersten Mal und nach der Wiedervereinigung noch öfter. Nun mit meinem Mann, Sohn und Schwiegertochter. Wenn auch unter schweren Bedingungen. Wir benötigten damals drei Visa. Eines für die Polen, eines für die DDR zur Einreise aus der Bundesrepublik und noch eines für die Ausreise aus Polen durch die DDR. Es war sehr schwierig und mit großen Kosten verbunden. Wir mußten außerdem mit unserer Deutschen Mark noch einen Zwangsumtausch für die DDR und Polen leisten. An den Grenzen wurden wir lange aufgehalten, unsere Nerven über Gebühr strapaziert und von den DDR-Grenzern verhöhrt, als hätten wir etwas ver-

brochen. Aber wir haben auch dies bewältigt. Ich wollte doch meine Heimat wiedersehen, egal um welchen Preis, und sie meiner Familie zeigen.

Wir machten das erste Mal Rast in unserer ehemaligen Kreisstadt Landsberg (Warthe) und sahen uns hier ein bißchen um. Es hatte sich so manches verändert. Die Stadt war ja bei Kriegsende von den Russen teilweise niedergebrannt worden. Der Marienplatz ist sehr großzügig wieder aufgebaut worden. Die Marienkirche war noch erhalten und auch die Post. Das fand ich gut. Die zerstörte Richtstraße war wieder neu erstanden. Zur damaligen Zeit, 1977, zeigte sich die Stadt wieder in einem guten Zustand.

Im Gegensatz zu meinem kleinen Heimatort. Hier war die Zeit offenbar stehengeblieben oder gar noch zurückgegangen. Wir kamen über Beyersdorf und Marwitz in Zanziner Teerofen an. An der Försterei empfing uns der Duft unserer schönen märkischen Heide, die im Mai so herrlich nach Birken, Buchen und Kiefern roch, einfach faszinierend. Die Vögel sangen ihr Lied wie einst, als wäre nichts geschehen in dieser langen Zeit. Ich konnte die Heimat wieder sehen, riechen, spüren, wahrnehmen. Ein Erlebnis, ein Geschenk nach all den Jahren, für das man dankbar sein mußte. Auf unserem kleinen Anwesen angekommen, empfing uns die damalige polnische Familie sehr herzlich und wir waren sehr erstaunt darüber. Waren wir doch einst Feinde gewesen, jetzt waren unsere Gefühle aufgeschlossen, und das tat gut. Sie bewirteten uns und wollten sogar ein Huhn schlachten und wir könnten sogar über Nacht bleiben. Aber wir konnten das freundliche Angebot nicht annehmen, denn wir waren immerhin acht Personen und die Umstände wären zu groß gewesen. Unser im Jahre 1930 erbautes Haus war in gutem Zustand, die Fensterläden sogar frisch gestrichen, was es noch rausputzte. Und unser großer Kastanienbaum, der uns in heißen Sommertagen immer soviel Schatten spendete, und unter

dem wir Hochzeiten, Kindtaufen und Familienfeste feierten, stand auch noch an seinem angestammten Platz, lediglich sein Umfang hatte stark zugenommen. Viele Erinnerungen wurden wach. Nun mußten wir wieder Abschied nehmen. Wir versprachen, wiederkommen. Aber es dauerte bis zum Jahre 1991.

Als nach der Wiedervereinigung im September zum ersten Mal unser Heimattreffen stattfand, war die Freude groß. Dank unseres Heimatdelegierten Horst Eisermann, der glücklicherweise in Frankfurt/Oder, nahe an der polnischen Grenze, lebt und unsere Heimattreffen alle zwei Jahre in vorbildlicher Weise organisierte, konnten sich viele Nachbarn wieder glücklich in die Arme schließen. Es gab Tränen, diesmal Freudentränen, sich nach so langer Zeit wiedersehen zu können. In diesem Jahr im Mai findet nun schon das dritte Treffen statt. Und wir freuen uns schon jetzt auf diesen schönen Tag. Denn man nimmt immer wieder neue Eindrücke mit nach Hause und sieht, wie sich auch dort alles weiterentwickelt in der ehemaligen Heimat. Beim letzten Mal erkannte man schon deutlich, wie es nun auch aufwärts gehen wird, zwar nicht überall, aber doch so langsam hier und da. Auf unserem Anwesen hat sich inzwischen eine neue polnische Familie mit Kompagnon angesiedelt und einen Strickereibetrieb eingerichtet. Auch mit dieser Familie haben wir ein gutes Einvernehmen und sie sorgt dafür, daß es immer zu einem gemütlichen Treffpunkt der Zanziner und Teerofener bei ihnen kommt. Sie sind sehr gastfreundlich. Hinsichtlich ihrer Strickereierzeugnisse klagten sie auch schon über Absatzschwierigkeiten. Man muß daher gespannt sein auf das, was sich diesmal nach 2 Jahren verändert oder verwandelt hat.

In diesem Jahr jährt sich zum 50. Mal das Ende des unseligen Krieges und die schmerzliche Vertreibung aus der Heimat. Eine lange Zeit. Wenn wir auch die geliebte Heimat nicht wieder zurückbekom-

men konnten, so haben wir doch auch etwas Gutes bekommen. Wir sind wieder vereint worden und es fand, Gott sei Dank, kein Krieg in dieser Zeit auf unserem Boden statt, kein sinnloses Blutvergießen. Wir können mit unseren Nachbarn in Frieden und Freundschaft leben. Die Grenzen sind offen und wir

können ohne große Mühe in unsere ehemalige Heimat reisen. Dafür sollten wir dankbar sein.

Inge Schneider geb. Apitz
aus Zanziner Teerofen
Galgenweg 15
86899 Landsberg am Lech

Erste Reise nach Gorzów/Landsberg

Im Jahr 1978 bestand die Patenschaft Herfords für die Bewohner von Stadt und Kreis Landsberg über 20 Jahre. Es war bei den Spitzen von Kreis und Stadt Herford der Wunsch entstanden, die Patenstadt kennenzulernen. Man hielt die Zeit aber noch nicht für reif für eine offizielle Begegnung. So plante man eine Reise nach Posen mit einem Abstecher nach Gorzów. Es reisten: Landrat Moning, Oberkreisdirektor Dr. Ragati, Günther Lücking, der Leiter des Schulamtes im Kreis Herford, Bürgermeister Dr. Klippstein, wir zwei Landsberger: Pastor Dr. Klaus-Jürgen Laube und ich, Ursula Hasse-Dresing, als Ortskundige und unsere beiden Fahrer.

Nach einem erlebnisreichen Tag in Poznan fuhren wir nach Gorzów, wir beiden Landsberger mit klopfendem Herzen. Zum ersten Mal von Süden sich der Stadt zu nähern und den Turm der Marienkirche zu sehen, ließ uns beide verstummen. Nach einer kurzen Rundfahrt in der Stadt, bei der wir vergeblich ein Nachtquartier zu finden suchten (man bot uns in dem alten Hotel in der Bahnhofstraße 2 Vierbett-Zimmer an!) wollten die Herforder allein einen Stadtpaziergang machen und etwas zu Mittag essen. Wir suchten unsere Elternhäuser auf. Im Haus meiner Eltern im Hintermühlen-

weg (ul. Pushkina) 47 wohnte und arbeitete ein Mechaniker. Das Haus wirkte natürlich gealtert aber durchaus vertraut. Wir standen etwas unentschlossen, die Hausfrau kam zur Tür und fragte nach unseren Wünschen. Mühsam erklärten wir, dass ich in diesem Haus gelebt, dass es meinen Eltern gehört hatte und baten um Einlaß. Sie sagte: "Mann fragen" und verschwand wieder im Haus. Beide kamen bald wieder, wir wurden hineingebeten, bekamen Tee und sicher den Nachmittagskuchen der Familie. Wir saßen in dem Zimmer, das früher unser Esszimmer gewesen war. Und merkwürdig, es waren andere Möbel, aber sie standen genau in der gleichen Anordnung wie zu unserer Zeit. Nach einer Weile standen die Hausfrau und ich am Fenster zum Garten, stützten die Unterarme auf und sahen hinaus. Und wieder dies Gefühl der Wiederholung: genau so hast du früher mit deiner Mutter hier gestanden. Man holte uns Billetts für die Straßenbahn, weil wir das ja wahrscheinlich nicht richtig gemacht hätten. Es war März, aber ein sehr warmer Tag. In der Straßenbahn stand plötzlich ein Mann vor mir auf, sagte „Bitte sehr“ und bot mir seinen Platz an. Ich dankte und setzte mich und in dem Moment fiel mir auf, dass er mich ja auf Deutsch an-

gesprochen hatte und ich ihm nicht in seiner Sprache danken konnte. Da war das Gefühl erschreckend stark, nicht mehr hierher zu gehören, wenn man sich kaum mit den Menschen verständigen konnte. Zum Glück hat sich dies inzwischen geändert dank der vorzüglichen deutschen Sprachkenntnisse vieler Polen und auch vieler freundlicher neuer Kontakte.

Wir besuchten dann das Elternhaus von Pastor Laube, leider mit geringerem Erfolg, wir kamen nur bis an die Haustür. Auch unsere Herforder Reisebegleiter waren enttäuscht, sie hatten nichts zu essen bekommen, sie meinten, man habe sie wegen ihrer deutschen Sprache nicht verstehen wollen. So fuhren wir wieder nach Posen zurück, ein wenig enttäuscht, aber doch auch in dem Bewusstsein, dass wir es mit unserer spontanen Reise wohl falsch angefangen hatten. Wir nahmen uns einen weiteren, besser geplanten Besuch vor.

Aus heutiger Sicht (2005) kann man sagen, es war damals noch eine Reise in ein fremdes Land, ein anderes System. Seitdem aber ist dies Land und seine Menschen von Mal zu Mal vertrauter geworden, eine neue alte Heimat.

Ursula Hasse-Dresing

Hilfe für ein Waisenhaus

Seit zwei Jahren führe ich in der alten Heimat, dem heutigen Gorzów, unter dem Motto „Wege zueinander“ humanitäre Maßnahmen durch. Es wird von mir vornehmlich ein Waisenhaus für kleine Kinder bis zu 5 Jahren betreut. Die Kinder wur-

den von den Eltern abgelehnt oder wurden diesen von amtswegen fortgenommen, weil sie zu verwahrlosen drohten. Die finanziellen Mittel für diese Hilfe kann ich dem Spendenkonto, zu dem auch Sie beigetragen haben, entnehmen. ... Zur

Situation im Waisenhaus am früheren Hintermühlenweg: Das Haus steht unter städtischer Aufsicht. Die Haushaltsmittel sind, bedingt durch die wirtschaftliche Situation in Polen, unzureichend. Das Objekt umfaßt außer Nebengebäuden zwei

große Häuser für die Unterbringung der Kinder. Das Hauptgebäude wird renoviert. Diese Arbeiten laufen seit mehreren Jahren und mußten städtischerseits 1991 eingestellt werden, da keine Gelder mehr vorhanden waren. Seitdem werden die Arbeiten in Eigenregie mit Spenden und Hilfe Dritter weitergeführt. Der Rohbau ist fertig, es fehlen noch alle Installationen (Wasser, Licht, Heizung), die Fußböden, Wände und Decken sind noch im Rohzustand. Für die Einrichtung ist noch nichts vorhanden. Nachdem die leibliche Not der kleinen Kinder behoben ist, gilt hier meine Hilfe und zwar nicht mit Bargeld, sondern Sachleistungen, wie Armaturen, Installationsmaterial usw., dessen Verwendung ich kontrollieren kann. Diese Hilfen, auch anderer Sponsoren, wurden in der örtlichen Presse bereits gewürdigt. Daß diese Hilfen

nicht irgendwie versickern, dafür ist Sorge getragen.
 Wie wurden die Spenden verwandt?
 Lebensmittel 3.161,40 DM
 Med. Material 515,73 DM
 Renovierung 500,00 DM
 Kontostand per 31.12.1992
 1.061,45 DM
 Das Guthaben hat sich inzwischen um einige 100 DM erhöht und soll bei nächster Reise für die Beschaffung von Sanitärkeramik herangezogen werden. So hofft die Heimleitung, bis zum Jahresende das Haupthaus soweit fertig zu haben, daß wieder Kleinkinder ab dem Säuglingsalter aufgenommen werden können.
 Die Betreuung der Kinder muß als optimal angesehen werden. Davon überzeugten sich bereits Landsberger Heimatfreunde aus Neuruppin, die zu Nikolaus 1992 für die Kinder eine Weihnachtsbescherung aus-

richteten. Ein Video (VHS) über die Weihnachtsfeier kann bei mir ausgeliehen werden. Diese Betreuung der Kinder mit kleinen Festen soll von den Neuruppinern weitergeführt werden.

Über die Betreuung des Waisenhauses hinaus erhält die psychiatrische Klinik in der früheren Friedberger Straße dringend benötigte Medikamente, die ich hier von Ärzten und Apotheken gespendet bekomme. Unterstützung finde ich auch beim Paritätischen Wohlfahrtsverband, dem hier an dieser Stelle zu danken ist.

Meine Bemühungen um die humanitäre Hilfe in der alten Heimat in Landsberg/Warthe werde ich fortführen und bitte um Ihre Unterstützung.

Werner Siebke †

Einweihung eines Gedenksteines auf dem ehemaligen Hauptfriedhof von Landsberg

Seit dem 17. Oktober 1993 steht auf dem ehemaligen Hauptfriedhof von Landsberg ein würdiger Gedenkstein, der an die auf diesem Friedhof bestatteten Toten erinnert. Der Stein trägt am Kopf das alte und gleichzeitig neue Stadtwappen. In polnischer und deutscher Sprache steht auf einer Bronzetafel: „Zum Andenken an die Bewohner unserer Stadt, die auf diesem Friedhof in den Jahren 1831 bis 1945 bestattet wurden.“ Darunter, etwas kleiner, stehen die Namen der gemeinsamen Errichter des Denkmals: Miasta Gorzów (Stadt Gorzów) und Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe), Stadt und Land. Die festliche Einweihung des Steines begann mit einem Ökumenischen Gottesdienst in der wieder aufgebauten alten Friedhofkapelle, die heute Kirche für die kleine evangelische Gemeinde ist. Die Predigt hielt Bischof Józef Pospiech, Zielona Gora/ Grünberg, dessen Wirkungsbereich fast das gesamte nördliche Polen umfaßt. Er hielt eine wundervoll klingende Predigt in polnischer Sprache, die er aus dem Stegreif für uns ins Deutsche über-

setzte. Den Text des Tages verlas für die katholischen Teilnehmer Proboz Dr. Stanislaw Gres, Gralow, ein Vertreter der Ökumenischen Kommission des polnischen Episkopats. Der deutsche Text wurde von einem holländischen Geistlichen gelesen, der mit einer Reisegruppe am Ort war. Es war ergreifend, in diesem Rahmen Gedenkworte für unsere Toten auf dem Friedhof zu hören, von denen man wußte, daß sie ernst gemeint waren. Nach dem Gottesdienst begab man sich auf den Platz vor dem wenige Meter entfernt errichteten Stein. Nach einer kurzen Einleitung durch einer Bläsergruppe begrüßte Stadtpräsident Gorywoda die Teilnehmer an der Feierstunde. Er hatte zu Ehren dieser Veranstaltung eine Tagung in Krakau unterbrochen, zu der er noch am selben Tage wieder fahren mußte. Die Bundesvorsitzende folgte mit ihrer Ansprache: Sehr geehrter Herr Bischof, sehr geehrter Herr Dr. Gres, sehr geehrter Herr Stadtpräsident. Meine Damen und Herren, sehr geehrter Herr Bürgermeister, liebe Landsleute und Freunde! Dies ist ein großer Tag

für uns ehemalige Landsberger. Für die Möglichkeit, hier an einem Gedenkstein für unsere Ahnen, Verwandten, Freunde zu stehen, ist der Stadt Gorzów, an ihrer Spitze dem Herrn Stadtpräsidenten, herzlich zu danken. Zwei Dinge erscheinen mir hier und heute besonders wichtig: Das erste: Uns ist mit diesem Stein ein Stück Heimat wiedergegeben worden. Ich denke, ich darf dies so sagen, ohne mißverstanden zu werden. Der Begriff Heimat wird von uns nicht mit Besitzansprüchen verbunden. Es ist eine Heimat des Erinnerns, des Herzens, der Liebe, nicht der möglicherweise fordernden Hand.

Von heute an dürfen wir nun nicht nur sagen, sondern zeigen, „Hier liegen unsere Toten, die wir geliebt haben und die ein Teil unseres Lebens waren“. In diesem Sinne ist dieser Ort ein Stück Heimat für uns. Hier liegen in ihnen unsere Wurzeln, an die wir uns in Dankbarkeit und Liebe erinnern. Wir Deutschen sind durch die Ereignisse dieses Jahrhunderts, an denen wir zu unserem Leidwesen nicht unschuldig waren, zumindest zu einem Teil ein

Volk geworden, das seine Wurzeln vergessen, wenn nicht gar verloren hatte. Wir besinnen uns heute wieder auf sie und gewinnen damit einen Teil unserer persönlichen Identität zurück. Es hilft uns dabei das Bewußtsein, aus unserer Vergangenheit heraus in eine europäische Zukunft zu gehen.

Vielleicht wünschen sich manche der Einwohner Gorzóws, die wie wir ihre Heimat verloren, einen gleichen Ort des Gedenkens. Wir wünschen ihnen, daß die geschichtliche Entwicklung, die zur Zeit so unübersichtlich ist, auch ihnen dazu verhilft.

Das andere: Daß wir, Polen und Deutsche, diesen Gedenkstein gemeinsam errichtet haben und hier zusammen stehen - es ist ein Signal und eine Gnade. Ein Signal des gewachsenen Verständnisses zwischen unseren Völkern. Ein Zeichen der Versöhnung und des Willens zum Miteinander, hoffentlich ein Zeichen von Freundschaft in einer gemeinsamen Zukunft in einem geeinten Europa. Daß auf diesem Steine die Namen Gorzów und Landsberg nebeneinander stehen, ist ein Zeichen gemeinsamer Liebe zu diesem Boden und ein Versprechen, daß wir alle dafür arbeiten wollen, daß Freundschaft und Frieden weiter wachsen können. In einer Zeit, in der wir täglich von grausamen Kämpfen in anderen Teilen Europas und der Welt hören, stehen wir hier im Zeichen des Friedens - möge unser Bemühen von Erfolg begleitet sein!

Stellvertretend für alle, die hier begraben wurden, nenne ich Landrat Graf Clairon de Haussonville (1923) als historische Persönlichkeit. Er setzte sich während seiner Amtszeit besonders für die Schaffung und Verbesserung der Verkehrswege ein, die den wirtschaftlichen Auf-

schwung von Stadt und Kreis erst möglich machten. Sein Grabmal haben wir respektvoll betrachtet. Gundel Schreuder, meine Freundin, die als Kind hier begraben wurde. Max Bahr als eine Persönlichkeit, die für die Stadt Landsberg viele soziale Leistungen erbracht hat, die auch für die Stadt Gorzów noch von Bedeutung sind.

Ich danke Ihnen, Herr Bischof, für Ihre Gedenkworte im Gottesdienst ich danke Ihnen, Herr Stadtpräsident, und Ihren Mitarbeitern für die Errichtung dieses Steines. Ich danke Orchester und Chor der Kathedrale für ihre Mitwirkung. Ich danke Ihnen allen, daß Sie durch Ihre Anwesenheit diesem bedeutsamen Ereignis eine festliche Note verliehen haben.

Nach zwei geistlichen Liedern, gesungen durch den Chor der Kathedrale, folgten die Ansprachen von Bürgermeister Hinrichs, dem Vertreter unserer Patenstadt, und von Herrn von Bodenhausen, dem Stellvertretenden Sprecher der Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg. Jürgen Hinrichs legte seiner Ansprache den „Chor der Toten“ von C.F. Meyer zugrunde: „Wir Toten, wir Toten sind größere Heere, als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere.....“

Er ehrte die polnischen Teilnehmer mit einem kurzen Gedicht der polnischen Dichterin Maria Pawlikowska-Jasnorzewska :

Polen, mein weißer Mond, verwundert,
der um sein Dasein kämpft, ohne Furcht,

nach Art der Monde von Kratern zerfurcht

kreuz und quer, zu hundert.....

Herr von Bodenhausen beglückwünschte uns im Namen der Landsmannschaft zu diesem Tag und wünschte der gemeinsamen

Verständigungsarbeit der Deutschen und Polen weiterhin Erfolg. Der Stadtpräsident und die Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft enthüllten den Stein, der Vorstand der Bundesarbeitsgemeinschaft legte einen Kranz nieder, dessen Schleife unsere Stadtfarben grün-weiß-rot trug. Ein gemeinsames Gebet schloß die Feierstunde. Danach hatten auch die letzten Tränen in den Augen: Musiker und Chor intonierten die „Märkische Heide“, das von uns erwartete Mitsingen gelang wegen der Rührung kaum. Einige Teilnehmer an der Feier legten dann noch Blumen im Gedenken an ihre Angehörigen nieder. Es ist eine große Sache, daß heute solche Feiern und die Errichtung von Gedenksteinen, die an deutsche Tote erinnern, möglich sind. In unserem Falle sollten wir besonders dankbar sein, daß wir, Polen und Deutsche, es gemeinsam getan haben. Von polnischer Seite wurde uns der Granit-Findling zur Verfügung gestellt und bearbeitet. Wir als Bundesarbeitsgemeinschaft haben die von der Gorzówer Künstlerin Zofia Bilinska geschaffene Bronzeplatte finanziert. Der Standort wurde an einer sehr schönen Stelle im Winkel zwischen zwei Wegen gewählt und sogar mit einem kleinen gepflasterten Weg versehen, der auf den Stein zuführt. Rechts und links von diesem Wege wurde eine kleine Anlage gepflanzt. Herzlichen Dank allen, die daran mit Kopf und Hand beteiligt waren! Alle Besucher finden den Stein dicht an der alten Friedeberger Chaussee im heutigen Kopernikus-Park, gleich neben dem Gelände der Friedhofskapelle/evangelischen Kirche. Wir wünschen Ihnen dort gute Minuten des Gedenkens

Ursula Hasse-Dresing

Rede des Stadtpräsidenten anlässlich der 3. deutsch-polnischen Tagung in Gorzów (Landsberg/W.)

Liebe Gäste,
sehr geehrte Herrschaften, gelegentlich solcher Ereignisse wie heute überlegt man, welchen Sinn

haben die Wörter Patriotismus und Nationalismus. Wir fragen nach den Gründen des sich ständig erneuernden Chauvinismus. Und dann, mit

gewisser Verwunderung, sich das am Alltag gar nicht überlegend, stellen wir fest, daß wir unsere Kultur lieben, in der wir gebildet wurden,

die uns geistig geformt hat, daß wir tief an die eigene Nation gebunden sind, und doch wir sind ja keine Nationalisten. Wir erklären uns als Patrioten, wenn wir die nationale Tradition schätzen, stolz sind über die Zugehörigkeit an die eigene ethnische Gruppe, in ihrem Rahmen fühlen wir uns sicher.

Es kommt jedoch vor, daß dieser edle und erwünschte Standpunkt eine krasse Form annimmt, was in dem unkritischen Lob seiner eigenen Nation einen Ausdruck findet. Bei dem Hervorheben der eigenen guten Seiten kommt es zur Abneigung und Feindseligkeit den anderen Nationen gegenüber. Welche Bedingungen rufen derartige Abarbeitung von Patriotismus wie Nationalismus hervor und ob man sich dem entgegensetzen kann? Das sind besonders wichtige Fragen nicht nur an Politiker. Dann, wenn Politik Ziele setzen soll, Visionen unterbreiten, dann müssen die Politiker die Ergebnisse eigener Entschlüsse weitsichtig erblicken können, die Art der Realisierung der Ziele wählen, sie müssen also das Verhalten der gesellschaftlichen Masse verstehen. Wenn also am Anfang des Chauvinismus und Xenofobie Angst vor ökonomischen, kulturellen, demographischen und endlich auch militärischen Bedrohungen liegt, dann wird es zur Aufgabe der Politiker, Bedingungen zur Abschaffung dieser Bedrohungen zu schaffen. Man kann dieses nur auf dem Wege eines Ausgleichs des Entwicklungsniveaus dieser Staaten erreichen, durch internationale Integration, gemeinsamen Kulturaustausch. Das eben motiviert uns so stark bei den Bemühungen um Aufnahme der Republik Polen in die ökonomischen und militärischen Strukturen der gemeinsamen Europa-Gemeinschaft sowie zur Gründung von den örtlichen Formen der grenznahen Integration. Es ist Tradition geworden, daß die Qualität der polnisch-deutschen Beziehungen einen realen Einfluß auf den Lauf der Geschichte ausübt, nicht nur in Mitteleuropa, aber viel weiter. Es liegt also im Interesse von ganz Europa, daß diese Beziehungen gut sind, konstruktiv und schöpferisch. Das ist eben unsere

Pflicht Europa gegenüber, unsere gemeinsame Pflicht - des vereinigten Deutschlands und Polens, wo die Demokratie wieder aufgebaut wird. Um diese Aufgabe zu erfüllen, sind strategische Beschlüsse nötig, daher Aufnahme Polens in die Europäische Gemeinschaft und in den Nordatlantik-Pakt. Es sind auch nötig, und das gar nicht weniger an Zahl, lokale Maßnahmen, welche das gegenseitige „Sichkennenlernen“ der Menschen erleichtern werden, aus den unmittelbaren Kontakten Nutzen den Einwohnern der benachbarten Gemeinden bringen, da die beiden Nationen Nachbarn sind.

Diese Aufgaben und Ziele sowie auch Möglichkeiten sind besonders deutlich zu sehen im polnisch-brandenburgischen Grenzgebiet. Ohne daß ein Klima der Verständigung und gegenseitiger Akzeptierung geschaffen wird, käme es ja nicht zu solchen bedeutenden Integrationsergebnissen. Ich will nur anführen das deutsch-polnische Gymnasium in Neuzelle, die Euroregion „Pro Europa Viadrina“, die Grenzbezirkmesse Gorzów-Brandenburg in Gorzów, die Europa-Universität „Viadrina“ samt dem Collegium Polonicum. Die sich gemeinsam bildende Jugend, Geschäftsleute mit gemeinsamen Maßnahmen - das ist die beste Garantie einer friedlichen Zukunft. Denn es wird nicht geschossen auf einen Freund. Eine liberale Weltanschauung, die mir nahe steht, gerade deshalb, weil ich keine nationalistischen Vorurteile hege, läßt mich über Bedrohungen sprechen in der Hoffnung und Überzeugung, daß ein gemeinsames Europa möglich ist als Vaterland und Heimat aller Nationen, vielleicht nicht gleich wohlhabend, aber identisch sicher. Die Evolution der deutsch-französischen Verhältnisse, der Schwund jeglicher Feindschaft nach dem II. Weltkrieg erlaubt vorzusehen, daß auch deutsch-polnische Verhältnisse in etwa 15 Jahren ähnliches Niveau erreichen werden. Wichtigen Einfluß auf die Richtungen und Tempi der Zusammenarbeit unserer Nationen wird die Vergesellschaftung ausüben. Um die Feindschaften abzuschaffen,

Ungunst vor dem Bauen einer Verständigung und Freundschaft unter den Nationen nicht aufkommen zu lassen, ist viel wichtiger als die internationalen Verträge, die unmittelbare Kontaktaufnahme unter den Menschen.

Ich war davon überzeugt damals, als ich im September 1992 zusammen mit dem ehemaligen Premierminister Jan Krzysztof Bielecki ein Symposium unter dem Thema „Euroregion als eine Form der Integration mit EG“ organisiert habe. Auch damals, als ich im Januar 1993 die Gesellschaft gegründet habe zur Unterstützung der europäischen Integration „Gemeinsames Europa“. Eine Vision von Europa - gemeinsamer Heimat der sie bewohnenden Nationen - half mir ein öffentliches Gespräch über den „Stolpe-Plan“ und die Euroregion Mittlere Oder zu beginnen, sie führte mich auf die Brücke in Kostrzyn - Küstrin - am Tage des heiligen Valentin 1993, um gemeinsam mit den Nachbarn an der Oder eine Kette der Herzen zu bilden. Bei der Überzeugung, daß die Zukunft der polnisch-deutschen Beziehungen in den Händen, eigentlich in den Herzen der jungen Generation von Polen und Deutschen liegt, haben wir dieses Jahr im April in Slubice während des Symposiums, gemeinsam mit der Friedrich Naumann Stiftung organisiert, überlegt, welche Gründe der jugendliche Chauvinismus hat und welche Möglichkeiten bestehen, diesem sich entgegenzusetzen. Wir haben damals anerkannt, daß diese Ziele am besten zu erreichen sind, wenn der Jugend Bedingungen geschaffen werden zur guten und systematischen gegenseitigen Kontaktaufnahme. Deshalb heute, daran denkend, daß uns etwas Wichtiges verbindet, denn das ist die Liebe zu unserer Stadt, schlage ich vor: Wir sollen gemeinsam die Vergangenheit ehren und zusammen die Zukunft bauen. Ich schlage zwei Projekte deshalb vor: „Ehre der Vergangenheit“ und „Die Jugend für die Zukunft“.

Gorzów Wlkp. 28.10.1994 r.
Prezydent Miasta Gorzowa
Henryk Maciej Wozniak

Am 29. Januar 1995 in Landsberg (Warthe) / Gorzów Wlkp

Die Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/W. erhielt vom Festkomitee der Stadt Gorzów eine Einladung zur Teilnahme an einer Gedenkfeier zu Ehren der Toten von 1945. Diese Gedenkfeier fand nach Aussage der Einladenden ausdrücklich am Vortage des 30. Januar statt, einem Datum, das wohl allen Landsbergern aus Stadt und Land für immer in sehr trauriger Erinnerung bleiben wird. Die Einfühlsamkeit der Vertreter des Magistrats der Stadt Gorzów in unsere Verletzlichkeit an diesem 30. Januar erkennen wir dankbar an. Aufgrund der etwas kurzfristigen Einladung konnten nur Herr Dietrich Handt, der Leiter unseres Heimatmuseums und ich die Reise nach Landsberg antreten. Sowohl für Herrn Handt als auch für mich war die Teilnahme an der Gedenkfeier nicht einfach. Frau Barbara Greczner hatte, auf unsere Bitte hin, dankenswerterweise bei einem Gärtner für uns 2 Kränze anfertigen lassen. Herr Handt brachte aus Herford die Schleifen in den Farben der ehemaligen Stadt Landsberg mit, die auch die Farben der heutigen Stadt Gorzów sind - grün-weiß-rot. Die Schleifen trugen die Aufschrift „Den Toten die Ehre“ und „Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/Warthe“. Am Sonntag, d. 29. Januar wurden Herr Handt mit seiner Frau und ich von Herrn Jozef Finster, Mitglied des Stadtparlaments Gorzów, zum Mittagessen eingeladen. Anschließend wurde zu einem Treffen mit dem Stadtpräsidenten, Herrn Wozniak, Vertretern des Festkomitees und des Stadtparlaments gebeten. Anwesend waren u.a. Herr Dr. Jan Korol, Vorsitzender des Rates der Stadt, Herr Andrzej Pawlik, sein Stellvertreter sowie Herr J. Finster. Herr Handt und ich wurden, mit viel Verständnis für diesen Tag, herzlich begrüßt.

Für 14 Uhr waren eine Totenehrung am Gedenkstein, neben der Trauerhalle auf dem ehemaligen deutschen Friedhof und eine Totenehrung für die gefallenen Soldaten auf dem Soldatenfriedhof vorgesehen, der ebenfalls an der Friedeberger

Chaussee liegt. Gemeinsam führen wir zuerst zum ehemals deutschen Friedhof. Es war ein sehr bewegender Moment, als wir an unserem Gedenkstein zwei junge polnische Soldaten und zwei Mädchen stehen sahen, die die Ehrenwache hielten. In einer schlichten Zeremonie, untermalt durch Trommelwirbel, legten Herr Stadtpräsident Wozniak, Herr Dr. Korol, Herr Pawlik, Herr Handt und ich unsere Kränze nieder und verharnten gemeinsam in stillem Gebet.

Von dort führen wir zum Soldatenfriedhof, auf dem vor allem russische, aber auch Soldaten anderer Nationen begraben liegen, die in der weiteren Umgebung Landsbergs gefallen oder gestorben sind. In der gleichen schlichten Zeremonie wurden auch hier von uns allen Kränze niedergelegt und der Toten gedacht. Hier trafen wir auf einen Landsmann, Herrn Knorn und Frau aus Berlin. Danach gingen wir gemeinsam in das Hotel Stilon, Friedeberger Chaussee. Anschließend begaben wir uns zur Konkordienkirche, die heute „Kirche des heiligen Stanislaw Kostka“ heißt und im Volksmund oft „Weiße Kirche“ genannt wird. Um 15.00 Uhr begann hier ein ökumenischer Gottesdienst, der von einem polnischen katholischen Probst, einem polnischen evangelischen Pfarrer und einem russisch-orthodoxen Probst gehalten wurde. Als Gäste wurden wir zu Ehrenplätzen in der erste Reihe geführt. Der Gottesdienst galt der Besinnung und dem Gedenken aller Toten, besonders derer, die vor 50 Jahren ihr Leben lassen mußten. Das Gedenken galt den Deutschen wie den Polen und den Russen. Der Höhepunkt der kirchlichen Feier, wie eigentlich des ganzen Tages, war für mich gegen Ende des Gottesdienstes. Wir standen alle nach einem längeren Gebet, als der Stadtpräsident Herr Wozniak, Herr Dr. Korol, und anwesende Vertreter des Stadtparlaments sowie anwesende Geistliche zu Herrn Handt und mir kamen, uns die Hand gaben und um Frieden baten. Diese Geste hat

uns sehr bewegt. Es war eine Geste der Hoffnung auf wirklichen Frieden, einen Frieden, der aus erfahrenerm Leid, der Trauer und Erinnerung wächst und auf eine Aussöhnung mit unseren polnischen Nachbarn baut. Dieses Zeichen der Versöhnung, das die Verantwortlichen der Stadt und Kirchen in Gorzów uns ehemaligen Landsbergern gegenüber in einer vollen Kirche zeigten, nehmen wir dankbar an und erwidern es. Obwohl in der polnischen katholischen Kirche solche Gesten in bestimmten Gottesdiensten üblich sind, empfand ich dies uns Deutschen gegenüber jedoch als etwas Besonderes. Am Ende des Gottesdienstes hielt der Stadtpräsident eine eindringliche Ansprache, in der er zu Besinnung und Vergebung und zur Versöhnung von Polen und Deutschen aufrief. Die Rede ist in deutscher Übersetzung in vollem Wortlaut nachfolgend abgedruckt. Nach der Kirche waren wir zu einem Empfang im Rathaus geladen, an dem Vertreter der Stadt mit uns Gespräche führten, wie man „gemeinsame Wege zueinander“ finden könnte. Es wurde über begonnene und zukünftige Projekte gesprochen, die ehemalige Landsberger und heutige Gorzówer für die jetzt gemeinsame Heimat gestalten können.

Wenn ich ein Fazit von diesem 29. Januar 1995 ziehen sollte, dann dieses, daß wir mit unserem Erlebten und unserer Erinnerung weitergehen sollten auf dem Weg der Versöhnung. Einen anderen Weg sehe ich für uns, unsere Kinder und zukünftige Generationen nicht. Wer könnte mehr für diese Aussöhnung tun, als die Menschen, die in ihrer ehemaligen Heimat mit den Menschen, die jetzt dort ihre Heimat fanden, und zum großen Teil auch Vertriebene sind, Freundschaften schließen.

Christa Greuling, geb. Luck

Rede des Stadtpräsidenten H. Wozniak in der Konkordienkirche am 29. Januar 1995

Liebe Einwohner Gorzów! Verehrte Gäste!

Wir treffen uns am Vortag des Jahrestages vom 30. Januar 1945, des Tages, der in der Geschichte unserer Stadt und im Leben vieler Tausender Menschen ein Tag des Umbruchs war, sowohl ein Ende als auch ein Anfang. Furcht und Unsicherheit begleiteten damals die Einwohner von Landsberg. Der Schrecken durch die überrollende Front, die Vernichtung, der Schmerz und der Tod, machen nachdenklich. Diese dramatischen Ereignisse liegen jetzt ein halbes Jahrhundert zurück. Ein halbes Jahrhundert war nötig, um aufs Neue, mit völlig anderer Sicht, die Vergangenheit als auch die Zukunft zu betrachten. Die nachfolgende Generation wächst auf. Eine Generation, die eine andere Sprache spricht, die eine andere geschichtliche Erfahrung durchlebt hat, aber wie alle Generationen davor, die diese Stadt gebaut haben, genauso verliebt ist in sie, sie immer schöner und reicher sieht. Heute, wie nie zuvor, greifen wir tief in die reiche Tradition dieser Stadt, diesem Ort an der Warthe, und das nicht wie Ankömmlinge, sondern wie Einheimische, Einwohner eigener Heimat. Doch

Heimat ist Erde und Gräber, diese Erde verbirgt die Asche unserer Vorfahren, „Polan“, Lubusian“, „Pomorzan“ (-Pommern) lebten hier zu Anfängen polnischer Staatsbildung. Sie verbirgt aber auch die Asche kriegerischer Wanderer: Schweden, Russen, Franzosen, aber auch vor allem viele Generationen Deutscher! Heute verbeugen wir uns mit Demut und Achtung gemeinsam vor diesen Gräbern, im besonderen erweisen wir Achtung vor der Erinnerung an die, die ihr Leben gelassen haben in den tragischen Jahren des letzten Krieges. Indem wir uns gemeinsam hier auf den Friedhöfen treffen, huldigen wir der Erinnerung an damalige Tage anders als bisher. Wir wollen nie wieder Krieg! Die neue Generation europäischer Völker sollte von dem gemeinsamen Erbe profitieren, aus dem Guten und Wertvollen, was der Frieden mit sich bringt.

Liebe Versammelte!

Es gibt keinen Frieden ohne Aussöhnung. Der diesjährige Gorzower „Tag der Erinnerung und der Aussöhnung“ und die in kommenden Jahren werden für die ehemaligen und neuen Einwohner von Gorzów eine Gelegenheit geben, für Vergebung, für die Achtung unserer

nationalen Eigenarten, unserer religiösen Überzeugungen, unserer Erinnerungen und Träume. Jesus Christus hat zu uns gesagt: „Wenn Ihr Euch vereinigt in meinem Namen, dann bin ich unter Euch“. Deswegen haben wir Christen uns in einem Gotteshaus getroffen. Der Ort unsres Gebets ist nicht zufällig. Wir befinden uns nämlich in einer Kirche, die viele Jahre den geehrten Namen trug: „Kirche der Einigkeit“. Das gegenseitige Geben von Friedenszeichen in dieser Kirche hat also eine symbolische Bedeutung. Es bedeutet, im Angesicht Gottes, Vergebung, Aussöhnung und Nächstenliebe. „Geweihete vollbringende Einigkeit: Gott wird sie empfangen als seine Kinder.“ Sind das nicht wunderbare Worte? Ich denke, daß sie sich heute mit Inhalt füllen. Beten wir für die, die gegangen sind. Aber beten wir auch für die Einwohner dieser Stadt, daß sie den Krieg nicht erleben, daß sie nie das Schicksal der Vertriebenen aus eigener Heimat erleben, wie diejenigen von der Warthe, wie auch die vom Bug.

Gorzów Wlkp. 29.01.1995 r.
Prezydent Miasta Gorzowa
Henryk Maciej Wozniak

Am Vorabend des 30. Januar, 50 Jahre später

Zeit des Nachdenkens und der Versöhnung

„Es ist unser Wille, daß von jetzt an der Jahrestag des 30. Januar als Tag des Gedenkens und der Versöhnung begangen werden soll“, sagte Präsident Henryk M. Wozniak nach Ende des ökumenischen Gottesdienstes, der am vergangenen Sonntag in der Kirche des Heiligen Stanislaw Kostka stattfand. An dieser Feier nahmen Vertreter der Stadt unter Führung von Stadtrat Jan Korol und der Kriegerorganisationen sowie Repräsentanten der früheren Einwohner der Stadt teil. Anwesend war Dekan Jerzy Plócennik sowie der Probst der Kathedralgemeinde Stanilaw Gancarz.

Gastgeber des Gottesdienstes war Jerzy Siedlecki, der Probst der Heilig-Kreuz-Gemeinde. Zusammen mit ihm amtierten Bazyli Michalczuk, der Probst der griechisch-orthodoxen Gemeinde, sowie Pfarrer Wieslaw Suchorab von der evangelisch-augsburgischen Gemeinde. Unter den Vertreten anderer Bekenntnisse, die bei der Feier anwesend waren, bemerkten wir auch Pfarrer Josef Brzyza von der polnisch-katholischen Gemeinde und Mikolaj Petriwski, den neuen Probst der griechisch-katholischen Gemeinde. Die drei Geistlichen verlasen abwechselnd Teile der Heiligen Schrift und verrichteten Gebete um

Frieden und Versöhnung und auch für diejenigen, die vor 50 Jahren das Opfer ihres Lebens brachten (mit der Einschränkung, daß Protestanten nicht für Tote beten, sondern sich nur an sie erinnern). Pfarrer Suchorab, der die Predigt hielt, erinnerte an die gerade beendete Gebetswoche für die Einheit der Christen und unterstrich die Tatsache, daß dieser Gottesdienst in einer Kirche stattfindet, die seit 1704 die stolze Bezeichnung „templum concordiae“ trug und beiden protestantischen Bekenntnissen sowie den Katholiken diente. Sich auf die Absicht des Gottesdienstes beziehend, bemerkte er aber mit Trauer,

daß die menschliche Mentalität sich seit einem halben Jahrhundert nicht viel geändert hat, denn fortwährend haben wir es mit tragischen Meldungen zu tun wie zuletzt in Jugoslawien und Tschetschenien. Im Verlauf des Gottesdiensts wurde das Friedenszeichen ausgetauscht. Die Gäste aus Deutschland nahmen es zugleich als Zeichen der Versöhnung. Wie sie nach dem Gottesdienst hervorhoben, hat sie diese Form, den für sie persönlich sehr tragischen Jahrestag zu begehen, ergriffen. Der Gottesdienst endete mit dem Segen, den Pfarrer Siedlecki zusammen mit den beiden anderen amtierenden Geistlichen mit der Bibel erteilte.

Eine Stunde vor dem Gottesdienst ertönten die Alarmsirenen. An zahlreichen Gedenkstellen hatten Pfadfinder Posten bezogen. Lichter wurden angezündet. Vor dem Denkmal auf dem Soldatenfriedhof sowie am Obelisk auf dem früheren evangelischen Friedhof (im Kopernikuspark) hielten Soldaten und Pfadfinder Wache. Unter Trommelwirbel legten die Vertreter der Stadt und die Delegationen der ehemaligen Einwohner wie auch des Militärs Kränze und Blumen nieder. Die Gäste aus Deutschland dankten später für die gleiche Behandlung beider Gedenkstätten. Die Delegation der ehemaligen Einwohner bestand aus fünf Personen, die so-

wohl die Landsberger Landsmannschaft als auch die Kirchengemeinden repräsentierten. Nach Ende des Gottesdienstes empfing Präsident Wozniak mit Kaffee im Rathaus. Bei dieser Gelegenheit wurde die gemeinsame Finanzierung der Wiederherstellung des Pauckschbrunnens auf dem alten Marktplatz endgültig vereinbart. Abgeschlossen ist auch das Übereinkommen über die Zusammenarbeit von Gorzów mit der westfälischen Stadt Herford, die die Funktion einer Patenstadt für die Gemeinschaft der ehemaligen Landsberger ausübt. Aus „Ziemia Gorzowska“ Nr. 5 vom 2. Februar 1995
Übersetzung: Dietrich Handt

Der 28. März 1945-1995

Am 28.3.1945 wurde die Stadt Landsberg von der russischen Besatzungsmacht in polnische Zivilverwaltung übergeben. Die Polen begingen am 28.3.1995 „50 Jahre polnische Nachkriegsgeschichte in Gorzów“. Zu der Hauptfeier dieses Tages waren wir mit einer Delegation eingeladen. Sie können uns sicher nachfühlen, daß wir - 8 Personen des Vorstandes der BAG - nicht leichten Herzens dieser Einladung gefolgt sind. Einerseits bedeutet eine solche Einladung, daß sich das Verhältnis zwischen uns, den alten Bewohnern der Stadt Landsberg und den heutigen polnischen Bewohnern der Stadt Gorzów, normalisiert hat. Wir dürfen uns heute dort zur Stadt Landsberg als zu unserer Heimat bekennen, die Polen akzeptieren, daß Gorzów eine deutsche Geschichte hat. Andererseits ist die Teilnahme an einem solchen Gedenktag für uns ein Trauertag, denn sie ist ein weiterer Schritt der Entfernung von der Heimat, ein Schritt von der deutschen Stadt Landsberg zur polnischen Stadt Gorzów. Wir wurden am Vorabend des Feiertages mit einem festlichen Abendessen im Namen der Stadtverwaltung durch Józef Finster, Vorsitzender der Regierungsfraktion im Stadtrat, begrüßt. Bei dieser Gelegenheit präsentierte er uns ein Buch über die Stadt in polnischer und deutscher Sprache und einen Sonderdruck der Gazeta Zachodnia

zum 50. Jahrestag, die in einer Auflage von 30 000 Stück erscheinen ist, beides noch druckfrisch. Das Besondere an dieser Zeitung für uns: Auf den ersten Textseiten ist ein Interview mit unserem Museumverantwortlichen Dietrich Handt und mir abgedruckt, das ein junger polnischer Journalist mit uns in Herford führte. Es soll das Leben in der alten Stadt Landsberg beschreiben - aus der Sicht der damaligen Jugendlichen.

Ich hatte jetzt Gelegenheit, unsere Position zu diesem Tage darzustellen:

„Für Sie ist morgen ein Freudentag. Sie werden verstehen, daß wir dies mit anderen Gefühlen sehen müssen.“

Zwar brachte der Übergang von russischer Militär- zu polnischer Zivilverwaltung Erleichterungen für viele der 30 000 Bewohner der Stadt, denen am 30. Januar nicht die Flucht geglückt war. Das gleiche gilt für die Bewohner des Kreises. - Ich habe in Vorbereitung unseres nächsten Heimatblattes viele Berichte und Tagebücher über diese Zeit gelesen -.

Aber: es bedeutete 3 Monate später auch den endgültigen Verlust von Haus und Hof, zunächst auch von Nachbarschaft und Freundschaft. Dies Schicksal traf Alte, Frauen und Kinder, also wie in vielen Kriegen die Unschuldigen. Ähnlich wie es Ihre Landsleute östlich der Cur-

zon-Linie getroffen hat. So wie wir wissen auch Sie die Vorgeschichte dieser Ereignisse. Es soll mir fern liegen, in das leider immer noch verbreitete Aufrechnen von Schuld zu verfallen. Wir Deutschen wissen, welche historische Last wir zu tragen haben. Diesen Ereignissen der Vergangenheit, die wir nicht vergessen dürfen, steht unsere Gegenwart gegenüber. Wenn es nach unserem Wunsch geht, und ich weiß, daß viele Ihrer Landsleute diesen Wunsch teilen, soll es eine gemeinsame Gegenwart und Zukunft werden. Geboren aus der Liebe zu dem Stück Erde, auf dem wir hier stehen. Ich denke, aus ähnlichen Gedankengängen heraus haben Sie uns zu den Feiern der 50-jährigen polnischen Nachkriegsgeschichte unserer Heimat eingeladen. Und wenn Sie, wie bei vergangenen Zusammenkünften schon geschehen, akzeptieren, daß wir diese Stadt und das Umland weiterhin unsere Heimat nennen, verstehen Sie, daß ein Teil unseres Wesens in dieser Stadt und den umliegenden Dörfern zurückgeblieben ist. Viele hier wissen, daß schon mein Vorgänger im Amt, Hans Beske, dies sagte, ohne damit materielle Besitzansprüche zu verbinden. Vielmehr hatte er den Wunsch, mit den heutigen polnischen Bewohnern unserer Städte und Gemeinden auf gutem Fuße zu leben. Ich folge ihm in diesem Bestreben. Hier

spreche ich natürlich nicht für mich allein, sondern für einen großen Teil unserer Landsleute, die bei vielen Besuchen hier persönliche Freundschaften geschlossen haben.“

Der eigentliche Feiertag begann mit einem Gottesdienst mit Fahnenweihe in der Kathedrale (Marienkirche). Die Stadt Gorzów hat durch Ratsbeschluß im Dezember 94 festgelegt, unsere alten Stadtfarben grün -weiß - rot auch als ihre Stadtfarben zu führen. (Man hatte uns vorher um Rat gefragt und um Quellen zu diesem Beschluß gebeten.) Die Standarte der Stadt trägt in quadratischem Feld in diagonaler Teilung die drei Farben, in der Mitte den roten Adler und in einem der weißen Felder die Jahreszahlen 1257 -1945 - 1995. Die Standarte wurde von den Fahnen anderer Gruppen - bei heftigem Schneesturm - in das Stadttheater geleitet, wo der große Festakt begann.

Der Vorsitzende des Stadtrates, Jan Korol begrüßte die Teilnehmer. Der Festakt begann mit dem Einzug der Fahnen und der Übergabe an den Stadtpräsidenten. Verdiente Bürger und Bürgerinnen der Stadt, die schon vor 50 Jahren dort aktiv waren, erhielten Gedenkmedaillen. In einem Festvortrag wurde die Geschichte der Stadt dargestellt. Es sprachen dann der Marschall des polnischen Senats (Vergleichbar dem Bundesratspräsidenten) Adam Struzik, der Wojewode, Zbigniew Pusz und der Stadtpräsident, Henryk M. Wozniak. Danach hatte ich als Sprecherin der früheren Bewohner der Stadt Gelegenheit zu einem Grußwort:

„Ich meine dies ohne Übertreibung

sagen zu können: die Tatsache, daß wir ehemaligen Bewohner der Stadt Landsberg heute hier sind, ist von hoher politischer Bedeutung. Wenn sich die früheren und die heutigen Bewohner der Stadt und des ehemaligen Kreises Landsberg an einem solchen Tage in Gorzów treffen, ist das ein Beweis dafür, daß in den vergangenen 50 Jahren im Verhältnis der Menschen in Polen und in Deutschland ein tiefgreifender Wandel stattgefunden hat. Unsere Jahrhunderte alte nachbarschaftliche Geschichte war in erster Linie auf Herrscher bezogen, eine Geschichte der Machtausübung. Die einzelnen Menschen waren gewissermaßen Objekte der Politik, nicht Subjekte mit individuellen Bedürfnissen und Freiheiten. Dies ging bis in unser Jahrhundert hinein, vielleicht dürfen wir sagen, daß es erst in der Mitte dieses Jahrhunderts endete.

Heute treffen wir uns als Personen, die zwar die Geschichte ihres Volkes und Staates mit zu tragen haben, die aber auch ganz individuell in diese Geschichte eingreifen können. Lassen Sie uns gemeinsam daran arbeiten, daß unsere beiden Völker in der Mitte eines vereinten großen Europa in Frieden zusammen leben.

Wir wünschen der Stadt Gedeihen und Frieden.“

Wir überreichten dem Stadtpräsidenten als Gastgeschenk den Merian-Stich Landsberg aus dem Jahre 1670. Ich meine sagen zu können, daß der Beifall des Auditoriums herzlich war. Die Veranstaltung endete festlich mit Lied- und Tanzdarbietungen von Gruppen

und Schulen.

Wir wurden dann noch vom Stellvertretenden Stadtpräsidenten Andrzej Korski im Rathaus empfangen, auch Stadtpräsident Wozniak, der ja noch andere Gäste hatte, begrüßte uns kurz. Hier war noch einmal Gelegenheit, unsere Position an diesem Tag darzustellen, aber auch unsere weiteren gemeinsamen Projekte zu besprechen. Mit einem Mittagessen wurden wir freundlich verabschiedet. Alle Teilnehmer der Delegation erhielten das polnisch-deutsche Buch über Landsberg/Gorzów. Wir konnten zufrieden feststellen, daß es viele alte Bilder enthält, darunter viele, auf denen der Name „Landsberg“ deutlich zu lesen ist.

Die Presse nannte uns unter den Gästen des Gedenktages - kommentarlos, wie selbstverständlich. Ich denke, es ist ein gutes Zeichen, wenn man es als nahezu selbstverständlich ansieht, daß wir auch an einem solchen Tage dort sind.

Liebe Landsleute, ich weiß, daß dies ein Bericht ist, den manche von Ihnen mit Schmerzen gelesen haben. Ich sagte es schon, auch uns erging es nicht anders. Der Bericht ist so ausführlich, weil ich finde, daß Sie wissen sollen, wie wir in Gorzów auftreten, welche Position wir vertreten. Ich denke, unsere Haltung ist für viele schmerzlich, aber doch richtig - es kann nicht falsch sein, den Weg der Versöhnung zu gehen und zu beschreiben.

Ursula Hasse-Dresing

740 Jahre Landsberg/Gorzów Einweihung des Pauckschbrunnens 2.Juli 1997

Erinnern Sie sich noch? Im Jahre 1993 baten wir Sie zum ersten Male um Spenden, um die 1942 demontierten Brunnenfiguren des Pauckschbrunnens wiederherstellen zu lassen. Damals sahen wir es noch als einen Wunschtraum an, diese Figuren im Jahre 1997, dem 740. Gründungsjahr der Stadt Landsberg, wieder einweihen zu

können. Nur 4 Jahre ist das her! Seither haben Hunderte von Ihnen gespendet, mit Spendensummen zwischen 5,00 und 5.000,00 DM. Allen Spendern möchte ich an dieser Stelle noch einmal herzlich danken, allen gleichermaßen, gleich herzlich! Denn auch die kleinste Spende mußte beim Spender aus dem persönlichen Etat herausgenommen

werden, bedeutete dort einen Verzicht. Uns vom Vorstand der BAG gaben die Spenden die Zustimmung zur Realisierung des großen Projekts. Auch für diese Zustimmung möchte ich herzlich danken, denn sie war ja nicht selbstverständlich. Und so konnten wir mit Ihrer Hilfe der Stadt eines ihrer Wahrzeichen wiedergeben und uns und Ihnen

allen eine Wiedersehensfreude für Ihre zukünftigen Reisen verschaffen.

Lassen Sie mich den Arbeitsablauf kurz umreißen. Wir schlossen einen Vertrag mit der Stadt Gorzów, in dem festgelegt wurde, daß der Brunnen wieder errichtet werden und wieder Pauckschbrunnen heißen sollte. Wir sagten DM 120 000,00 für die Wiederherstellung der Brunnenfiguren zu, die Stadtverwaltung verpflichtete sich zur Wiederherstellung der Technik. Die Gorzówer Bildhauerin Zofia Bilinska erhielt den Auftrag, die Brunnenfiguren zu gestalten. Es war eine schwierige Arbeit, denn Vorbild waren Postkarten und Detailvergrößerungen daraus. Es gab keine anderen Unterlagen außer noch unserer Erinnerung. Was mich besonders freut, fast überrascht, ist die Mitteilung, daß Zofia Bilinska über diesen Auftrag glücklich war. Denn ich hatte fast ein schlechtes Gewissen, weil wir ja mit unserer Sehnsucht nach den alten Figuren ihre neuen vom Brunnensockel verdrängt haben. (Sie stehen jetzt übrigens im Stadtpark, in der Nähe des Eingangs Küstriner Straße, sehr schön auf ein paar Findlingen im Bett der Kladow.)

Wir wirkten an der Wiederherstellung mit, indem wir die Modelle „abnahmen“, begutachteten. Es war erst ein 1:5-Modell, dann 1:1-Modell aus Gips. Wir waren gebeten, aus unserer Erinnerung an die alte Pauckschmarie und ihre Kinder die Korrektheit der Wiederherstellung zu beurteilen. Das war schwierig, aber auch ein großartiges Erlebnis, etwas verloren geglaubtes wieder entstehen zu sehen.

Nachdem wir auch an den 1:1-Modellen der Brunnenfiguren letzte Korrekturen erbeten hatten, es ging um Probleme wie die Drehung der Schulter der Pauckschmarie oder die Falten in der Taille - gehören sie zur Bluse oder zum umgeschlagenen Rock? Das bedeutet einen andern Fall - wurde nach der Gipsform ein Gußmodell hergestellt, nach dem die Figuren im Wachs-ausschmelzverfahren in einem kleinen Ort bei Posen gegossen wurden, die Pauckschmarie übrigens in drei Teilen. Auch nach Fertigstellung

des Gusses waren wir noch einmal zur Stellungnahme gebeten. Interessant war zu erfahren, wer die Vorbilder der Kinder waren: Für das kleine mit dem Schiff spielende Mädchen war es die Tochter aus zweiter Ehe des Stifters, Margarete Paucksch, unsere spätere - strenge, aber hoch verehrte - Lehrerin Frau Dr. Paucksch. Fast kann man es erkennen! Vorbild für den Jungen mit Zahnrad und Hammer war Gerhard Paucksch, ein Enkel des Stifters und für das zweite Mädchen stand eine weitere Enkelin Modell. Wo finden wir jetzt noch das Vorbild der Pauckschmarie? Sie hat so einen lebendigen Ausdruck, es muß ein Modell gegeben haben!

In der Stadt waren inzwischen das Brunnenbecken und der Sockel restauriert, die Technik wiederhergestellt und ein Plan für die Neugestaltung des Marktplatzes entworfen worden. Sie werden sehen, daß der Platz jetzt Marienkirche und Brunnen umfaßt, so daß im Herzen der Stadt eine große beruhigte Zone entstanden ist, die wie in alter Zeit von Marienkirche und Pauckschbrunnen beherrscht wird. Im Laufe des Monats Juni 1997 wurden die Figuren mit Hilfe eines großen Kranes auf den alten Sockel gestellt und die Leitungen angeschlossen. Am 2. Juli 1997 fand dann das lang bearbeitete Projekt seinen Abschluß. Zusammen mit dem Gedenken an den 740. Gründungstag der Stadt Landsberg (2. Juli 1257) fand die Einweihung statt. Hunderte von ehemaligen Bewohnern der Stadt waren zu diesem Ereignis aus der ganzen Bundesrepublik angereist. Sie kamen als Einzelreisende, mit drei Bussen, die die BAG organisiert hatte, aus Berlin und einer aus dem Mansfelder Land. Natürlich war das Gros der Reisenden spätestens einen Tag vorher da, um zu schauen und in der Stille eigene Erinnerungen aufzufrischen. Viele wagten zum ersten Mal die Reise und nicht wenige wurden von Kindern und Enkeln begleitet, die so die Heimat der Eltern und Großeltern kennenlernten. Auch eine Reisegruppe aus der Patenstadt Herford war, auf der Rückreise vom Hansetag in Danzig, angereist. Landrat Wattenberg, Oberkreisdirektor Kreibohm und

Bürgermeister Dr. Klippstein aus Herford waren dabei. An diesem 1. Juli eröffneten wir die Ausstellung von Bildern von Renate Pietruck. Sie wissen, daß sie die Tochter von Pastor Dowidat aus Wormsfelde ist. Sie zeigte Bilder aus ihren Zyklen „Städtebilder“, natürlich lag bei dieser Gelegenheit der Schwerpunkt der von ihr gezeigten Bilder bei Darstellungen der Stadt Landsberg und des Kreises. Ein polnischer Künstler, Roman Picinski, zeigte Bilder der alten Stadt als „Schichten der Geschichte“.

Und dann kam der 2. Juli. Was war das Besondere an diesem Tag? Daß Hunderte von ehemaligen Landsbergern sich in der Stadt bewegten und dies ganz selbstverständlich schien? Daß alle Veranstaltungen gemeinsame Veranstaltungen waren, Endpunkt einer gemeinsamen Arbeit? Daß auf dem Marktplatz der Stadt Gorzów in deutscher Sprache Reden gehalten wurden und sich darüber niemand zu wundern schien? Daß dies im Beisein von namhaften Vertretern aus Politik und Verwaltung geschah und zwar von polnischer und deutscher Seite? - All dies zusammen war ein Politikum, ein Symbol für die Entwicklung, die das deutsch-polnische Verhältnis zum Positiven nehmen kann, wenn zielstrebig an ihm gearbeitet wird.

Der Feiertag begann mit Kranzniederlegungen am Ehrenmal auf dem polnischen neuen Friedhof, am deutschen Gedenkstein auf dem alten Friedhof und am Stadtwappen, das einmal den Mittelbogen der Gerloffbrücke geschmückt hatte. Besonders die Wahl dieses Ortes durch die Stadtverwaltung Gorzów zeigt das Miteinander der früheren und der heutigen Bewohner von Landsberg/Gorzów: Wir führen ja das gleiche Stadtwappen und die gleichen Stadtfarben.

Einer der Höhepunkte des Tages war der darauf folgende feierliche ökumenische Gottesdienst in unserer alten Marienkirche, der heutigen Kathedrale. Es predigten der katholische Bischof aus Grünberg, der evangelische Bischof aus Breslau und Pastor Professor Dr. Ulrich Luck, geboren in Landsberg, heute in Kiel. Wir drucken seine Predigt in

diesem Heft ab. Es war für viele von uns sehr ergreifend, in dieser Kirche zum Gottesdienst zu sitzen (oder zu stehen!) die so viele Erinnerungen an gute Stunden, frohe und traurige, birgt. Für die meisten deutschen Teilnehmer am Gottesdienst hat der Ort eine ganz besondere Bedeutung, da die heutige Kathedrale, unsere alte Marienkirche, als Ort von Taufe, Konfirmation, Eheschließung mit vielen bedeutenden Erinnerungen verbunden ist. Ich fand besonders anrührend, am Lesepult stehen zu dürfen und einen Bibeltext zu lesen. Ich fürchte, den Kloß im Halse hat man gehört und Christa Greuling ist es nicht anders ergangen. Den festlichen musikalischen Rahmen erhielt der Gottesdienst durch ein Orchester aus Gorzów, durch Orgelmusik des Organisten der Marienkirche und des Herforder Kantors Hartmut Sturm. Der in Landsberg geborene Günter Kohlmay sang eine Arie von Händel. Nach dem Gottesdienst begab sich die Festgesellschaft auf den neu gestalteten Marktplatz, empfingen von einem Blitzlichtgewitter und der Musik eines Spielmansszuges aus Frankfurt/Oder. Die große Brunnenfigur, die wiedererstandene Pauckschmarie, war mit einer Rosette in den Stadtfarben geschmückt, deren drei lange Bänder, ebenfalls in den Stadtfarben grün-weiß-rot drei junge Mädchen in Tracht hielten. Die Ehrengäste nahmen auf einer kleinen Tribüne am Südeinde des Marktes Platz. Der Musik folgten die Ansprachen: der Stadtpräsident, Henryk M. Wozniak, stellte seine Ansprache unter die Überschrift: „Nachdenken, nicht nur anlässlich des Jubiläums“. Er bezog sich in seiner Rede auf den Begriff Heimat: die persönliche Heimat des Einzelnen, die für die früheren Bewohner aus Erinnerungen besteht und die gegenwärtige Heimat der heutigen Bewohner ist. Beide seien einzugliedern in die größere europäische Heimat. Innerhalb dieses Gedankenganges betonte er das Verständnis der Polen für unsere, der Deutschen, fortbestehende Bindung an die alte Stadt. Dies Verständnis habe die Sorge der Polen vor möglichen Störungen abgelöst. „Wir haben verstanden, daß

unser Gorzów durch all das, was im Bewußtsein der Menschen, in ihren Vorstellungen, Erinnerungen, Sehnsüchten und Gefühlen vor sich geht, auch Ihre Heimat ist. Das erfordert unsere Verantwortung für eine glückliche Zukunft in einem gemeinsamen Europa.“ Die Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft betonte die Rolle des Pauckschbrunnens als eines Friedenssymbols. Sie erinnerte an die friedliche Rolle, die der Pauckschbrunnen im Leben der alten Landsberger gespielt hat und wünschte den polnischen Bewohnern der Stadt gleiche Freude und Glück. „Nicht nur die Tatsache, daß die Brunnenfiguren wiederhergestellt wurden, sondern daß dies in Zusammenarbeit zwischen den früheren und den heutigen Bewohnern der Stadt geschah,“ sei bedeutend. „Hier ist etwas Besonderes geschehen, hier haben wir ein bedeutendes Monument unserer Stadt, unserer gemeinsamen Heimat, wiedererrichtet in freundschaftlicher Zusammenarbeit.“ Der Oberbürgermeister von Frankfurt (Oder), Herr Pohl, überbrachte die Grüße aller Partnerstädte der Stadt Gorzów. Ein Höhepunkt der Ansprachen war die Rede von Herrn Eberhard Paucksch (93), dem letzten lebenden Enkel des Stifters. Er betonte die Bedeutung seines Großvaters, eines Maschinenfabrikanten, für die Stadt. Der Kommerzienrat Paucksch war nicht nur ein bedeutender Industrieller, sondern ein sozial denkender Mensch, der eine Alterssicherung für all seine Beamten und Arbeiter schuf und diese in großen Teilen selbst finanzierte. Der von ihm gestiftete Brunnen sei ein Zeichen seiner Liebe zu seiner Vaterstadt. Nachdem auch noch der Bischof ein Grußwort gesprochen hatte, traten der Stadtpräsident, der alte Herr Paucksch und die Vorsitzende der BAG gemeinsam an den Brunnen und „enthüllten“ ihn durch Entfernen des Schmucks in den Stadtfarben. Die Wasserspiele fingen richtig an zu laufen, die Eimer der Pauckschmarie liefen über und die Schildkröten spuckten wie in alter Zeit. Ich denke, die in diesem Moment zerdrückten Tränen hätten den Brunnen zum Überlaufen bringen können.

Die Stadt Gorzów hatte zur Brunneneinweihung bronzene Gedenkplaketten gestalten und herstellen lassen. Sie wurden vom Stadtpräsidenten an Deutsche und Polen, die sich um die Errichtung des Brunnens verdient gemacht haben, überreicht. Darauf folgte auf dem Marktplatz ein Konzert mit Orchestern aus Gorzów, Frankfurt/Oder und Potsdam. Natürlich gehörte auch „Alte Kameraden“, gespielt vom Potsdamer Polizeiorchester, zum Programm. Zur großen Freude besonders der alten Landsberger nahmen sofort die Gorzówer Kinder den Brunnen in Besitz und fingen an, am Wasser zu spielen, „wie früher“. Bei einem feierlichen Mittagessen, das der Stadtpräsident für die Ehrengäste gab, hatten diese Gelegenheit zu Grußworten. Natürlich betonte auch der Vorsitzende unserer Landsmannschaft, Werner Bader, seine Zustimmung zu diesem Akt der Versöhnung zwischen den früheren und den heutigen Bewohnern einer ostbrandenburgischen Stadt. Zu den Ehrengästen gehörten selbstverständlich auch die Paten der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe), Landrat und Oberkreisdirektor des Kreises und der Bürgermeister der Stadt Herford. Die offiziellen Veranstaltungen des Tages endeten mit einer feierlichen Sitzung des Stadtrates - mit Gästen - im ehemaligen Stadttheater, das auch heute noch Theater der Stadt ist. Diese Sitzung bezog sich mehr auf den 740. Gründungstag der Stadt. Die Festansprache hielt Dr. Jan Korol, der Vorsitzende des Rates. Er beschäftigte sich mit der Geschichte der Stadt Gorzów/Landsberg. Der für die alten Landsberger - und auch für die menschliche Entwicklung zwischen Polen und Deutschen - bedeutendste Satz in dieser Rede war die Feststellung, daß von der 740. Jahren Stadtgeschichte fast 700 Jahre deutsche Geschichte gewesen seien. Leider wurde die Rede während der Veranstaltung nicht übersetzt. (Wollte man Zeit sparen, da bisher alle Veranstaltungen wegen der Übersetzungen zu lange gedauert hatten?) Gratulationen von benachbarten und befreundeten Städten folgten. Eine Gruppe

von Bürgern, darunter als erste Deutsche auch die Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft, wurden mit der Verdienstmedaille der Stadt Gorzów ausgezeichnet. Die Veranstaltung endete mit einem heiteren Konzert und einem lockeren Beisammensein bei einem Buffett im Foyer des Theaters. Auch hier wieder war der Ort ein besonderes Erlebnis für die deutschen Beteiligten. Wie viele Erinnerungen verbinden sich für uns mit dem Theater! Für alle Bürger der Stadt gab es am

Abend ein Konzert im Amphitheater im Quilitzpark und um Mitternacht ein großes Feuerwerk als festlichen Abschluß des Jubiläumstages. Für dieses Feuerwerk hatten wir vom Hotel Mieszko aus einen „Logenplatz“. Die örtliche und überörtliche Presse berichtete ausführlich, untermalt durch viele Bilder, mit durchweg positiver Tendenz. Die in Gorzów erscheinende Zeitschrift „Trakt“, sie führt den Untertitel „gesellschaftlichkulturelle Zeitschrift“, widmete der 740-Jahr-Feier

und der Brunneneinweihung eine Sondernummer mit dem Abdruck der Reden und schönem Bildmaterial aus den Phasen der Brunnenrekonstruktion. Auch das Fernsehen, der Sender Posen, sendete einen Bericht über die Einweihung des Pauckschbrunnens. Es war für alle Beteiligten, das drückten viele Briefe aus, ein großartiges Erlebnis.

Ursula Hasse-Dresing

Ansprachen und Grußworte zur Einweihung des wiedererstellten Pauckschbrunnens

Eberhard Paucksch

Sehr geehrter Herr Stadtpräsident, liebe Landsberger Bürger, liebe Freunde der Stadt Landsberg, Staaten sowie auch Städte werden durch außerordentliche Persönlichkeiten geprägt.

Wie der polnische Staat auf bedeutende Staatsmänner zurückblicken kann, so kann es die Stadt Gorzów, das frühere Landsberg, auf meinen Großvater, den Kommerzienrath Johann Gottlieb Herrmann Paucksch. Er hat als Schlossergeselle durch seine große technische Begabung meiner Heimatstadt Landsberg durch die Gründung der Maschinenfabrik Herrmann Paucksch AG, Maschinenbau-Anstalt, Eisengießerei, Dampfkessel-Fabrik, Schiffswerft Landsberg / Warthe den wirtschaftlich industriellen Wert der Stadt gestärkt. (Ergänzt durch die Maschinenfabrik Jähne und die Baumwoll- und Jutespinnerei von Max Bahr).

Mein Großvater hat 1897 der Stadt auch diesen von dem damaligen Künstler Cuno von Uechtritz entworfenen Brunnen gestiftet, an dessen Anblick sich noch die heutigen Bürger erfreuen können. Die Bemühungen der Stadt für die Rekonstruktion des vollständigen Brunnens durch die polnische Künstlerin Zofia Bilinska zeugen davon.

Mit großer finanzieller Anstrengung der heutigen Gorzöwer und ehemaligen Landsberger Bürger wurde dies ermöglicht.

Ich freue mich und bin dankbar, daß wir heute mit der Enthüllung und Einweihung der neuen Figuren als ein Symbol des gemeinsamen europäischen Kulturerbes auch meines Großvaters Johann Gottlieb, Herrmann Paucksch gedenken. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Eberhard Paucksch
Gorzów, den 02. Juli 1997

Stadtpräsident

Henryk Maciej Wozniak

Nachdenken, nicht nur anlässlich des Jubiläums - 740 Jahre Gorzów Am 2. Juli 1257 erteilte Markgraf Johann Albrecht de Luge das Recht, die Stadt Landisberch nowa zu gründen. So begann die Geschichte unserer Stadt. 740jähriges Gründungsjubiläum, das ist zweifellos ein wichtiges Ereignis, ist es doch der Geburtstag unseres Gorzów. Das Ungewöhnliche dabei ist das, daß die Einwohner Gorzóws zum ersten Male dieses Fest begehen und noch dazu so feierlich. Das Außergewöhnliche wird noch dadurch unterstrichen, daß wir dieses Fest zusammen mit den Landsbergern, den früheren Einwohnern der Stadt Landsberg an der Warthe, feiern. Wir begrüßen sie in unserer Stadt sehr, sehr herzlich, so wie man Gäste in polnischen Häusern begrüßt. Das, was man vor nicht allzu langer Zeit für unmöglich gehalten hätte, wurde Wirklichkeit.

Polen und Deutsche, die heutigen und früheren Bewohner der Stadt, ehren das Andenken vieler Generationen, die in vielen Jahrhunderten die Stadt erbauten. Das wurde durch die in den letzten Jahren erfolgte grundsätzlich andere Bewertung von Begriffen möglich. Wie schnell sich doch die uns umgebende Wirklichkeit ändert, wie wir selbst uns geändert haben!

Vor noch nicht allzu langer Zeit, vielleicht vor 10-13 Jahren versuchten bejahrte Landsberger scheu und auch ängstlich nach den Spuren ihrer Kindheit mit Hilfe von wohlwollenden Gorzöwern zu suchen. Und wir? Wir schauten sie argwöhnisch an, so als ob sie unseren Frieden, unsere Stabilität stören wollten. Doch nach 1989 begann die Integrität Europas und es ist Zeit, sich zu vergegenwärtigen, daß es außer der selbstverständlichen „eigenen“ Heimat noch die gemeinsame Heimat gibt.

Das Haus, der Arbeitsplatz, die Zugehörigkeit zur lokalen, ethnischen und staatlichen Gemeinschaft verankert den Menschen in einer bestimmten Wirklichkeit, die wir Polen und sie Deutschland nennen. Das sind unsere Heimaten. Mit ihnen identifizieren wir uns, für sie sind wir bereit, die größten Opfer zu bringen.

Es gibt auch ein Vaterland unseres Vaterlandes, das aus den gemeinsamen Werten, Erfahrungen und den besten Traditionen wachsende

Europa; ein Europa der Demokratien und seiner Umwelt, die von den Menschen geschützt wird, der Marktwirtschaft, der gesellschaftlichen Gerechtigkeit, der Menschenwürde, der bürgerlichen Freiheit oder endlich der gemeinsamen Wurzeln des Glaubens. Die von jedem Menschen geforderte Heimat gibt das Gefühl von Sicherheit, verlangt aber auch von jedem von uns Verantwortung, fordert, sich den gemeinsamen Regeln, die uns Schutz gewährleisten, unterzuordnen.

Im Namen dieser Verantwortung für die Zukunft der gemeinsamen Heimat Europa haben die Deutschen von den Bestrebungen territorialer Veränderungen abgelassen.

Wir haben verstanden, daß unser Gorzów durch all das, was im Bewußtsein der Menschen, in ihren Vorstellungen, Erinnerungen, Sehnsüchten und Gefühlen vor sich geht, auch ihre Heimat ist. Das erfordert eben unsere Verantwortung für eine glückliche Zukunft in einem gemeinsamen Europa. Die christliche Ethik und das Gefühl des gemeinsamen Schicksals, auch das des erlebten Leids, der Vertreibung derjenigen jenseits der Oder und derjenigen jenseits des Bugs verlangen, so zu handeln.

Ein Umbruch im Verhältnis Gorzów/Landsberg trat 1994 ein. Das Einverständnis zum Feiern des Andenkens an viele Generationen von Landsbergern durch den Verein der Landsberger erteilte die Stadtverwaltung nach der Feststellung, daß die Geschichte der Stadt nicht 1945, sondern 1257 begann. Der Obelisk auf dem ehemaligen Friedhof war der erste bedeutende, obwohl scheue Schritt zur Versöhnung.

Die Gorzówer konnten die Bitte mit so menschlichen Zügen nicht abschlagen, obwohl sie noch nicht bereit waren, sich in dieser richtigen Angelegenheit zu engagieren. Doch schon bald konnten die III. polnisch-deutschen Tage, eine Konferenz der Landsmannschaft Neumark, in den Sälen des Rathauses stattfinden. Der offizielle Charakter der gemeinsamen Überlegungen über die Geschichte der Stadt wurde durch das Pflanzen von Magnolienbäumchen unterstrichen.

Damals wurde mir das Projekt zur Wiederherstellung des Pauckschbrunnens vorgelegt, das ich als sehr wertvoll, ja sogar für symbolisch in unserer Gorzów-Landsberger Aussöhnung hielt.

Und heute, nach zweijähriger gemeinsamer Arbeit, erfreut uns der Anblick der schönen Skulpturen, die von unserer Bildhauerin, Frau Zofia Bilinska rekonstruiert wurden, nachdem sie 1942 abgebaut worden waren und für immer verschwunden waren. Wir zeigen die Einweihung der Replik des Brunnens vor 100 Jahren (am 20. Juni 1897 aus der Stiftung von Hermann Paucksch). Der Brunnen war ein Symbol der Glanzzeit Landsbergs zu der Jahrhundertwende, so wie das schöne Theater und das Hallenbad Symbole für die Gebiete Kultur und Körperkultur waren. Die, die Infrastruktur der Stadt bildenden Errungenschaften waren zu jener Zeit: das Gas- und das Elektrizitätswerk, die Straßenbahn- und Eisenbahnlinien und die ersten ständigen festen Brücken über die Warthe. Das alles erreichte man dank hervorragender Bürger der Stadt, solche wie die Industriellen Hermann Paucksch und Max Bahr, den Kulturwissenschaftler Ogoleit, den Philosophen Schleiermacher, den Komponisten Karl Teike und endlich den Bürgermeister Gerloff. Heute bringen wir ihrem Lebenswerk die ihnen gebührende Hochachtung entgegen. Nach einer Zeit großartiger Entwicklung der Stadt kamen tragische Kriegsjahre. Eine Zeit, die über Europa und die Welt unermeßliches Unglück hereinbrachte. Es fand eine Völkerwanderung von Millionen Menschen, die ihre väterliche Scholle verlassen mußten, statt. Leute aus dem Wartheland siedelten an den Rhein über, Leute vom Bug zogen an die Warthe um. Wir beschlossen, dieser Tage zu gedenken, indem wir den „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“ proklamieren. Am 29.01.1995 haben zum ersten Male Gorzówer und Landsberger zusammen in der Stanislaw Kostka Kirche gebetet und sich das Friedenszeichen zugewiesen. Und so ist es - die menschliche Vitalität siegte, das Leben erwachte auf den Trümmern.

Das war die Bezahlung für sechs Jahre Leid, das Polen und die Polen erfahren mußten, das war Landsberg. Wir nannten es Gorzów, sowie es schon im. XIX. Jahrhundert von den Polen genannt wurde.

In Gedanken versunken denken wir an die Pionierzeit, gedenken wir der Kriegsteilnehmer dieses schrecklichen Krieges, wir erweisen ihnen sowie den Pionieren beim Aufbau von Gorzów die Ehre.

Seit diesen Tagen ist ein halbes Jahrhundert vergangen. Die Zeit großer Mühen, Mängel und menschlicher Dramen zeitigte Früchte. Gorzów ist gewachsen, verdreifachte seine Einwohnerzahl, wurde regionaler Mittelpunkt. Es ist eine 130.000 Einwohner zählende Stadt junger, dynamischer Menschen, die verstehen, die erlangte Freiheit zu nutzen. Bestätigung dieser ungewöhnlichen Vitalität und Dynamik sind Ranglistenplätze. Gorzów ist schon aus der wirtschaftlichen Tiefphase, die zu Beginn der neunziger Jahre nach dem gesellschaftlichen Umschwung eingetreten war, heraus. Die Arbeitslosigkeit von 18 % 1994 hat sich auf 7,4% heute verringert.

Hinsichtlich der Beliebtheit für Investoren nimmt Gorzów nach dem Bericht des Institutes für Untersuchungen der Marktwirtschaft unter den polnischen Städten den 16. Platz ein. Henryk Maciej Wozniak Präsident der Stadt Gorzów Aus „Trakt Warta Odra“ Nr. 12

Ursula Hasse-Dresing

Dieser 2. Juli 1997 ist ein großer Tag. Es ist der Gründungstag der Stadt Landsberg - im Jahre 1257. Über die Rechtmäßigkeit dieser Gründung an diesem Ort gibt es in der polnischen und in der deutschen Geschichtsschreibung unterschiedliche Meinungen. Und es hat vor diesem Tage und auch danach hier Kämpfe und territoriale Streitigkeiten gegeben. Die Stadt selbst und das sie umgebende Land haben Kriege überdauern müssen. Sie sind aber seit der Gründung nie zwischen unseren beiden Völkern umkämpft worden. Andererseits wissen wir alle, daß die Beziehungen zwischen unseren Völkern in

den hier zur Rede stehenden Jahrhunderten eher unfriedlich waren. Obwohl die Stadt von ihrem Gründungsjahr an Handelsprivilegien hatte, hatten die hier lebenden Menschen kein einfaches Leben, es war hier kein reiches Land. Es war ein Land der Siedler aus vielen Ländern Europas und es entwickelte sich in der befestigten Stadt ein solides Bürgertum. Erst die große Kulturtat der Trockenlegung des Warthebruchs brachte bessere Bedingungen für die Landwirtschaft. Erst spät, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, kehrte hier - im Zusammenhang mit der Industrialisierung - wirklicher Wohlstand ein. Er ist heute noch erkennbar an den über das Kriegsende hinaus erhalten gebliebenen Straßen und Häusern der damals gebauten, nördlich des Stadtzentrums gelegenen Neustadt.

Warum dieser Ausflug in die Vergangenheit? Wir stehen doch heute hier, um einen Brunnen einzuweihen. Ich sagte zu Anfang, heute sei ein großer Tag und bezog dies auf den Gründungstag der Stadt. Es gibt andere Gründe, dem heutigen Tag Bedeutung beizumessen. Wir stehen hier - gemeinsam - um neu geschaffene Brunnenfiguren einzuweihen. Das ist schön, aber was daran ist groß? Da ist einmal die Tatsache, daß dieser Brunnen ein Symbol der alten Stadt Landsberg war. Er war zusammen mit der Marienkirche Mittelpunkt der Stadt, den Bewohnern von Kreis und Stadt vertraut als Treffpunkt, Spielplatz, Zeuge von geschäftigem Leben und auch mancher Zärtlichkeit. Er war so selbstverständlich da und gehörte dazu, daß manche Bürger mit ihm weitergelebt haben, als er im Jahre 1942 demontiert worden war und nach dem Kriege bei uns die große Diskussion entbrannte, wann eigentlich die Brunnenfiguren entfernt worden seien. Für mich ist er während dieser Diskussion zum Symbol des Verlustes geworden. Vielleicht kann man das in der Rückschau so sagen, daß mit seiner Demontage auch unser Verlust der Heimat begann. Denn es verschwand mit den Brunnenfiguren, deren Schicksal unbekannt blieb, ein Zeichen der Liebe und

des friedlichen Lebens. Der Stifter, der Fabrikant Hermann Paucksch, schenkte ihn 1896 seiner Vaterstadt anlässlich seines 80. Geburtstages als Zeichen der Liebe und als Dank an alle, die ihm zu seinem Lebenserfolg geholfen hatten. Vor hundert Jahren wurde der Pauckschbrunnen eingeweiht als Symbol von Bürgerfleiß und Heimatliebe. Die Brunnenfiguren, die Sie nun wieder sehen können, sind ausgesprochen friedliche Gestalten. Die junge schöne Frau, die die Wassereimer trägt - es erübrigt sich fast, an das Wasser als Symbol des Lebens zu erinnern. Die Warthe war aber lange Jahrhunderte eine Lebensader der Stadt. - Zu ihren Füßen spielen Kinder mit Geräten, die die Wirtschaft der Stadt darstellen: Der Junge hat neben sich Zahnrad und Hammer als Symbol der Maschinenindustrie. Die beiden Mädchen mit Fischereigerät und Schiffchen zeigen noch einmal die Warthe mit dem, was sie den Bürgern gab: Möglichkeit zu Fischfang und Schifffahrt. Sie sind Kinder und spielen. Es ist ein ausgesprochen friedliches Bild. Vielleicht ist das der Grund dafür, daß man hier einen Brunnen, ein Denkmal, lieben konnte, nicht nur achten, wie andere Denkmäler, sondern lieben. Und weil wir den Pauckschbrunnen geliebt haben, ist er auch für die Reisenden in die Heimat ein Symbol des Verlustes geworden.

Nun ist er wieder vollständig da und das ist das Größte am heutigen Tage. Nicht nur die Tatsache, daß die Brunnenfiguren wiederhergestellt wurden, sondern daß dies in Zusammenarbeit zwischen den früheren und den heutigen Bewohnern der Stadt geschah, zwischen der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) und Rat und Verwaltung der Stadt Gorzów. Es ist nichts Einmaliges mehr, daß sich alte und neue Bewohner eines Ortes die Hand reichen, aber es ist leider auch noch nicht selbstverständlich. Hier aber ist etwas Besonderes geschehen, hier haben wir ein bedeutendes Monument unserer Stadt, unserer gemeinsamen Heimat, wiedererrichtet in freundschaftlicher Zusammenarbeit. Wir, die wir an der Rekonstruktion der

Brunnenfiguren beratend beteiligt waren - es war ein faszinierendes Erlebnis -, wünschen im Namen all unserer Landsleute, daß dieser Brunnen ein Symbol des Friedens sein möge, für die Bewohner dieser Stadt, aber über die Stadtgrenzen hinaus für unsere beiden Völker. Die jetzigen Bewohner der Stadt mögen den Brunnen lieben wie wir ihn geliebt haben und mit ihm leben, wie wir mit ihm gelebt haben. Wir alten Bewohner haben in ihm ein Stück Heimat wiedergefunden und können die Pauckschmarie grüßen wie in alten Zeiten.

Ich kehre zurück in die Geschichte. Der Blick dorthin lehrt: Wir müssen aufhören aufzurechnen, Forderungen zu stellen. Wir brauchen Orte, die wir lieben können. Hier ist für uns eine solche Stelle, von der wir hoffen, daß sie es auch für Sie, die heutigen Bewohner dieser Stadt, sein möge.

Es bleibt mir noch zu danken. Ich danke allen Spenderinnen und Spendern, die mit ihrem Beitrag mitgeholfen haben, die Brunnenfiguren zu rekonstruieren. Ich danke unserem Freund und Landsmann Werner Siebke, der zuerst die Idee hatte, dies Unternehmen zu beginnen, eine Idee, die uns zunächst den Atem anhalten ließ.

Ich danke Zofia Bilinska für ihre Arbeit. Sicher ist es für eine Künstlerin ein wenig ein Akt der Selbstverleugnung, das Werk eines anderen aus einer anderen Epoche wiedererstehen zu lassen. Sie hat es großartig gemacht.

Ich danke der Stadt Gorzów, hier besonders allen, die mit uns zusammen geplant und beraten haben, um dies Werk entstehen zu lassen. Ich danke dafür, daß eine solche partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen den ehemaligen deutschen und den heutigen polnischen Bewohnern einer Stadt möglich war. Und so soll der Historikerstreit, der sich auf die 740 Jahre Vergangenheit bezieht, nicht mehr wichtig sein. Heute, nach seiner Rekonstruktion, ist der Pauckschbrunnen ein Zeichen des Versöhnungswillens zwischen den Deutschen und den Polen in dieser Stadt. Gemeinsames Planen, gemeinsames Arbeiten, gemeinsame

Liebe zur Heimat finden in ihm ihren Ausdruck. Die Wiedereinweihung am 740. Gründungstag der Stadt, 100 Jahre nach der Ersteinweihung, ist ein Zeichen des gemeinsamen Bekenntnisses zur Geschichte, verbunden mit den besten Wünschen für das friedliche Gedeihen der Stadt und das Wohlergehen ihrer Bürger.

Ursula Hasse-Dresing, Vorsitzende der BAG Landsberg (Warthe)

Prof. Dr. Ulrich Luck

Erinnerung und Neuanfang

Predigt im ökumenischen Gottesdienst in der Marienkirche.

Liebe Gemeinde! Katholische, orthodoxe, evangelische Schwestern und Brüder, Polen und Deutsche, Bürger von Gorzów und alte Landsberger! Sind wir denn wirklich eine Gemeinde? - Ja, wir sind es, wir sind eine Gemeinde, wenn wir auf das Wort unseres Gottes hören. Das Wort, auf das wir jetzt hören wollen, steht im Buch des Propheten Jesaja, im 43. Kapitel Vers 18 und 19:

So spricht der Herr:

Gedenkt nicht an das Frühere und achtet nicht auf das Vorige! Denn ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?

Liebe Gemeinde!

Es ist ein schöner Anlaß, der uns heute hier in Gorzów, in Landsberg vereint: Wir wollen einen Gedenktag feiern. Die Gründungsurkunde dieser Stadt ist datiert auf den 2. Juli des Jahres 1257, den Tag der Heimsuchung der Maria. Da die Stadt Landsberg an einem Marienfesttag gegründet wurde, ist auch ihre Stadtkirche von Anfang an eine Marienkirche gewesen. Stadt und Kirche sind hier in diesem Anfang nicht voneinander zu trennen. Was bedeutet es aber, wenn wir sagen: Wir wollen diesen Gedenktag feiern, Wir, Bürger der Stadt Gorzów und wir, die alten Landsberger? Es kann doch nur einen Sinn haben: Wir bekennen uns damit zur Geschichte dieser Stadt, zu der einen Geschichte, die 1257 angefangen hat für ihre alten und für ihre jetzigen Bürger. Eine Geschichte, die für die einen 1945 nicht aufgehört und für die anderen 1945 nicht

erst begonnen hat.

Es ist für uns, die wir aus Deutschland hierher gekommen sind, eine bewegende Sache, wenn uns der Rat der Stadt Gorzów einlädt, das 740jährige Jubiläum mitzufeiern und uns damit zu verstehen gibt: Zur Geschichte unserer Stadt, da gehört ihr, da gehört eure Geschichte mit dazu. Unsere Geschichte ist von eurer Geschichte nicht zu trennen. Wer von den alten Landsbergern, die 1957 des siebenhundertsten Gründungstages gedacht haben, hätte es sich träumen lassen, daß wir 40 Jahre später, Gorzówer und Landsberger gemeinsam diesen Tag begehen würden?

Und doch, liebe Gemeinde, selbstverständlich ist das alles nicht, wenn wir diesen Tag gemeinsam feiern, die Bürger von Gorzów und die alten Landsberger. Ich bin sicher, daß nicht wenige von uns sich die Frage stellen, ob bei diesem Gedenken nicht allzu viel Unterschiedliches, ja, Gegensätzliches mitschwingt. Wir dürfen das nicht einfach verschweigen, schon gar nicht auf dem Boden der alten Stadtkirche, die wohl in dieser Stunde ein besonderer Zeuge der Geschichte ist.

Geschichte, das ist ja für uns nicht nur eine Reihe von Jahreszahlen von 1257 - 1997. Geschichte, das ist lebendige Erinnerung und damit stetes Gedenken. Geschichte, das ist auch die ständige Gegenwart von Ereignissen, die wir, Polen und Deutsche, alte Landsberger und heutige Bürger von Gorzów nicht vergessen können.

So reißt denn die Geschichte dieser Stadt zwischen uns zunächst immer auch Gräben auf. Wir wissen es doch: Es gibt so viele Geschichtsbilder wie es Völker gibt. Schließlich hat wohl jeder von uns sein eignes Geschichtsbild, das durch seine Erlebnisse und Erfahrungen geprägt ist.

Liebe Gemeinde, wir könnten diesen Tag heute sicher nicht gemeinsam feiern, wenn Geschichte nur Rückblick, wenn Geschichte nur Erinnerung wäre. Geschichte ist mehr als Erinnerung, sie ist mehr als Gedenken: Geschichte, das ist immer auch Neuanfang. Geschichte ist immer auch ein Bruch mit dem

Alten, ein Abschied von der Vergangenheit. Nur so ist die Geschichte weitergegangen. Wer die Geschichte unserer Stadt einmal genauer betrachtet, der wird solche Neuanfänge immer wieder erkennen.

Doch so ist das nicht nur in der Vergangenheit gewesen, so ist es auch heute. Die Geschichte geht weiter, wo Anfänge gemacht, wo Neues gewagt wird. Anfänge sind immer ein Wagnis, deshalb ist aller Anfang, ist jeder wirkliche Neuanfang so schwer. Wo gilt das mehr als bei dem Anfang, der zwischen den alten Bürgern von Landsberg und den Bürgern von Gorzów gemacht wird. Deshalb, liebe Gemeinde, kann das Wort aus dem Jesajabuch diesem Tag eine uns alle tragende Grundlage geben: Gedenkt nicht an das Frühere und achtet nicht auf das Vorige! Aber, und nun wollen wir genau zuhören, denn es geht nicht einfach weiter: Sondern schafft etwas Neues! Nein, so spricht der Herr: Ich will ein Neues schaffen! Nicht wir schaffen das Neue, sondern er, Gott selbst schafft Neues. Warum ist das so? Weil wir, und das gilt ja nicht nur für uns heute, weil Menschen wirkliche Anfänge eben Neues, gar nicht schaffen können. Wir, wir sind so belastet mit der Vergangenheit, daß wir sie von uns aus allein nicht los werden. Die Last unserer Vergangenheit, das ist immer wieder die Last der Schuld. Und wer weiß davon mehr als unsere Generation, was sich an Schuld bei uns aufgehäuft hat.

Neues, Anfänge zwischen Menschen, die kann es nur geben, wenn das uns Trennende beseitigt wird. Eben deshalb schafft Gott Neues, weil er die Schuld, die uns trennt, vergeben kann. Schuld, die können wir nicht einfach abwerfen wie abgetragene Kleider; Schuld kann uns nur abgenommen werden. Neues in unserer Welt, zwischen Menschen und Völkern kann nur wachsen, wenn das Alte, wenn die Schuld überwunden wird. Das ist die politische Bedeutung unseres christlichen Glaubens. Liebe Gemeinde, so gibt es wohl auch keinen besseren Platz als die Marienkirche, um diesen festlichen Tag zu beginnen. Nicht nur weil es für viele unter uns da eine ganz

persönliche Bindung gibt; wenn sie hier so wie ich getauft worden sind, und Gott gerade hier seinen Anfang mit uns gemacht hat, sei es als evangelische Landsberger, sei es als katholische Gorzówer. Doch vor allem ist diese Kirche seit der Gründung der Stadt der Ort, wo Menschen das gegeben wird, was sie zum Leben, zum Zusammenleben nötig haben wie das tägliche Brot: Die Vergebung der Schuld. So wird uns immer wieder der Anfang zu einem neuen Leben und zu einem neuen Miteinander geschenkt. Das ist der Sinn von Vergebung. Jesus selbst hat es uns in seinem Vaterunser gelehrt: Unser täglich Brot gib uns heute und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Wo Menschen um Schuld und Vergebung wissen, da sollen sie die Vergangenheit nicht etwa vergessen. Wer könnte das schon? Aber sie lernen ihr Leben und ihre Geschichte neu zu sehen. Mit der Schuld, da wird auch das Trennende weggenommen, das in der Erinnerung immer wieder in uns aufbricht. Da wird aus den verschiedenen Geschichtsbildern, die wir uns machen mit ihren Widersprüchen, die eine Geschichte, an der wir alle teilhaben: Menschen aus Gorzów und alte Landsberger, deren Herz weiter an dieser Stadt hängt und für diese Stadt schlägt.

Liebe Gemeinde, das alles ist keine Illusion, das sind für uns alte Landsberger nicht nur schöne Träume an einem Sommertag in der Heimat. Das ist die helle Wirklichkeit dieses Tages. Dafür gibt es ab heute ein sichtbares Zeichen: Den wiedererrichteten Pauckschbrunnen mit der Brunnenmarie auf dem Marktplatz.

Die Brunnenmarie, wie man sie mit feinem Gespür bald genannt hat, ist ja das weltliche Gegenüber zur Marienkirche. In ihr symbolisieren sich Fleiß und Arbeit der Bürger, die sich als Segen über die Stadt ergießen sollen. Doch in diesem Miteinander von Sankt Marien und Brunnenmarie bildet sich genau das ab, was ein Grundsatz unseres christlichen Europa war und bleiben muß, wir kennen ihn alle: Bete und arbeite. Ein Wahrzeichen von Landsberg

an der Warthe wird nun auch in Gorzów Wielkopolski wieder ein Mittelpunkt sein und so ein Zeuge dafür, daß diese Stadt nur eine Geschichte hat, in der Platz ist für alle, die einst und heute an ihrem Leben teilhatten und teilhaben. Unser Gott will Neues schaffen, erkennt ihr's denn nicht? So fragt der Prophet, und so werden wir gefragt. Liebe Gemeinde, wenn wir uns heute alle frei und offen zu der einen Geschichte dieser Stadt bekennen, über alle Brüche und menschlichen Katastrophen hinweg, dann können wir antworten: Ja, er macht alles neu, und wir haben es erkannt. Gott segne diese Stadt Gorzów Wielkopolski - unser altes Landsberg an der Warthe. Amen

Dr. Jan Korol (Vorsitzender des Stadtrats) **Grußbotschaft zum**

740. Jubiläum von Gorzów

Wir feiern ein überaus erhabenes Fest. Den Jahrestag einer Stadtgründung. 740 Jahre sind - für mitteleuropäische Verhältnisse - ein Alter, das Achtung und Respekt verdient. In der gleichen Zeit wie Gorzów erhielt z. B. Krakau die Stadtrechte, Posen ist in der Tat nur ein paar Jahre älter. Zusammen mit Gorzów entstanden Berlin und Frankfurt. Gorzów ist in der glücklichen Situation, seinen Stammbaum nicht aus Spekulationen, Mutmaßungen und wissenschaftlichen Hypothesen ableiten zu müssen. Genau vor 740 Jahren, am 2. Juli 1257, war unsere Stadt, im Kreise jener Städte, die mit allen Rechten ausgestattet waren, auf den Landkarten Europas aufzufinden. Erst in zehn Jahren steht das runde 750jährige Jubiläum an. Die 740 Jahre sind jedoch der erste, erwähnenswerte Jahrestag, den die nun wieder selbstverwaltete Stadt feiern kann, ohne jemanden um seine Meinung oder Genehmigung fragen zu müssen. Ein Jahrestag, der die Bürger aufgrund der reichen Stadtgeschichte und ihrer Leistungen stolz machen und uns alle mit einem freundschaftlichen Echo und Glanz erfüllen sollte. Gorzów verfügt in seiner Geschichte als Stätte historischer Begegnungen und

Verträge über schöne Zeugnisse. Gorzów nimmt auch bei der Entwicklung des europäischen Handels einen bedeutenden Platz ein und hat die Voraussetzungen, um sich hanseatische Traditionen zuzuschreiben. Es gibt in dieser über sieben Jahrhunderte währenden Geschichte auch tragische Ereignisse, die die Existenz der Stadt und ihrer Einwohner erschütterten. Brände, Kriege und schreckliche Seuchen entvölkerten nicht selten die Stadt, die man mit Menschen von anderswo besiedeln mußte, denn es gab nicht genügend Getretete, um die Ruinen wiederaufzubauen. Gerade sind 350 Jahre seit dem schrecklichen Brand vergangen, der der im 30jährigen Krieg verwüsteten Stadt nur noch die Pfarrkirche, das Rathaus und ein paar Häuser beließ.

Auf dem Hintergrund einer so reichen, durch unterschiedlichste Erfahrungen geprüften Geschichte scheint das Jahr 1945 keine Besonderheit zu sein, bleibt aber dennoch ein Ereignis ohne Präzedenz: der in seinen Folgen grauenhafte Krieg trieb die einstigen Einwohner aus ihren Häusern hinaus und übergab die ausgestorbene, zur Hälfte zerstörte Stadt in die Hände von Ankömmlingen, von denen die meisten ihre Heimat ebenfalls auf gewaltsame Weise verloren hatten. Heute bestimmt in Gorzów eine Generation, die hier geboren und aufgewachsen ist: es wächst die nächste, dritte Generation einheimischer Gorzówer heran, die vollauf berechtigt sind, die Stadt als ihre rechtmäßige Heimat zu bezeichnen. Vielleicht brauchte es gerade diese neuen Erfahrungen aus 50 Nachkriegsjahren, um zur Überzeugung zu gelangen, daß man bei der Geschichte von Städten nicht die Politik des dicken Strichs anwenden sollte, um dann immer von neuem anzufangen, daß es das Bedürfnis gibt, die historische Kontinuität nachzuempfinden, und daß wahre Liebe zur Heimat Verantwortungsgefühl und Sorge für deren gesamtes - materielles und geistiges - Erbe erfordert. Das Beispiel berühmter Metropolen, ob Konstantinopel oder Karthago sowie zahlreicher Städte auf den euro-

päischen Wegmarken der Römer beweist, daß letztlich nicht wichtig ist, welchen Namen eine Stadt in den unterschiedlichen Epochen ihrer Geschichte getragen hat, oder welche Sprache ihre einstigen Bewohner gesprochen haben; es zählt in erster Linie das Verhältnis der heutigen Hausherrn zu ihrem Erbe und ihrer Jahrhunderte währenden Tradition.

Wenn wir uns also als rechtmäßige Erben des 740jährigen Ertrags der Stadt Gorzów fühlen und stolz auf ihre Leistungen sind, so sollten wir dennoch nicht verschweigen, daß sie über sieben Jahrhunderte den Namen Landsberg getragen hat und ihn in den Herzen zahlreicher Menschen weiterhin trägt. Und wenn wir die alten und neuen Mauern der Stadtgebäude betrachten, sollten wir nicht vergessen, wer sie errichten ließ und wessen Hände dies taten. Wenn wir durch die Straßen der Alt- und Neustadt gehen, sollten wir uns auch daran erinnern, daß sie früher häufig die Namen von Menschen trugen, die sich im gleichen Maße um die Stadt verdient gemacht haben wie unsere Pioniere. Wir dürfen uns allerdings auch auf die Leistungen unserer Vorfahren berufen, die über Jahrhunderte, vielleicht nicht so zahlreich, aber immer hier anwesend waren, und als Hiesige oder Ankömmlinge, als Flüchtlinge, Emigranten oder Übersiedler, als Kaufleute oder wandernde Handwerker ihren Ziegelstein zum 740jährigen Gebäude beigetragen haben, das wir Gorzów nennen. Wir sind auch verpflichtet, die Anstrengung jener zu achten, die nicht erlaubten, daß die Stadt vollkommen eingeäschert wurde, sie mit Leben erfüllten, trümmerfrei machten und über Jahre - soweit das möglich war - sich darum kümmerten, daß sie wachse und gedeihe.

In der Geschichte von Gorzów gibt es viele Jahrestage, die eine besondere Beachtung und Reflexion verdienen. Indem wir den 740. Jahrestag der Stadt und ihrer Stadtrechte begehen, sollten wir uns daran erinnern, daß genau vor 700 Jahren, in einem der ersten Dokumente, die Stadträte erwähnt sind, die damals lateinisch als consules bezeichnet

wurden: in der Ära mittelalterlicher Feudalabhängigkeit ein deutliches Zeichen für die Selbstverwaltung der Stadt. Noch gibt es keinen Bürgermeister, noch regiert im Namen des Herrschers dessen Schultheiß, auch Vogt genannt, aber die Bürger haben schon ihre Repräsentanten. Demnach war Gorzów bereits vor 700 Jahren, vierzig Jahre nach Gründung, ein funktionierender Organismus, der die Selbstverwaltung anstrebte, ein Zentrum kirchlicher und weltlicher Administration, das das schon explizit benannte Landsberger also Gorzówer Land umfaßte. Gorzów war ebenfalls Zentrum eines fürstlichen Lehens, denn die damaligen Herrscher nannten sich Markgrafen von Brandenburg, der Lausitz und von Landsberg. Die Geschichte ist in den vergangenen sieben Jahrhunderten unterschiedlich mit der Stadt umgegangen, mal wurde sie emporgehoben, mal an den Rand gedrängt. Man könnte sagen, daß sich mit der Geschichte Gorzóws ein eigentümlicher Kreis schließt. Heute feiert die Stadt ihr 740. Jubiläum als größtes urbanes Zentrum zwischen Posen und Berlin, eine durch Industrie und Märkte wirtschaftlich starke Stadt, Wojewodschafts- und Bischofssitz, mit akademischen Perspektiven und europäischen Ambitionen. Eine Stadt, die die Chance nutzte, die ihr vor 740 Jahren vom Schicksal gegeben wurde, indem es sie an die Warthe setzte, an die Kreuzung wichtiger Handelswege, an die Grenze zwischen Staaten und Kulturen.

Die Konfrontation mit Ereignissen und Fakten, traurigen und freudigen Momenten, ließ das Bedürfnis entstehen, über die Vergangenheit nachzudenken, die Gegenwart zu leben und die Zukunft zu planen. Die gleichzeitige Bündelung dieser drei Dimensionen ist Ziel der heutigen Feierlichkeiten; dieses Fest ist für die Einwohner von Gorzów wichtig, aber auch für all jene, denen Gorzów nicht gleichgültig ist. Das Bild einer Stadt lebt von der Tatkraft ihrer Bürger. Deshalb bedanke ich mich anläßlich des 740. Jahrestages der Stadt an der Warthe bei den Bürgern unserer Stadt dafür, daß es sie gibt: Respekt

vor ihrer Mühe und Sorge - und die Überzeugung, daß das gegenwärtige Gorzów durch sie und sie durch Gorzów leben. Der Stadt und ihren Einwohnern wünsche ich das Allerbeste.

Dr. Jan Korol, Vorsitzender des Rates der Stadt Gorzów

Grußwort des Bürgermeisters der Partnerstadt Herford

Dr. Gerhard Klippstein

Die Stadt Gorzów kann 1997 auf 740 Jahre bewegter Geschichte zurückblicken. Gern nehme ich diese Gelegenheit wahr, um den Bürgerinnen und Bürgern und den Repräsentanten der Stadt Gorzów zu diesem Jubiläum die besten Grüße des Rates und der Verwaltung der Stadt Herford und deren Bürgerschaft zu übermitteln.

Seit geraumer Zeit unterhalten beide Städte freundschaftliche Beziehungen. Dokumentiert und gefestigt wurde das durch die Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunden im Jahre 1996. Nach einer langen vertrauensbildenden Phase signierten der Stadtpräsident, Henryk M. Wozniak, und der Vorsitzende des Rates der Stadt Gorzów, Dr. Jan Korol, und der Bürgermeister der Stadt Herford, Dr. Gerhard Klippstein, während des 20. Bundestreffens der ehemaligen Landsberger in der Stadt Herford die deutsche Fassung des Freundschaftsvertrages. Durch eine „stille und sensible Diplomatie der kleinen Schritte“ hatte die Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg unter dem Vorsitz von Ursula Hasse-Dresing maßgeblichen Anteil an dem Zustandekommen dieses für die Verbesserung der Verständigung der Bevölkerung beider Städte so wichtigen Zusammenschlusses. Angesichts der grenzüberschreitenden Freundschaft tragen die Menschen in Gorzów und Herford auf ihre Weise zur Lösung der drängenden wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme der Gegenwart mit bei.....

Grußwort des Landrats des Kreises Herford

Gerhard Wattenberg

Es ist mir eine große Freude, an diesem Tag an diesem Ort zu

stehen und zu Ihnen zu sprechen. Es ist heute ein bedeutender Tag für diese Stadt - ihr Gründungstag und der Einweihungstag eines wiedererrichteten Kunstwerks. Es ist ein historischer Tag für diese Stadt - ist dies hier auch ein historisch bedeutender Ort? Er steht nicht in den Geschichtsbüchern, aber Landsberg/Gorzów war immer eine Stadt im Grenzbereich zwischen zwei Völkern. In diesem Sinne war sie eine historisch bedeutende Stadt. Die Bewohner von Städten in Grenzbereichen waren während vieler Jahrhunderte Leidende von Geschichte, sie konnten aber immer auch Handelnde sein. Denn in diesen Bereichen begegneten sich Menschen verschiedener Völker. Und von der Art dieser Begegnungen hing viel ab. Ich als Ortsfremder, als bodenständiger Westfale, kann nicht beurteilen, wie dies hier vor sich ging. Aber ich weiß seit vielen Jahren, wie sich unsere Paten, die ehemaligen Bewohner von Stadt und Kreis Landsberg, um Kontakte bemüht haben. Darin wa-

ren sie den politischen Ereignissen weit voraus und auch dem Denken vieler Landsleute und Politiker. Ich registrierte, daß die Landsberger bei diesem Bemühen auf Entgegenkommen, gleiche Bedürfnisse auf polnischer Seite stießen. Es gab viele kleine Schritte, es entstanden Freundschaften über die Grenze hinweg. Daß sich diese Freundschaften nach den Belastungen durch Krieg und Kriegsende entwickeln konnten, ist schon ein großer Schritt auf dem „Wege zueinander“. Auch offizielle Kontakte zwischen Bewohnern dieser Stadt wurden inzwischen geschlossen. Diese zahlreichen kleinen und großen Schritte haben die Basis geschaffen für das Projekt der Wiedererrichtung des Pauckschbrunnens. Nur so konnte die Idee verwirklicht werden, dies Symbol der alten Stadt Landsberg, der Liebe des Stifters zu seiner Vaterstadt und des Fleißes ihrer Bürger wiederzuerrichten. Das über die Stadtgrenzen hinaus Bedeutsame

an dieser Arbeit ist, daß dies durch die alten und die neuen Bewohner der Stadt gemeinsam geschah. Im Jahre 1993 schlossen die Vertreter der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) und die Stadtverwaltung Gorzów den Vertrag über die Wiedererrichtung des Pauckschbrunnens. Dies Werk ist nun vollendet und dazu beglückwünsche ich alle Beteiligten an diesem Projekt, insbesondere die Künstlerin, Frau Bilinska, der es gelang, nach alten Bildern, Postkarten, die Brunnenfiguren so vollkommen und schön wieder herzustellen. Der Paucksch-Brunnen wird ein Symbol bleiben

- der Freundschaft,
- der Achtung vor der Vergangenheit
- der Liebe zur Heimat der ehemaligen und der heutigen Bewohner dieser Stadt
- des Miteinander

Möge der hier dokumentierte Wille zum Miteinander Vorbild für andere Gemeinden und unsere Völker sein! In diesem Sinne ist diese Stadt eine historisch bedeutende Stadt.

Retten was zu retten ist

Zbigniew Czarnuch (Witnica/Vietz) im Westdeutschen Rundfunk Köln WDR 5
Ein polnischer Historiker auf der Suche nach deutschen Spuren

In der Sendereihe „Alte und Neue Heimat“ wurde am 18.04.1999 das folgende Interview gesendet.
Von Christian Finkenwirth
Verantwortliche Redakteurin:
Gudrun Schmidt
„Wege zueinander“ - Die „Vietzer Heimatstube“ in Witnica.
Witnica liegt in Polen, 10 km von der deutsch-polnischen Grenze entfernt. Die kleine Stadt in der Nähe von Landsberg an der ehemaligen „Reichsstraße 1“ blickt auf eine wechselvolle 750jährige Geschichte zurück: Slawische, deutsche und polnische. Bis Juni 45 lebten dort Deutsche, und Witnica hieß Vietz. Die Nachkriegsgeschichte von Vietz ist eine Geschichte der Vertreibung und der Vertriebenen. In seiner „Vietzer Heimatstube“ trägt der polnische Heimatforscher Zbigniew Czarnuch seit 20 Jahren Zeugnisse aus der deutschen Vergangenheit zusammen. „Ich war Historiker. Jetzt bin ich Rentner, und ich genieße die

Freiheit. Endlich kann ich machen, was mir gefällt.“
Die kleine Wohnung von Zbigniew Czarnuch ist vollgestopft mit Büchern und Aktenordnern. Auf dem Tisch eine alte Schreibmaschine, Manuskripte, polnische und deutsche Zeitungen. Seit 20 Jahren sammelt der pensionierte Lehrer Geschichte und Geschichten aus Witnica. In seiner Heimatstube hat Zbigniew Czarnuch unzählige Exponate angesammelt: Zeugnisse aus der deutschen Vergangenheit von Witnica. Von der preußischen Kanonenkugel, über emaillierte Straßenschilder bis zur Originalurkunde. „Die Gasanstalt haben Deutsche betrieben, die Elektrizität haben Deutsche eingeführt und die erste Dampfmaschine. Deutsche. Das alles stimmt dort: Die Namen, wer hat das gemacht. Das zeugt.“ Es sind Zeugen aus jener Zeit, als Witnica noch Vietz hieß. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war Vietz das größte

Dorf in Brandenburg. Hier gab es eine Eisenhütte und eine Brauerei. Hier befand sich die größte Angorafarm Deutschlands, und Vietzer Kachelöfen waren im ganzen Land gefragt. 1935 wurde aus dem Dorf Vietz eine Stadt. Vier Jahre später kam der Krieg. Bis 1945 lebten dort ausschließlich Deutsche. Die Hälfte floh noch während des Krieges vor der herannahenden Front. Die noch geblieben waren, wurden im Juli 45 von polnischen Soldaten innerhalb von zwei Stunden aus den Häusern über die Oder getrieben. In die Häuser der Deutschen wurden Polen, Litauer, Ukrainer und Weißrussen einquartiert. Auch Zbigniew Czarnuch kam im Sommer 45 mit seinem Vater aus Ostpolen nach Vietz. „Mein Vater hatte vor dem Krieg ein Haus gebaut. Aber 1939 wurde dort ein Deutscher reingesetzt. Als wir nach dem Krieg zurück wollten, wohnte nun ein anderer Pole in unserem Haus. Das wurde sozia-

listisch gehandhabt. Es gab keine Möglichkeit ihn dort rauszubekommen. Der Vater bekam das Angebot, als Bürgermeister nach Vietz zu gehen. Und das hat er gemacht“. Das Kriegsende setzte auch der deutschen Geschichte in Vietz ein jähes Ende. Die neuen polnischen Machthaber gingen daran, alles, was an die deutsche Vergangenheit erinnerte, zu vernichten, erzählt Zbigniew Czarnuch.

„Wer zu Hause ein deutsches Bild hatte, mußte dafür ein polnisches aufhängen. Deutsche Musik war verboten. Wer einen deutschen Namen trug, bekam einen polnischen.“ Und aus Vietz wurde Witnica.

„Unsere Erfahrung mit Deutschen waren: Sie kommen 1939 zu uns, und zuerst gehen alle Denkmale raus, dann polnische Bibliotheken - raus, polnische Intelligenz, Auschwitz usw. Das war ein Kampf gegen alles, was mit polnischer Kultur verbunden war. Wenn wir herkamen, war das eine Naturalreaktion: Wir machen dasselbe, was sie mit uns gemacht haben. Das war Rache. Das war eine Bewegung, die in politischen Kreisen, die sogenannten Wichtigen Patrioten. Das war nicht in ganz Polen, das war besonders bei uns.“ Die Nachkriegsgeschichte von Vietz war eine Geschichte der Vertreibung und der Vertriebenen. Eine unbequeme Wahrheit, die Nationalisten und Kommunisten in Polen totschwiegen. Dennoch haben polnische Intellektuelle wie Zbigniew Czarnuch versucht, zu retten, was noch zu retten war. Der pensionierte Historiker durchforstet Archive und Museen, sucht Zeitzeugen, und wo immer eine Baugrube entsteht, klettert der 70jährige hinein. Und obwohl er deswegen von „Polnischen Patrioten“ schon als „Volksdeutscher“ beschimpft wurde, ließ sich der Mann mit dem verschmitzten Lächeln nicht von seinem Weg

abbringen. Mittlerweile unterstützen viele Witnicer die Spurensuche ihres Stadtchronisten und Schulklassen besuchen seine Heimatstube. „Gerade heute war wieder eine da, und die Kinder haben mir eine Schiefertafel aus einem deutschen Haus mitgebracht, weil sie wissen, daß ich das sammle. Die Generation, die hier geboren wurde, hat keine Vorbehalte. Sie wollen wissen: Was bedeutet dieser Stein? Wer hat dieses Denkmal errichtet?“ Anfang der Achtziger Jahre bekam Zbigniew Czarnuch dann auch Kontakt zu den „alten Vietzern“. „Ich habe Kontakt zur Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg, zur Landsmannschaft Berlin-Brandenburg und nach Stuttgart. Ich habe damals angefangen, an der Stadtchronik zu arbeiten, und eine Kollegin hat mir gesagt, sie kennt eine Deutsche, die mal in ihrem Haus gelebt hat. So bekam ich Kontakt zur Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg. Die haben mir dann Bücher geschickt und Zeitungen und ich dachte: Wie nett die Freunde sind, da müssen wir unbedingt Kontakt halten“. Unterdessen hat sich eine enge Zusammenarbeit entwickelt, die auch die Sammlung in der „Vietzer Heimatstube“ bereichert hat. „Dort sehen Sie ein Bild. Das ist ein Herrenhaus, der Charlottenhof in der Nähe von Vietz. Einmal kam eine Dame zu mir, Frau Hilde von Lahn, und bat mich, mit ihr dorthin zu fahren. Und wir sind dort spazierengefahren, und sie hat mir so schöne Geschichten über das Herrenhaus erzählt. Ich bat sie, die Geschichten aufzuschreiben. Das tat sie dann auch. Und mit Hilfe einer Spende eines Bekannten, Herrn Klitzing aus Frankfurt, haben wir das Buch herausgebracht. Und viele Polen lesen das sehr gerne.“ Zbigniew Czarnuch sammelt nicht nur Zeugnisse aus der deutschen Vergangenheit, seit Jahren bemüht

er sich vor allem, Deutsche und Polen zusammenzubringen. Und seine „Beziehungsarbeit“ wird auch im Rathaus von Witnica gern gesehen. „Seit fünf, sechs Jahren kommen die Vietzer jedes Jahr zu einer Sternfahrt hierher. Und dann gehen wir zur Kirche, essen gemeinsam Mittag, und der Bürgermeister begrüßt die Leute und sagt: Wir freuen uns sehr, daß sie hier sind. Sie sind hier geboren und wir sind hier geboren. das ist unsere gemeinsame Heimat. Und das ist kein Problem. Im letzten Jahr stand das Treffen unter dem Motto: „Verlorene Heimat“ - gewonnene Freunde“. Und das ist die Philosophie.“ Manche Vietzer haben schon seit Jahrzehnten Kontakt zu polnischen Familien. Zbigniew Czarnuch erzählt von Herrn Rajchowicz, der schon seit den 60er Jahren ein oder sogar zweimal im Jahr mit seiner Familie seinen Heimatort in der Nähe von Witnica besucht. Schon zu kommunistischen Zeiten hätten sich daraus Freundschaften mit allen Dorfbewohnern entwickelt. Für Zbigniew Czarnuch ist das ein beredtes Beispiel für „praktizierte Aussöhnung“.

„Hier sind viele Häuser, aus denen die Deutschen raus mußten. Und alle Güter haben Polen genommen. Das war eine schreckliche Erfahrung. Aber diese Häuser verbinden heute beide Familien. Zum Beispiel zu diesem Treffen, das wir jährlich organisieren, kommen beide Familien zusammen, die mit dem Haus verbunden sind. Und das ist besonders optimistisch. Die Politiker sind weit zurück gegenüber dem, was die Leute in diesem Haus machen.“ Die Freundschaft zwischen den alten Vietzern und den Witnicern kommt auch der Stadt zugute: So sammeln Deutsche für eine neue Kirchenorgel, und demnächst wird auch die Heimatstube umziehen - in ein restauriertes Haus.

Das 22. Bundestreffen

Das 22. Bundestreffen der Landsberger aus Stadt und Land vom 16. bis 19.09.2000 liegt nun hinter uns. Zum ersten Mal fand das Treffen im ehemaligen Landsberg (Warthe),

dem heutigen Gorzów Wlkp statt. Wir folgten damit der Einladung, die der Stadtpräsident von Gorzów, Herr Tadeusz Jedrzejczak, in Berlin 1999 ausgesprochen hatte.

Gemeinsam fuhren wir mit Bussen (und auch Autos) in unsere alte Heimatstadt. Die Mitarbeiter der Stadtverwaltung von Gorzów und polnische Bürger haben sich hervor-

ragend bemüht, uns den Aufenthalt angenehm zu gestalten. Lange Reisevorbereitungen - wie Anmeldungen für die Fahrten, Zimmerbestellungen im Hotel Mieszko (Tagungsort), Abstimmung der Termine mit der Stadtverwaltung Gorzów und den ebenfalls teilnehmenden Spitzen unserer Patenstadt Herford (die inzwischen auch die Partnerstadt Gorzóws geworden ist) haben eine harmonische Veranstaltung entstehen lassen. Die Abstimmungen der Vortragsthemen mit Übersetzungen, das Erarbeiten der Ausflugsrouten und der Stadtrundfahrten, die Verhandlungen über das Errichten der Gedenkstätte für Max Bahr, die Programmgestaltung insgesamt nahmen viel Zeit in Anspruch. Es war vieles zu beachten, was diese überaus aspektreiche Begegnung fördern sollte. Am Sonnabend war der Beginn der Reise nicht so vielversprechend; der Doppeldeckerbus, der uns von Bremen über Hamburg und Berlin nach Landsberg brachte, war un schön, vor allem waren die Wartezeiten an den Abfahrtsstellen Hamburg und Berlin fast eine Zumutung; aber das Wetter war schlecht, der Verkehr auf der Autobahn war sehr dicht und „Neumärker“ werden mit vielem fertig. Die Busfahrer haben uns wohlbehalten an unser Ziel und wieder zurück gebracht. - Unsere Reisegruppe hatte ca. 140 Teilnehmer aus vielen Teilen Deutschlands. - Im Hotel wurden wir freundlich empfangen; die Leistungen, die Zimmer und die Speisen waren in Anbetracht unserer großen Gruppe bemerkenswert. Leider war das Programm so dicht, daß nicht so recht Zeit blieb, einander kennenzulernen. Es wäre schön gewesen, wenn wir zum Ausklang der Erlebnisse in der Heimat noch 1 bis 2 Tage hätten miteinander verbringen können. Die Stimmung der Teilnehmer während der Rückreise war gelöst und heiter. Wer denkt nicht gern an den Moment in der Villa Fabian - dem neuen Heimatmuseum der Stadt Vietz/ Witnica, (Hausherr ist Zbigniew Czarnuch, der sich auch sehr um die deutsche Geschichte des Ortes und der Umgebung bemüht) - als sich Frau Böhme auf einem ausge-

stellten Hochzeitsfoto als die Braut erkannte?! Ihre Hochzeit im Kreise ihrer Familie lag 65 Jahre zurück. Es geht nichts unter – es bleibt alles wahr! Die Festveranstaltung am Sonntagvormittag - gefördert durch die Euro-Region „Pro Europa Viadrina“ - im Konferenzsaal mit Grußworten der offiziellen Beteiligten ließ uns spüren, daß wir herzlich als Gäste in unserer ehemaligen Heimatstadt erwartet wurden. Es sprachen Grußworte: Der Stadtverordneten-Vorsteher von Gorzów, Herr Jakub Derek-Krzycki, der auch die Grüße des Stadtpräsidenten Tadeusz Jedrzejczak überbrachte und der Bürgermeister von Herford, Herr Thomas Gabriel, der auch für den ebenfalls anwesenden Landrat des Kreises Herford, Hans-Georg Kluge, sprach. Der Vertreter des Starosts des wieder errichteten Kreises Gorzów, Herr Marian Firszt, begrüßte uns ebenfalls. Herr Jacek Jeremicz hatte die Moderation dieser Veranstaltung übernommen. Es wurden vier Referate gehalten, von denen jeweils zwei gleich im Thema waren, jeweils einmal aus deutscher und aus polnischer Sicht. Herr Dariusz Rymar, der Leiter des Archivs in Gorzów, und Frau Hasse-Dresing sprachen über die Entwicklung der Beziehungen zwischen Deutschen und Polen am Beispiel der Bewohner der Stadt Landsberg/Gorzów. Beide nannten die persönlichen Begegnungen der ehemaligen und heutigen Bewohner als eine der Quellen der heutigen Freundschaften. Besonders betonten sie den Einsatz von Hans Beske: die Bedeutung der sehr frühen Reisen von Hans Beske und seiner Frau Barbara nach Gorzów. Seit 1970! Aus diesen Reisen entstand eine tiefe persönliche Freundschaft zwischen Hans Beske und dem damaligen Bischof von Gorzów, Pluta. Diese und der erste Empfang durch den damals amtierenden Stadtpräsidenten (1971) können nicht hoch genug für die spätere Entwicklung eingeschätzt werden. Sie waren Basis der bis heute erzielten Erfolge. Frau Hasse-Dresing versuchte durch einen kurzen historischen Rückblick die fast unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten beim

Weg zur Partnerschaft klarzumachen. Sie sprach wesentliche Ereignisse der Zusammenarbeit an, wie die Errichtung der zweisprachigen Erinnerungstafel auf dem ehemaligen Friedhof an der Friedeberger Straße 1993 und die Rekonstruktion und die Wiedereinweihungsfeier des Pauckschbrunnens anlässlich der 740-Jahr-Feier der Stadt 1997. Auch wies sie auf Ereignisse in der Stadt hin, zu denen die BAG als offizielle Vertretung der ehemaligen Einwohner der Stadt und des Landkreises Landsberg (Warthe) eingeladen waren, z. B. zum 30.01.2000, der als „Tag der Erinnerung und Versöhnung“ begangen wurde und zum 16.06.2000, an dem der jüdische Friedhof aus Anlaß seines 300jährigen Bestehens wiedergeweiht wurde. Sie gedachte auch der vielen bereits verstorbenen Landsleute, die die Arbeit der BAG ermöglicht und mitgetragen haben. Nach einer kurzen Pause folgten Referate zum Thema „Charakter der Stadt Landsberg (Warthe)/ Gorzów Wlkp. vor und nach 1945“, es sprachen der Museumsbeauftragte der BAG, Herr Dietrich Handt, und der Direktor des Museums in Gorzów Wlkp., Herr Zdzislaw Linkowski. - Der polnische Vortrag erhellte die Zeit, die unmittelbar und später nach dem Einmarsch der Russischen Armee ab dem 30.1.1945 folgte; das darüber existierende statistische Material zeigte, in welchen Schritten die Stadt ihre deutsche Bevölkerung verlor. Die Menschen, die seinerzeit die Geschicke der Stadt bestimmten, sind uns kaum bekannt. Wir können uns mit heutigem Abstand ein Gesamtbild der Ereignisse machen. - Herr Handt hatte uns vorher einen zu Herzen gehenden Vortrag über unsere Heimatstadt Landsberg (Warthe) bis zum Jahre 1945 gehalten. Er hat über die deutsche Stadt noch einmal zusammengetragen, was bedeutungsvoll war; es war eine Bürgerstadt - so können wir an sie denken und über sie sprechen! Herr Handt hob besonders die Bereitschaft der Bürger hervor, die Stadt durch Stiftungen zu verschönern. Auch heute noch sind die ehemaligen Bewohner bereit, einen

Beitrag zum Erhalt der Schönheit der Heimatstadt und der ländlichen Umgebung zu leisten.

Die neue Konferenztechnik zeigt die hohe Kunst der Simultanübersetzung durch den Dolmetscher.

Es erfolgte die Präsentation des Buches „Max Bahr und seine bürgerliche Arbeit“ von Jan Kozłowski, der leider schon 1997 verstorben ist. Bemerkenswert ist, daß es sich hier um den Nachdruck einer im Jahre 1996 in deutscher Sprache in Stettin erschienenen Magisterarbeit eines Polen handelt. Ergänzt ist das Buch durch eine Zusammenfassung besonders der sozialen Leistungen Max Bahrs durch Ursula Hasse-Dresing. Jeder Teilnehmer an der Tagung erhielt das Heft als Geschenk.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft präsentierte das Buch „Ernst Henseler – 1852 – 1940 – ein Maler aus dem Warthebruch“. Die Offiziellen beider Seiten erhielten es als Geschenk, auch die Witwe von Jan Kozłowski.

Nach dem festlichen Mittagessen fuhren wir zur „Max-Bahr-Eiche“ in der Brückenvorstadt.

Diese Eiche hatten die Arbeiter und Angestellten am 70. Geburtstag Max Bahrs gepflanzt mit einer Gedenktafel zum Dank für die sozialen Taten ihres Chefs. Die Tafel ist als Europrojekt in polnischer und deutscher Sprache wieder hergestellt und in einer kleinen Anlage vor der heute unter Denkmalschutz stehenden Eiche aufgestellt worden. So honorieren auch die heutigen Stadtväter die sozialen Leistungen Max Bahrs, die sich auch noch auf das Leben der Bewohner Gorzows auswirken. Der Festakt wurde musikalisch umrahmt, auch mit Musik von Karl Teike. Der Platz ist besonders schön mit neuen Anpflanzungen und Schmuckpflasterung gestaltet worden – wer vergißt den Blick von dort auf die immerfließende Warthe?

Danach erwartete uns im Städtischen Kulturzentrum „Zawarcie“ in der früheren Zimmerstraße eine Aufführung der Gorzower Tanzgruppen „Mali Gorzowiacy“. Jung und unglaublich schwungvoll wurden wir verzaubert! Es fuhr in die Beine, das Herz ging auf! Polnische Folk-

lore, bunte gestreifte Röcke – heiße moderne Rhythmen.

Die Freude über das gelungene Begegnungsfest zwischen ehemaligen und heutigen Bewohnern der Stadt wurde deutlich in den Schlußworten von Frau Hasse-Dresing und Herrn Derek-Krzycki – nicht nur über die schön gestaltete Gedenkstätte, sondern auch über ein weiteres Ereignis in der Verständigung der ehemaligen und jetzigen Bürger von Landsberg (Warthe)/Gorzów Wlkp. Wir hörten von einem Anruf aus Breslau, dass die Gorzower Aktualitäten im polnischen Fernsehen gezeigt wurden.

Der Montag brachte sehr schönes Wetter. Nach dem Frühstück standen die Busse für die vorher ausgearbeiteten Rundfahrten durch die Stadt (mit alten und modernen Bauten) und für die Ausfahrt in das westliche Kreisgebiet bereit, die Herr Handt (geboren in Landsberg) führte, der unseren früheren Landkreis hervorragend kennt. – Am Nachmittag war die Teilnahme möglich an der Fahrt durch den östlichen Landkreis unter der Führung von Herrn Eisermann, der in Zanzin geboren ist und sehr viel über unsere alte ländliche Heimat weiß! Am Nachmittag führte Herr Handt nochmals eine Stadtrundfahrt.

Die vormittäglichen Fahrten durch die Stadt wurden geführt von Frau Christa Greuling mit Frau Barbara Greczner und Frau Hasse-Dresing. Sie zeigten Teile der alten Stadt, die Hunderte von Erinnerungen wachrief und der neuen Stadt, die pulsierendes Leben zeigt. Es wurden folgende Punkte berührt: Brückenvorstadt mit der Lutherkirche und den Industriebetrieben bis zum Brenckenhofkanal – die Paucksch-Villa – Fahrt über die neue Warthebrücke – Katholische Kirche mit dem von der BAG wieder hergerichteten Massengrab aus dem Jahre 1945 – Schröder-Villa – Krankenhaus – Konkordienkirche – Friedhof mit Gedenkstein – IG-Farben und Neubauegebiet im Norden der Stadt – Zanziner – Brahtz-Allee – Stadion – Soldiner Straße – Küstriner Straße/Richtstraße zum Markt. Alternativ endete die Rundfahrt mit einer Führung durch die Marienkirche oder durch das

Museum in der Schöder'schen Villa. Danke für die Führungen durch Domprobst Garnarcz und Direktor Linkowski!

Die Rundfahrt - West nahm den Weg über - Landsberg - Wepritz - Loppow - Ratzdorf - Beyersdorf - Hohenwalde - Tornow - Massin - Vietz - Pyrehne - Fichtwerder - Brückendorf - Kriescht - Waldowstrenk - Blockwinkel - Bürgerbruch - Dechsel - Kernein - Roßwiese - Landsberg.

Die Rundfahrt - Ost führte über - Landsberg - Merzdorf - Beyersdorf - Hohenwalde - Marwitz - Zanzin - Himmelstädt - Kladow - Lotzen - Lübbesee - Rohrbruch - Zanzhausen - Zanzthal - Stolzenberg - Jahnsfelde - Gralow - Zantoch - Pollychen - Zechow - Landsberg.

Schade, daß man nicht überall teilnehmen konnte - der herrliche Sonnenschein, die wunderbaren Fernsichten zeigten uns die Schönheit des ehemaligen Landkreises Landsberg (Warthe) auf den Höhen und im Bruch, im Wald und in den Alleen - Kirchen, Friedhöfe, Guts-höfe, Bauernhöfe, Storchennester, Bahnhöfe, Felder, Vieh und Gänse, die Brücken bei Fichtwerder und bei Zantoch und die Warthe!

Unsere Landsleute unternahmen auch Fahrten zu ihren eigenen Zielen. Für viele war es das erste Mal, daß sie ihre Heimat wiedersahen. Ein besonderer Höhepunkt beschloß den letzten Tag in Landsberg / Gorzów. In der Marienkirche fand ein kleines Orgelkonzert aus Anlaß der Rekonstruktion der Sauer-Orgel statt. Ein Projekt, das in Zusammenarbeit zwischen der Euro-Region, der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit, der Kirche und der BAG realisiert werden konnte. Es war das erste Konzert auf der offiziell noch nicht wieder eingeweihten Orgel. Wir hörten die Macht und die Feinheit des wiedererstandenen Instruments. Als Dank für uns! Das Ende des Konzerts mit der Überraschung für uns: Variationen über Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ erschütterte und freute uns, zeigte es doch den Fortschritt der Ökumene und des gegenseitigen Vertrauens. Hier wurde in der nun katholischen Kathedrale das

evangelischste aller evangelischen Kirchenlieder gespielt!
Am Dienstag auf der Rückreise stiegen wir kurz in Vietz/Witnica aus, um dem neuen Heimatmuse-

um einen kurzen Besuch abzustatten, und in Tamsel, wo Frau von der Lancken die Räume des Schlosses öffnete, das Friedrich II. in seiner Jugend besucht hat (Fontane „Wan-

derungen.....). - Danach begann die Heimfahrt.
Es war eine Reise mit alten Erinnerungen in eine moderne Zeit!
Marianne Schubert

Europarat würdigt internationale Beziehungen zu den Partnerstädten

Der Stadt Gorzów, Herfords Partnerstadt in Polen, ist vom Europarat für ihre Leistungen zur Förderung und Vertiefung internationaler Beziehungen durch die Verbindungen zu ihren Partnerstädten ausgezeichnet worden. Diese Anerkennung wurde während eines in der vergangenen Woche in Gorzów abgehaltenen Internationalen Seminars den Partnerstäd-

ten weiter gegeben. Neben Britta Kurlbaum als Repräsentantin der Stadt Herford nahmen Vertreter der Partnerstädte Frankfurt/Oder, dem italienischen Cava de Tirreni und der Region Abruzzo den Dank der Stadt Gorzów für die freundschaftliche Zusammenarbeit entgegen. Im Rahmen des Seminars standen der Besuch der internationalen Grenzlandmesse, ein Wirtschaftsfo-

rum mit Vertretern der Industrie und der Euroregion, der Gorzów angehört, sowie die Präsentation jeder Stadt im Hinblick auf die Entwicklung der Zusammenarbeit auf dem Programm. Als Zeichen der freundschaftlichen Verbundenheit wurden die Delegationsmitglieder von der Stadt Gorzów gebeten, sich in das Goldene Buch einzutragen.
Aus Neue Westfälische, 23.10.99

Die Einweihung der Orgel in der Marienkirche

Am 15.10.2000 wurde die restaurierte Sauer-Orgel in der Marienkirche im Rahmen eines Pontifikalamtes feierlich eingeweiht. Der Bischof und weitere kirchliche Würdenträger begaben sich auf die Empore, wo die Orgel durch den Bischof geweiht wurde. Erst danach erklang die Orgel; der Gottesdienst war bis dahin von einem Gitarrenchor junger Gorzówer begleitet worden. Wie schon im September, anlässlich unseres Bundestreffens, konnten wir, Heimatfreunde aus dem Mansfelder Land und ich, die herrliche Klangfülle der Orgel erleben. Am Ende des Gottesdienstes dankte der Probst allen, die für die Restaurierung der Orgel gespendet haben. Die Stadt Gorzów hat durch eine

überaus großzügige Spende ihre Verbundenheit mit den Gorzówer Bürgern bewiesen. Die Einwohner der Stadt, sowie Industrie und Handel, haben ebenfalls großzügig geholfen. Die BAG hat mit einer Spende von DM 20.000,00 ihre Verbundenheit mit den Bewohnern der Stadt und ihr Gedenken an die Marienkirche deutlich gemacht. An der Orgel ist ein Messingschild in polnischer und deutscher Sprache angebracht, auf dem die BAG als Spender zur Restaurierung der Orgel gewürdigt wird. Bei der Bekanntgabe der Spender wurde unsere Spende und der Dank dafür in polnischer und deutscher Sprache ausführlich dargestellt. Nach dem Gottesdienst wurde ich vom Probst

der Marienkirche zum gemeinsamen Mittagessen mit dem Bischof, dem Stadtpräsidenten und anderen geistlichen und gesellschaftlichen Würdenträgern eingeladen. An meiner Seite saß ein katholischer Priester, der alle Ansprachen, in denen immer wieder auf unsere Mithilfe und auch der Wunsch nach zukünftiger Gemeinsamkeit anklang, in die deutsche Sprache übersetzte. Als Vertreterin der BAG und einzige Frau in diesem Kreis habe ich noch einmal auf den moralischen Wert hingewiesen, den die Marienkirche als Symbol für die ehemaligen Landsberger aus Stadt und Land hat und für die freundliche Einladung gedankt.
Christa Greuling

2 Gedenksteine

Zu den in unserer deutsch-polnischen Arbeitsgruppe geplanten Projekten gehört die Wiederherstellung des Gedenksteins für Egomet Brahtz. Ein großer Findling trug seinerzeit ein Medaillon mit dem Porträt von Brahtz, der als eifriger Förderer der Parkanlagen in Landsberg als Vater der „Parkstadt des Ostens“ galt. Der Gedenkstein sollte in der Nähe des alten

Standortes im Eingangsbereich des „Zanziner“ stehen, einer Park- und Sportanlage, die heute wie früher eine große Bedeutung für die Stadtbevölkerung hat. Das Problem der Wiederherstellung war - wie bei der Rekonstruktion der Figuren des Pauckschbrunnens, dass es kaum Bildmaterial des alten Denkmals gab. Frau Zofia Bilinska übernahm trotzdem wieder die Aufgabe und bewältigte sie

hervorragend.
Auf Wunsch des Stadtrates fand die Einweihung des restaurierten Brahtzdenkmals im Rahmen der II. Internationalen Konferenz der Partnerstädte in Gorzów Wlkp vom 18.10. -21.10.2001 statt. Am Samstag den 20.10 vormittags gingen wir alle vom Hotel Mieszko zum Brahtzdenkmal an der Ecke der Heinersdorfer Straße/Zanziner Weg. Der

Stadtpräsident Tadeusz Jedrzejak und Frau Ursula Hasse-Dresing weihten mit einer Ansprache das Denkmal ein. Herr Dietrich Handt erläuterte allen Anwesenden, wer Egomet Brahtz in Landsberg war und seine Bedeutung für die Parkstadt des Ostens. Die alte Inschrift im Granitstein lautet: „Dem Andenken des eifrigen Förderers der städtischen Parkanlagen, des Stadtältesten Egomet Brahtz gewidmet. Der Verschönerungsverein“. Auf kleinen

Tafeln steht in polnischer und deutscher Schrift, durch wen und wann die Restaurierungsarbeiten vorgenommen wurden. Wie bei allen diesen Projekten haben sich die Bundesarbeitsgemeinschaft und die Stadtverwaltung Gorzów die Kosten geteilt.

Voller Stolz zeigte uns der Stadtpräsident noch ein kleineres Denkmal im Zanziner. Arbeiter hatten bei Erdarbeiten an dem neuen Sportzentrum im Zanziner einen Granitblock mit Inschrift

gefunden. Die Arbeiter hatten den Granitstein gesäubert, die Inschrift mit schwarzer Farbe nachgezeichnet und an einer neuen Straße, die neben dem ehemaligen Schützenhaus verläuft, aufgestellt und eingezäunt. Auf dem Stein wird H. Isensees, eines ehemaligen Präsidenten der Schützengilde gedacht. - Eine bemerkenswerte Geste der Arbeiter gegenüber ehemaligen Bewohnern der Stadt -.

Christa Greuling

Der 30. Januar 2002 „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“

Seit 8 Jahren feiern wir zusammen mit den Spitzen aus Stadtverwaltung und Rat der Stadt Gorzów am 30. Januar den „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“. Es ist ein bemerkenswertes Ereignis, dass dieser Tag, der ja für uns ein Trauertag ist und für die Polen ein Freudentag sein könnte, gemeinsam als würdiger Gedenktag begangen wird. Dafür möchte ich mich bei allen Planenden und Vorbereitenden in Gorzów herzlich bedanken. Wir waren in diesem Jahr eine deutsche Delegation aus 10 Personen. Zu den regelmäßig im Programm dieses Tages wiederkehrenden Punkten gehört das gemeinsame Niederlegen von Blumen an unserem Landsberger Stein auf dem Friedhof an der Friedeberger Strasse (heute Kopernikus-Park) und am Ehrenmal für Gefallene des 2. Weltkriegs aus vielen Nationen auf dem Ehrenfriedhof auch an der Friedeberger Strasse, etwas weiter außerhalb der Stadt. An unserm Gedenkstein legen wir Vertreter der BAG zuerst die Blumen nieder, am Denkmal auf dem Soldatenfriedhof die polnischen Vertreter. Dieses Beisammensein an den Denkmä-

lern gibt immer wieder Gelegenheit, an diejenigen zu denken, die auf unserm Friedhof beerdigt wurden, aber auch an alle Freunde, die mit uns das Kriegsende überlebt haben und inzwischen an ihren neuen Wohnorten verstorben sind. Und dies gilt selbstverständlich gleichermaßen für die ehemaligen Bewohner von Stadt und Kreis Landsberg (Warthe).

Im Anschluss an das Gedenken an den Ehrenmälern erlebten wir in diesem Jahr einen ökumenischen Gottesdienst in der alten Friedhofskapelle, die heute die evangelische Kirche der Stadt ist. Außer dem evangelischen Geistlichen, der den Gottesdienst gestaltete, nahmen Vertreter der katholischen Kirche, der orthodoxen und der kleinen jüdischen Gemeinde an dem Gottesdienst teil. Jemand, der Gemeinsamkeiten zwischen unseren Völkern sucht, konnte sie auch hier finden. Die Lieder konnten wir mitsingen, denn zumindest die Melodien kommen auch in unserem evangelischen Gesangbuch vor. Wenn es auch immer bedauerlich ist, dass man so große Mühe hat, polnische Texte zu verstehen.

Im Anschluss an den Gottesdienst fuhr man in die Marienkirche zu einem Orgelkonzert. In dieser Kirche zu sitzen, ist immer wieder ein Erlebnis, ich muss gestehen, ein eher trauriges. Aber die restaurierte Orgel zu hören, ist ein großes Glück. Auch hier wurden wir als die Vertreter der ehemaligen Bewohner der Stadt freundlich begrüßt. Ein festliches Abendessen im Hotel Mieszko mit freundlichen Reden beendete den Tag. Wir erhielten das neu herausgegebene „Gedenkbuch der Stadt Gorzów“ als wertvolles Gastgeschenk. Da die polnischen Gastgeber für mehrere Dolmetscher gesorgt hatten, waren auch die Verständigungsschwierigkeiten zu überwinden.

Vielleicht ist hier die Gelegenheit, Jacek Jeremiszu zu danken. Er war bisher Leiter des Büros des Stadtpräsidenten und in dieser Funktion, auch Dank seiner guten Sprachkenntnisse, unser Ansprechpartner und stets bereiter Helfer. Er hat nun in das Büro des Wojewoden gewechselt, will uns dort aber weiterhin treu bleiben. Danke für 1000-fache Hilfe!

Ursula Hasse-Dresing

Ein Raum der Landsberger im 1. Lyzeum Ogólnokształcące in Gorzów/Wlkp.

Am 31.03.2003 wurde in der oben genannten Schule in Gorzów/Wlkp. ein „Raum der Landsberger“ eingeweiht.

In dieser Schule werden die Schüler

zum Abitur geführt. Als Fremdsprachen werden Deutsch, Englisch und Französisch angeboten und ein relativ hoher Teil der Schüler wählt die deutsche Sprache. Der

Sprachunterricht wird heute durch die Anwendung moderner technischer Hilfsmittel durchgeführt. Bei der Einrichtung dieses Unterrichtsraumes für die deutsche Sprache

hat die BAG die Schule bei der Beschaffung der technischen Unterrichtshilfen unterstützt. Durch die Schulgemeinde wurde dieser Raum zum „Arbeitsraum der deutschen Sprache - Erinnerung an Stadt und Kreis Landsberg – Errichtet in Zusammenarbeit mit Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg / Warthe Stadt und Land e.V.“ deklariert. An der Flurseite der Klassentür ist eine Tafel mit diesem Text angebracht. Die Direktorin dieser Schule sagte in ihren Ausführungen zu uns ehemaligen Landsbergern: „Kommen sie zu uns, sie haben ja hier einen Raum“.

Bei der Einweihung des Raumes war die BAG durch das Ehepaar Schimmel aus Seelow, Frau Brigitte Brandenburg, geb. Enderlein aus Berlin, Herrn Karl Heinz Wentzell aus Gütersloh und Frau Christa Greuling, geb. Luck, aus Frankfurt am Main vertreten.

Aus Gorzów nahmen teil: der Stadtpräsident Herr Tadeusz Jedrzejczak und seine Vertreterin, Herr Jacek Jeremicz, Direktor des Büros der Wojewoden, Vertreter des Kulturamtes und der Schulbehörde. Das anschließende Forum, an dem alle Gäste, die Schulleitung und Schüler (die aus den verschiedensten Klassen freiwillig kamen) teilnahmen, hatte den Titel „Gemeinsame Vergangenheit – gemeinsame Zukunft“. Es entspann sich eine lebhafte Diskussion. Wir wurden nach unseren Kindheitserlebnissen gefragt, aber auch nach unseren Empfindungen, wenn wir in die alte Heimat kommen. Die Schüler wollten auch unsere Erfahrungen mit der EU wissen. Auf eine Frage von Herrn Wentzell „warum die Schüler/innen die deutsche Sprache erlernen“, antwortete ein jünger Schüler u.A. „wenn ich in der Stadt von fremden Menschen nach einer Straße, Gebäude oder anderen Plätzen gefragt werde, möchte ich gern so antworten können, dass dieser Besucher mich versteht“.

Frau Greuling richtete folgende Worte an alle Teilnehmer:
 Sehr geehrter Herr Stadtpräsident, sehr geehrte Frau Direktorin Bednarz, verehrte Gäste, liebe Schulgemeinde.
 Es ist ein besonderer, ein freudi-

ger Anlass, der uns heute hier in diesem Raum zusammenführt. Wir, die ehemaligen Bewohner der Stadt und des Kreises Landsberg, Frau Brandenburg aus Berlin, Herr und Frau Schimmel aus Seelow, Herr Wentzell aus Gütersloh und ich aus Frankfurt am Main, sind heute hierher gekommen, um ein neues Kapitel in den Beziehungen der Gorzower und Landsberger fortzuschreiben. Ein Kapitel, das wir am Freitag mit dem Wettbewerb des Jugendrates „Gorzow – Landsberg – heute und gestern“ aufgeschlagen haben.

In der deutsch-polnischen Arbeitsgruppe waren wir uns vor gut einem Jahr darin einig, unsere gemeinsamen Projekte von der Errichtung alter Kulturdenkmäler auf die Zusammenarbeit mit jungen Menschen, den Schülerinnen und Schülern und Jugendlichen dieser Region auszuweiten.

Herr Jacek Jeremicz und Frau Lidia Przybylowicz haben für den Beginn dieser Art Projektarbeit das I. Lyzeum vorgeschlagen.

Es wurden verschiedene Ideen entwickelt und bei einem Treffen der Arbeitsgruppe in Gorzów fuhren wir hierher zur Schule. Nach einem ausführlichen Gespräch mit der Direktorin wurden Herr Wentzell und ich durch die Schule geführt. Nach der Besichtigung konnten Herr Wentzell und ich einen finanziellen Rahmen angeben, der für uns als Unterstützung für die Beschaffung von Lehr- und Lernmaterial möglich war. Die Schulleitung legte Pläne und einen detaillierten Kostenvorschlag für die Beschaffung moderner technischer Unterrichtshilfen für den Sprachunterricht vor. Im Vorstand der BAG haben wir über die Vorlage gesprochen und der Startschuss für die geplante Anschaffung konnte gegeben werden. Vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass im Vorstand der BAG 3 Pädagogen sind. Frau Hasse-Dresing, Herr Schimmel und ich kennen aus eigener Schultätigkeit die Nöte der Schulen. Es mangelt uns also nicht am Verständnis.

Dies war eine kurze Darstellung des Ablaufs. Wie bei allen unseren Projekten haben wir die Lasten gemeinsam und zu gleichen Teilen

getragen.
 „Für uns ehemalige Bewohner geht es aber auch um etwas anderes, etwas, dass auch nicht mit Geld zu bezahlen ist.
 Der polnische Aphoristiker Stanislaw Jerzy Lec sagte einmal: „Vor der Wirklichkeit kann man seine Augen schließen aber nicht vor der Erinnerung.“ Die Erinnerung ist das, was von unserer alten Heimat geblieben ist.
 Ich möchte ein zweites Zitat anschließen von André Gide „Es ist ein Gesetz des Lebens, wenn sich eine Tür für uns schließt, öffnet sich eine andere“ und ich persönlich habe das Gefühl, dass wir gemeinsam hier in Gorzów in einer geöffneten Tür stehen.
 Wir spüren, dass wir hier willkommen sind.
 Die Erinnerung zu pflegen, an das was war, können wir Älteren, die sogenannte Erlebnisgeneration, auf Dauer weder ideell noch biologisch. Es ist die Jugend, in deren Hände wir diese Pflege und die Erinnerung geben. Und ich denke, dass wir damit unserer alten Heimat den größten Dienst erweisen. Wir freuen uns, dass die Schulgemeinde in diesem Unterrichtsraum einen Bereich einrichtet, der dieser Erinnerung dienen soll. Wir lernen heute die räumlichen Gegebenheiten kennen und werden die Schüler und Lehrer bei der weiteren Ausgestaltung mit unseren Möglichkeiten unterstützen. Herr Stadtpräsident Ihnen und Ihren Mitarbeitern in der AG möchte ich gern unseren Dank aussprechen, besonders an Frau Lidia Przybylowicz, Herrn Gzegorz Kowalski und Ihren ehemaligen Mitarbeiter Herrn Jacek Jeremicz. Wir können uns in unserer Arbeit stets aufeinander verlassen – wir vertrauen uns.
 Frau Direktorin Bednarz, Herr Stadtpräsident, wir, die Vertreter der BAG und besonders auch Frau Hasse-Dresing, die vielmals grüßen lässt, danken Ihnen und Ihren Kollegen für die Einladung und die Ausgestaltung der Einweihung. Wir wünschen den Schülern und Lehrern Freude und Erfolg bei ihrer Unterrichtsarbeit in diesem Raum.
 Ich danke Ihnen.“

Christa Greuling

Einweihung der restaurierten Orgel in Vietz/Witnica

Die Feierlichkeiten wurden um 16.00 Uhr von Herrn Prälat Dr. Stanislaw Raba mit einem Dankgottesdienst eröffnet. Es folgte die Rede von Herrn Bürgermeister Zablocki (übersetzt von Herrn G. Kulling, Berlin)

„Herr Prälat, werte Einwohner von Witnica, werte Gäste aus Polen und Deutschland!

Die heutige Feier und das Konzert beenden die über dreijährigen Bemühungen, die mit dem Einwerben von finanziellen Mitteln für die Restaurierung dieses einzigartigen Musikinstrumentes verbunden waren. Gestern war die eineinhalb Jahre dauernde Generalinstandsetzung der Witnicaer Orgel von Wilhelm Sauer beendet.

Die Orgel stammt aus dem Jahre 1877 und ist demzufolge über 125 Jahre alt. Es sind nicht mehr viele solcher Orgeln im Originalzustand erhalten. Sie ist ein Zeugnis der Orgelbaukunst ihres Herstellers, ein Originalkunstwerk der Firma aus Frankfurt/O, die solche Musikinstrumente für die Märkte der ganzen Welt herstellte.

Die Bemühungen um finanzielle Mittel begannen mit Gesprächen mit den ehemaligen Einwohnern von Witnica, die in der Bundesarbeitsgemeinschaft vertreten sind, sowie mit der Stiftung für Polnisch-Deutsche Zusammenarbeit in Warschau. In beiden Institutionen hat unser Ansinnen, der Witnicaer Orgel ihren früheren Klang wiederzugeben, Zustimmung gefunden. Zuvor jedoch nahmen wir eine Preisbewertung für alle Arbeiten vor, die in Übereinstimmung mit der Handwerkskunst für den Orgelbau auszuführen sind. Die Einschätzung ergab den Betrag von 0,5 Mill. Zl. Trotz der so großen Differenz zwischen dem, was wir zur Verfügung hatten und dem geschätzten Betrag entschlossen wir uns, Firmen zu suchen, die die Arbeiten ausführen könnten und auch Geld für die Ausführung haben könnten.

Zu Beginn unterzeichneten wir einen vierseitigen Vertrag über die gemeinsame Realisierung unseres Projektes. Der Pfarrbezirk Witnica,

die Gemeinde, die Bundesarbeitsgemeinschaft und die Stiftung für Polnisch-Deutsche Zusammenarbeit in Warschau konnten gemeinsam den Betrag von 132 Tsd. Zl vorweisen. Wir rechneten mit der Tatsache, dass wir es mit einem Musikinstrument zu tun haben, das seit über hundert Jahren nicht repariert worden ist und nahmen daher auch an, dass dann, wenn die Arbeiten erst einmal begonnen haben, noch weitere Mittel beigesteuert werden müssten. So kam es dann auch. Heute wissen wir, dass die Restaurierung der Witnicaer Orgel 190 Tsd. Zl bzw. 42 Tsd. Euro kostete.

Nach einer vorangegangenen Ausschreibung beauftragten wir den Betrieb für Orgelreparaturen von Herrn Lech Skibinski aus Gorzów mit der Instandsetzung der Orgel. Herr Waldemar Gawiejnowicz aus Poznan wurde unser Berater und Experte für die ingenieurtechnische Aufsicht. Dadurch konnten wir beruhigt sein, dass die Instandsetzung gründlich und den Regeln der konservatorischen Handwerkskunst entsprechend durchgeführt werden wird. Die Denkmalschutzbehörden aus Gorzów und Zielona Gora haben das Ganze natürlich überwacht. Nicht alle wissen, dass Orgeln ein Musikinstrument sind, welches aus mehreren Tausend Teilen besteht. Und somit ist es eine große Verantwortung, dass sie alle wieder repariert und so zusammengesetzt werden, dass der harmonische Klang wieder erreicht wird.

Die Firma des Herrn Lech Skibinski hat das ganz hervorragend gemacht, davon konnten sich die Anwesenden gleich selbst überzeugen.

Und jetzt möchte ich auch den Einwohnern von Witnica dafür danken, dass sie sich in diesen so schwierigen Zeiten für die Unterstützung der Orgelinstandsetzung entschieden haben. Ich danke auch den ehemaligen Einwohnern unserer Stadt, die sich nicht nur gefühlvoll an Vietz erinnern, sondern die Arbeiten mit einem Betrag von 40 Tsd. Zl auch unterstützt haben.

Ich danke der Stiftung für Polnisch-

Deutsche Zusammenarbeit, die unsere Unternehmungen schon zum fünften Male unterstützt hat.

Ich danke Herrn Rajchowicz aus Erfstadt für die Großzügigkeit, Geduld und das Verständnis für die polnischen Realitäten bei der Realisierung des Projektes.

Ich möchte auch Frau Maria Rydel für die von Anfang an - seit drei Jahren - geleistete Arbeit sowie den Mitarbeitern des Stadt- und Gemeindeamtes von Witnica danken. Sie alle haben die mühseligen administrativen Arbeiten ausgeführt, um alle während der Orgelinstandsetzung auftretenden Probleme zu lösen.

Die Orgelmusik bereichert das Erleben der religiösen Empfindungen durch die Gläubigen. So wird auch unser Gebet durch die Orgelmusik inbrünstiger.

Ich freue mich darüber, dass unsere Witnicaer Kirchengemeinde eine so große Unterstützung erfahren hat. Die heutige Feier hat auch eine symbolische Dimension. Die Realisierung des Projektes durch Polen und Deutsche wird in das historische und kulturelle Erbe des sich vereinigenden Europa dauerhaft Eingang finden.

In wenigen Augenblicken wird die „Witnicaer Sauerorgel“ erneut wieder zum Leben erweckt. Lasst uns stolz sein auf dieses Ereignis! Ich danke Ihnen.“

Dann konnten wir den wunderbaren Klang der Orgel erleben. Es wurden von Herrn Waldemar Gawiejnowicz Werke von Johann Sebastian Bach, Choraty Schüblerowskie und Leon Boellmann gespielt. Anschließend wurden vom Herrn Bürgermeister Zablocki an die Sponsoren Urkunden und eine Dokumentation über die Restaurierung der Orgel überreicht. Herr Schimmel und Herr Handt nahmen beides für die BAG entgegen und Herr Kurt Rajchowicz für die ehemaligen Vietzer. Es folgte noch eine kurze Rede von Herrn Kurt Rajchowicz:

„Liebe Anwesende

Heute ist nun der Tag auf den wir lange gewartet haben. Die Einweihung der restaurierten Orgel. Wir konnten eben schon den wunder-

baren Klang der Orgel hören. Als mir im Juli 1996 von Herrn Pastor Raba die Frage gestellt wurde, ob wir ehemaligen Vietzer bei der Reparatur der Orgel finanziell behilflich sein könnten, wurde ich erst auf diese Orgel aufmerksam gemacht. Ich stellte fest, dass es sich um eine sehr wertvolle Orgel handelt. Im Jahr 1877 von der in der Orgelbaukunst sehr bekannten Firma Wilhelm Sauer erbaut, hat sie jetzt den Charakter einer denkmalgeschützten Orgel. Seitdem setzte ich mich für die Reparatur der Orgel ein. Durch die Zusage der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/Warthe-Stadt und Land für eine finanzielle Unterstützung und die Spenden der ehemaligen Vietzer wurde der Grundstein gelegt für eine Reparatur. Nach einer

sachgemäßen Prüfung der Schäden durch einen Orgelbaumeister der Fa. Sauer wurde festgestellt, dass eine vollständige Restaurierung der Orgel notwendig war. Jetzt, nach umfangreichen Arbeiten, unter anderem den Einbau von 578 neuen und über 100 reparierten Pfeifen wurden unter fachmännischer Leitung des Herrn Skibinski die Arbeiten abgeschlossen. Auch dieses Projekt zeigt uns, dass durch freundschaftliche Zusammenarbeit altes Kulturgut für uns und die folgenden Generationen erhalten werden kann. Ich freue mich, mit meinen Heimatfreunden dabei zu sein, wenn der Klang der Orgel wieder zu hören ist. Ich hoffe und glaube, dass die jetzigen Vietzer und die folgenden Generationen viel Freude an dieser wunderbaren

Orgel haben werden.
Als Abschluss hören wir jetzt das Ave Maria.
Danke“
Der Text der Dankesurkunde:
Prälat Dr. Stanislaw Raba und der Bürgermeister mg Andrzej Zablocki sprechen ihren herzlichen Dank an alle Spender für die Zuwendungen für die Renovierung der historischen Orgel in der Pfarikirche Mutter von der Immerwährenden Hilfe in Witnica/Vietz aus
Die Katholische Pfarrgemeinde Mutter von der Immerwährenden Hilfe in Witnica
Bürgermeister der Stadt und Gemeinde Witnica

Eingesandt von Kurt Rajchowicz
Henri Dunant Str. 16
50374 Erftstadt

Kriegerdenkmal in Tornow restauriert

Mit einem feierlichen Gottesdienst wurden am 29. August 2003 in Tornow - Tarnów das deutsche Kriegerdenkmal sowie das Epitaph für die gefallenen Väter und Söhne dieses Dorfes im I. Weltkrieg wieder eingeweiht.

Tornow, mit über 700 Jahren eine der ältesten Siedlungen unseres ehemaligen Kreises, gehört heute zum Amt Lubiszyn - Ludwigsruh. Roman Koniec, derzeitiger Amtsleiter in Lubiszyn, der Bürgermeister in Tarnów sowie engagierte junge Polen aus Tarnów haben sich vor einem Jahr zusammengetan, um dieses Denkmal zu restaurieren. Nachdem die Denkmalbehörde in Gorzów grünes Licht gab wurde in der Gemeinde Geld gesammelt. Die deutsche Partnergemeinde Odervorland mit Sitz in Briesen bei Frankfurt/Oder - beteiligte sich ebenfalls mit einer Spende. Ja, und als wir dann, auf Grund eines Zeitungsaufrufes dieses Amtes Odervorland davon Kenntnis bekamen, sprachen wir auch unsere ehemaligen Tornower an.

In seiner Rede sagte Roman Koniec, dass diese Kriegerdenkmäler charakteristische historische Denkmäler in vielen Orten des Landkreises waren.

Neben dem Ausdruck für den Pa-

triotismus der Bewohner der Dörfer drückten sie aber auch Trauer und Schmerz der Angehörigen über den Tod ihrer Väter und Söhne aus.
„Wir als heutige Bewohner Tarnóws sehen es als unsere Pflicht an ihnen gedenkende Ehre zu erweisen.“
Es sei wichtig, an konkrete Ereignisse aus der Vergangenheit zu erinnern und damit das Gefühl der Verantwortung gegenüber der deutschen Tradition in der Region zu stärken. Worte der Erinnerung und Dank für die geleistete Arbeit sprach auch Herbert Schimmel, als Vertreter der Bundesarbeitsgemeinschaft. Im Anschluss an die Messe in der Kirche wurde das Epitaph enthüllt. Dem folgte dann die Denkmalweihe durch zwei katholische Pfarrer. Zu Ehren der Gefallenen hielten Tarnówer Feuerwehrleute die Ehrenwache. Mit einer stillen Kranzniederlegung durch die Bürgermeister der Ämter Lubiszyn und Briesen sowie der Bundesarbeitsgemeinschaft gab es einen würdigen Abschluss.

Das in den 20 er Jahren des vorigen Jahrhunderts errichtete Denkmal trägt die beiden erhalten gebliebenen Inskriptionstafeln mit den Namen der Gefallenen. Die dritte Tafel, nicht mehr vorhanden, wurde durch eine Stiftungstafel in

polnischer und deutscher Aufschrift ersetzt.

„Zum Gedenken an die Gefallenen aus Tornow auf den Schlachtfeldern des 1. Weltkrieges 1914 - 1918.

Ehemalige und heutige Einwohner von Tornow.“ Genannt werden auch die erste Errichtung, Renovierungszeit sowie das deutsch - polnische Partnerschaftsprojekt.

Das ehemals auf dem Obelisk angebrachte Eiserne Kreuz sowie das symbolische Schwert und der Eichenkranz sind nicht mehr vorhanden. Wenn entsprechende finanzielle Mittel vorhanden sind, soll das Denkmal komplettiert werden. Das Epitaph, ebenfalls in den 20er Jahren durch die Tornower Einwohner gestiftet, befand sich ursprünglich an der Ostseite - rechts - des Kirchenschiffes. Jetzt hat es einen würdigen Platz gleich links im kleinen Korridor zwischen Haupttür und dem Kirchenschiff erhalten. Die 130 x 115 cm große Tafel strahlt nach den Restaurierungsarbeiten wieder im alten Glanz.

Warum vier der Gefallenen auf dieser Tafel nicht verewigt wurden, entzieht sich leider unseren Kenntnissen.

Erinnert wird an Sergant Paul Ganzke; Füselier Karl Kluge; Grenadier Otto Rosenthai; Musketier Paul

Hampf (Hanf ?), Grenadier Otto Tiele, Landsturmmann Berthold Preuß, Musketier Franz Röseler, Fahrer Arnold Faustmann; Unteroffizier Carl Kuke, Wehrmann Otto Scheer; Landsturmmann Friedrich Wurzel, Gefreiter Karl Puhle, Grenadier Richard Seidler, Wehrmann Otto Gundlach.

Ein kleines Fragezeichen steht hinter dem obengenannten Musketier Paul Hampf. Auf dem Epitaph erscheint er als Paul Hanf.

Den Ahnenforschern bieten sowohl das Kriegerdenkmal als auch das Epitaph die Möglichkeit Geburtsdaten, Todestag, Kampfort, sowie Standort und Regimentszugehörigkeit zu entnehmen.

Im geselligen Teil des Abends sprach dann Georg Otto Wolf als gebürtiger Tornower seine Gedanken zu diesen feierlichen Stunden aus.

Ich kann hier sagen; in Tarnów wird 2004 gemeinsam weiter gearbeitet.

Das neue Projekt werden Aufräumarbeiten am ehemaligen Friedhof sein.

Bereits Mitte August fand eine erste Begehung statt. Nicht Amtsleiter und Bürgermeister haben mich dort hingeführt und Ihre Gedanken geäußert; sonder junge Männer zwischen 30 und 35 Jahren.

Beratungen im September in Ludwigsruh sichern nun von amtl. Seite die weiteren Schritte ab.

Herbert Schimmel

Treffen der Landsberger in Gorzów

Vom 19.9. bis 21.9.04 trafen sich die Landsberger zum 2. Mal in Gorzów zu ihrem Bundestreffen. Die Stadtverwaltung und die Bundesarbeitsgemeinschaft hatten dazu gemeinsam eingeladen. Ungefähr 200 deutsche Teilnehmer waren teils in Bussen, aber auch privat mit Auto oder Bahn dazu angereist. Dazu kam eine große Zahl von polnischen Teilnehmern. Das Treffen stand unter dem Gedanken der Gemeinsamkeiten in einem Vereinten Europa. In der Festveranstaltung am 20. September waren auch Vertreter der Gemeinden des Kreises Gorzów anwesend, eine Vertreterin des Starosts, Mitglieder des Stadtrats von Gorzów und Vertreter unserer Paten aus Herford. Stadtpräsident Tadeusz Jedrejczak begrüßte uns herzlich und hob die nun schon viele Jahre währende partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen der Stadt Gorzów und der Bundesarbeitsgemeinschaft hervor. Er nannte unser Miteinander beispielhaft für das Verhältnis zwischen Deutschen und Polen. Die Vorsitzende der BAG ging in ihrem Grußwort auch auf die zur Zeit spürbaren Differenzen zwischen Polen und Deutschland ein, die unsere Arbeit aber in keiner Weise beeinflussen sollen. - Wie sehr dieses Thema der Forderungen auf Wiedergutmachung die Polen beschäftigt, das soll hier eingeflochten werden, war in jedem Interview, sei es vom Fernsehen oder der Presse erbeten, zu spüren. Alle fragten nach unserer Position zu diesem Thema. Ich denke, die Bundesarbeitsgemeinschaft hat durch ihre Worte und Aktivitäten in den letzten

Jahren bewiesen, dass sie nicht fordernd kommt. So war eine der Antworten. -

Aber zurück zu unserer Versammlung. Alle Vertreter der Gemeinden im Kreis Gorzów – er umfasst den alten Landkreis Landsberg und dazu das östlich der Oder gelegene Gebiet von Küstrin – betonten in ihren Grußworten die Bereitschaft zu freundschaftlicher Zusammenarbeit. Der Vorsitzende der Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg sprach ein Grußwort, ebenso wie die Vertreter von Stadt und Kreis Herford. Ein Vortrag des Leiters des Entwicklungsbüros der Stadtverwaltung Gorzów schloss sich an über „Das heutige Gorzów und seine Entwicklungsperspektiven“. Zwei Investoren, Leiter deutsch-polnischer joint ventures berichteten über ihre Arbeit in Gorzów: Planung, Formalien, Zusammenarbeit mit den Dienststellen, wirtschaftliche Erfolge. Die „alten Landsberger“ freute besonders, dass es sich in einem der beiden Fälle um die erweiterte Fortführung eines bekannten Unternehmens aus „unserer Zeit“ handelte: das Seruminstitut von Dr. Schreiber (Ecke Heinersdorfer Straße / Winzerweg.)

Die Veranstaltung schloss mit der feierlichen Unterzeichnung einer „Erklärung der Zusammenarbeit“ zwischen den Gemeinden des Kreises Gorzów, der Stadt Gorzów Wlkp und der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg (Warthe) Stadt und Land e.V.. Wir erklärten den Willen, gemeinsam an einer Zukunft in einem friedlichen, Vereinten Europa zu bauen und Barrieren und Vorurteile überbrücken zu wollen. Wir erklär-

ten die Bereitschaft

- die rechtlichen und politischen Folgen aus der gemeinsamen Geschichte zu respektieren

- die kulturellen Verschiedenheiten der beiden Staaten zu unterstützen

- für die Zeugnisse der Vergangenheit, die ihren Anfang in der deutschen Geschichte und Kultur haben, Sorge zu tragen

- gemeinsame Projekte zu unternehmen, die die Menschen beider Völker einander näher bringen werden

- für eine moderne Entwicklung der unterzeichnenden Gemeinden zusammenzuwirken.

Der Nachmittag brachte ein weiteres eindrucksvolles Erlebnis.

Im Januar dieses Jahres waren sechs ehemalige EinwohnerInnen von Stadt und Kreis Landsberg: Christa Greuling-Luck, Brigitte Brandenburg-Enderlein, Christiane Reinecke-Wittig, Gisela Opitz-Meuß (Gralow), Hans-Jürgen Reso und Herbert Schimmel (Zanzin) in ausführlichen Interviews zu ihrer Jugend in Stadt und Kreis, zu den Erlebnissen im Krieg und zu Flucht und Vertreibung befragt worden. Diese Interviews, ergänzt durch Fotos und Postkarten aus der Zeit, waren zu einem eindrucksvollen 75-Minuten-Film geschnitten, der uns, die wir ähnliches erlebt hatten, aber auch die polnischen Zuschauer tief berührte. (Der Film wurde am nächsten und übernächsten Tag auch polnischen Zuschauern vorgeführt). Den polnischen Autoren dieses Films, Monika Kowalska, Grzegorz Kowalski und Zbigniew Sejwa wurde sehr herzlich Beifall gependet. Wir würdigten beson-

ders, dass ein solcher Film von jungen Polen gestaltet – und auch finanziert – wurde. Es ist sicher ein Zeichen des Willens zu Verständnis und Miteinander.

Ein festliches, heiteres Abendessen, zu dem die Stadt Gorzów eingeladen hatte, schloss sich an. Der Tag klang aus mit einer Veranstaltung im alten Stadttheater. Der Besuch dort allein war ein Erlebnis für die meisten von uns, verbunden mit vielen Erinnerungen an frühere Besuche. Wir waren die freundlich begrüßten Ehrengäste.

Ein Orchester, eine Sängerin und zwei Sänger des Theater-Ensembles und Mitglieder einer Tanzgruppe für Gesellschaftstanz, zeigten für uns ihr Können.

Der nächste Tag war für die Rundfahrten reserviert. Vormittags fuhren drei Busse für uns durch die Stadt. Wir sahen die alten Straßen und Plätze und bekannte Orte wie Schulen, Kirchen, Fabriken, aber auch die neuen Industriegebiete, neue Wohnsiedlungen, eine Ausstellung im Stilon-Museum zur Industriegeschichte der Stadt Landsberg. Ein Besuch an unserem Gedenkstein mit der Niederlegung eines Blumengebindes gehörte natürlich zu den Ereignissen dieses Vormittags.

Für den Nachmittag waren drei Touren durch den Kreis vorgesehen. Tour 1 führte über Kladow in nordöstliche Richtung, Tour 2 über Vietz, geführt von Herrn Schroeter, Straußberg, in das westliche Warthebruch und Tour 3, geführt von Barbara Greczner, über Zantoch in das östliche Warthebruch. Hier beschreibe ich die Tour 1, geführt und ausgearbeitet von Herbert Schimmel. Einerseits kann ich nur die Tour beschreiben, an der ich teilgenommen habe, zum anderen war sie aber auch wegen der zahlreichen Begegnungen besonders eindrucksvoll.

In Kladow/Klodawa weihten wir in einem kleinen Festakt das wieder aufgerichtete Denkmal für die Gefallenen des ersten Weltkrieges ein. Auf einem flachen Sockel steht ein Kubus, in den ringsum die Namen der Toten eingraviert sind. Die Schrift wurde restauriert und mit Gold unterlegt. Darauf erhebt sich ein schlanker Pylon, nur mit

den Jahreszahlen 1914/1918. Das Ehrenmal wurde vor einiger Zeit am Ufer des Kladower Sees wiedergefunden und als ein gemeinsames Projekt der Gemeinde Kladow und der BAG wieder aufgerichtet. Eine Tafel erinnert an die gemeinsame Arbeit.

Über Wormsfelde fuhren wir nach Stolzenberg. Hier begrüßte uns am Friedhof Pfarrer Nowak und einer der heutigen Anwohner. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, den deutschen Teil des Friedhofes instand zu halten. Es gibt noch eine relativ große Anzahl von alten Grabsteinen, zum Teil an ihrem alten Ort, zum Teil zu einem großen Kreis zusammengestellt. Wir dankten und danken sehr herzlich für diese Arbeit!

Für die meisten von uns das anrührendste Erlebnis dieser Fahrt erwartete uns in Zanzthal. Vor dem kleinen provisorischen Heimatmuseum erwartete uns eine Gruppe unter Leitung des stellvertretenden Ortsbürgermeisters. Sie empfingen uns mit großer Herzlichkeit und führten uns mit unverhohlenem Stolz in das kleine Gebäude. Was erwartete uns? Eine für uns zusammengestellte Ausstellung von Stücken, die man auf den Feldern, auf Dachböden, in den Häusern gefunden hatte: Bilder, Geschirr, Orden, kleine Schmuckstücke, Hausgerät, deutsche und russische Waffen und Helme, kleine Möbel, Nähmaschinen. Alles sorgsam für uns arrangiert. Und um der Gastfreundschaft die Krone aufzusetzen, gab es einige Flaschen Krimsekt. Der Bürgermeister und Frau Hasse-Dresing sprachen Worte der Begrüßung und des Dankes und man stieß an auf eine Zukunft in Freundschaft und Verständnis füreinander. Auf gar keinen Fall sollten wir etwas für das Museum spenden (wir fanden dann doch eine alte Kaffeekanne, in die man eine Kleinigkeit einlegen konnte), nur um eine Eintragung in das Gästebuch wurden wir gebeten. Leider drängte die Zeit, wir mussten nach diesem herzlichen, nicht eingeeplanten Halt weiterfahren und die polnische Gruppe stand, mit beiden Armen winkend, vor dem Haus, wie zur Verabschiedung von uralten Freunden. Wir in unserem

Bus schauten uns fassungslos an und waren den Tränen nahe. Dies Erlebnis war auch durch die Besichtigung der Kirche von Zanzhausen nicht zu übertreffen. Auch hier wurden wir erwartet und konnten bewundern, wie die Polen an der Erhaltung dieser wunderschönen alten Dorfkirche arbeiten. Es wurde schon im Heimatblatt berichtet, dass man plant, hier eine Erinnerungsecke an das alte Hüttenwerk einzurichten. Die Anfänge konnten wir erkennen. Das Gebäude war einmal das Verwaltungsgebäude des Hüttenwerks, dann Schule, erst 1767 wurde es zur Kirche geweiht und erhielt 1818 den seitlich angebauten Fachwerkturm. Durch den wunderschönen Wald, an den beiden Lübbeseen entlang, führte die Fahrt zum Forsthaus Lübbesee. Ein kurzer Halt gab die Gelegenheit, zum See zu gehen und hier in Erinnerungen an frühere Sonntagsbesuche zu schwelgen. In Zanzin wurden wir schon lange zum Kaffeetrinken erwartet. Der Weg führte durch Lotzen, am Ortsrand von Zanzin vorbei an dem alten Friedhof, wo man das Lapidarium nur für unsere Vorbeifahrt mit Blumen geschmückt hatte. Trotz der Verspätung wurden wir in Zanzin herzlich empfangen. Leider reichte die Zeit kaum, den köstlichen hausgebackenen Kuchen zu genießen, denn in Landsberg warteten schon wieder neue Termine.

Das überwältigendste an dieser Fahrt war die unglaubliche Herzlichkeit aller Begrüßungen und die Selbstverständlichkeit, mit der man sagt: „Das ist Eure und unsere Geschichte“.

Der nächste Tag war leider schon der Abreisetag, wir fuhren diesmal die alte vertraute Landstraße (Reichsstraße 1) entlang, mit einem kurzen Halt in Tamsel. Das Schloss ist zur Zeit völlig abgesperrt, ein Schild kündigt an, dass es mit Hilfe der EU restauriert werden soll. Auf dem Weg zur Autobahn erlebten wir dann das letzte Abenteuer dieser Reise. Unsere Fahrer, denen hier einmal gedankt werden soll, denn sie erwiesen sich als echte Fahrkünstler, wollten den kürzesten Weg nehmen, über Frankfurt/Stadtbrücke zur Autobahn. Wir waren

schon drüben, als man uns mitteilte, dass dies nicht gestattet sei und wir nicht abgefertigt würden. Gutes Zureden half nicht, und so mussten wir rückwärts fahrend über die Brücke zurück und bis zum Grenzübergang Swiecko/Frankfurt.

Ich glaube sagen zu dürfen, dass unser Treffen eine gelungene und alle befriedigende Veranstaltung war. Dafür sei allen herzlich gedankt: allen interessierten und verständnisvollen Teilnehmern, der gastgebenden Stadt Gorzów, vor

allem aber den Organisatoren in der deutsch-polnischen Arbeitsgruppe: auf polnischer Seite besonders Frau Lidia Przybilowicz und Grzegorz Kowalski, aus unserem Vorstand Christa Greuling und Herbert Schimmel.
Ursula Hasse-Dresing

Ein außergewöhnlicher Film

Am Nachmittag des ersten Tages erwartete die etwa 200 Teilnehmer des Bundestreffens ein besonderer Programmpunkt, dem wohl alle gespannt entgegensahen. Auch Vertreter der Stadtverwaltung und Teilnehmer des letzten Schülerwettbewerbs waren hierbei anwesend. Es fand die Uraufführung des Filmes „Wir suchen nach unsern Erinnerungen“ statt. Drei junge Bewohner Gorzóws hatten Ende Januar 2003 sechs ehemalige Landsbergerinnen und Landsberger nach ihren Erlebnissen in der alten Heimat befragt und die Gespräche in Film und Ton festgehalten. Die deutschen Seniorinnen und Senioren, die keine Mühe hatten, aus ihrem reichen Erinnerungsschatz etwas Passendes herauszusuchen, waren: Brigitte Brandenburg, geb. Enderlein, Christiane Reinecke, geb. Wittig, Christa Greuling, geb. Luck, Gisela Opitz, geb. Meuß (Gralow), Hans Jürgen Reso und Herbert Schimmel (Zanzin). Am Anfang standen die Berichte, die Begebenheiten aus unbeschwerten Kindertagen wieder lebendig werden ließen: Ferientage auf einem Bauernhof, Winterspaß mit dem Schlitten oder auf Eisschollen in der Warthe, Sommerfreuden am Heinersdorfer See und Spiele in den Parkanlagen, dem Quilitz- und dem Schönfließpark. Die Zuschauer sahen die jeweiligen Gesprächspartner im Film und hörten die Erzählungen im Originalton, während Untertitel in polnischer Sprache hinzugefügt waren. Eingebildet waren jeweils Bilder von den Kindern, anderen Personen oder Örtlichkeiten, die aus verschiedenen Archiven stammten. Man staunte nicht wenig, als sogar das Foto des Apothekers Heidenreich (Ecke Meydamstraße/Röstelstraße) auf der Leinwand erschien, dem die

Nachbarskinder einen handfesten Streich gespielt hatten. Wahrscheinlich riefen die Berichte in vielen Anwesenden eigene Erinnerungen an frohe oder auch gefährvolle Kindheitserlebnisse wach. Im weiteren Verlauf des Filmes kamen die Ereignisse der Kriegsjahre zur Sprache, wobei sich alle Teilnehmer des Interviews darüber einig waren, dass sie als 5 - 10-jährige zunächst kaum Veränderungen in ihrem kindlichen Alltag wahrnahmen. Als in den ersten Kriegstagen eine Bombe am westlichen Stadtrand fiel, wanderte man am Sonntag dorthin, um den Bombenkrater als Sehenswürdigkeit zu bestaunen. Mehr und mehr kreisten die Erinnerungen nun aber um zeit- und kriegsbedingte Erlebnisse: Da berichtete eine Teilnehmerin von ihrer ersten Begegnung mit polnischen Kriegsgefangenen, die sie neugierig und ängstlich zugleich durch einen Drahtzaun hindurch anschaute. Ein Teilnehmer erinnerte sich an den „Tag der Wehrmacht“, als der Besuch in der Strantz-Kaserne für ihn als Jungen ein beeindruckendes Erlebnis war. Man entnahm den Erzählungen, dass die wachsende Zahl an Anzeigen, die den Heldentod eines deutschen Soldaten meldeten, auch den Kindern die Schrecken des Krieges nahe brachte, besonders wenn die Gefallenen zur Bekanntschaft oder Verwandtschaft gehörten. Für eine Gesprächspartnerin war der Dienst in der Hitlerjugend als 10 - 14-jähriges „Jungmädchen“ mit positiven Erinnerungen verbunden an Sport, Geländespiele, an Heimnachmittage mit Basteln und Spielen. Die Zuschauer im Saal sahen dazu ein Bild, auf dem junge Mädchen in Dienstkleidung fröhlich aus einem Zugfenster heraus winkten.

Ernst dagegen blickten auf einem anderen Bild die Hitlerjungen, die trommelnd im Gleichschritt marschierten oder die älteren uniformierten Jugendlichen, die in großer Anzahl aufmarschiert waren. Es gab Erinnerungen an Fliegeralarm und an das Winterhilfswerk und an die Konfrontation mit der Judenfrage. So erlebte eine Zeitzeugin zufällig, wie einige Personen mit dem berüchtigten Davidstern am Hintereingang der Bäckerei ihres Vaters heimlich Brot zugesteckt bekamen. Im dritten Teil des Filmes schilderten die ehemaligen Landsbergerinnen und Landsberger ihre letzten Stunden, Tage oder Wochen, bevor sie die Heimat verließen. Sie berichteten von den Flüchtlingstransporten auf offenen Güterwagen, die in den letzten Wochen des Jahres 1944 aus den Ostgebieten kommend den Landsberger Bahnhof passierten, und von den Flüchtlingstrecks, die im Januar 1945 immer häufiger gen Westen durch die Stadt rollten. Sie erzählten von eigenen heimlichen Fluchtvorbereitungen und von der unheimlichen Stille, die am Nachmittag des 30. Januar 1945 in den Straßen herrschte. Zwei der sechs Zeitzeugen brachen an diesem Tage mit der Familie auf, ständig begleitet von der Angst, auf der Straße im endlosen Treck stecken zu bleiben und nicht mehr rechtzeitig das rettende Westufer der Oder zu erreichen. Für eine der jungen Landsbergerinnen kam noch der Schmerz dazu, den Vater zurücklassen zu müssen. Dieser hielt es für seine Pflicht als Bäckermeister, sich um die Versorgung der Zurückbleibenden zu kümmern. Es gab wohl keinen Zuhörer im Saal, der diesen Schmerz nicht mitfühlte, zumal es für die Tochter kein Wie-

dersehen gab.

Die übrigen vier Gesprächspartner erwähnten Erlebnisse während der Zeit der russischen Besetzung, Umquartierungen, Arbeitseinsätze bei der Frühjahrsbestellung und abendliche Besuche russischer Soldaten in den Schlafstätten. Erschreckend dann für die Zurückgebliebenen die Ausweisung aus der Heimat im Sommer 1945 durch die Polen. Eine der Zeitzeuginnen erinnerte sich lebhaft an die Ereignisse an jenem Junitag, als sie mit ihren Geschwistern und ihrer Mutter beim Frühstück durch lautes Klopfen an der Tür aufgeschreckt wurden und Haus und Hof sofort verlassen mussten.

Die Anwesenden im Saal dankten dem Filmteam mit langem Applaus. Monika Kowalska, Grzegorz Kowalski und Romuald Liszka erarbeiteten diesen Film in ihrer Freizeit mit eigenen finanziellen Mitteln. Robert Piotrowski und Zbigniew Sejwa unterstützten sie als Regionalhistoriker, bzw. als Photographiker. Die geschilderten Erinnerungen der sechs deutschen Zeitzeugen gewähren wertvolle Einblicke in die Lebenswelt der Kinder und jugendlichen Landsberger in den letzten 15 Jahren deutscher Stadtgeschichte. Wir können uns als Zuschauer selbst in vielen Berichten und in den treffend gewählten Bildern wieder finden. Die heutigen Gorzówer

erleben im Film ein Kapitel aus der Ortsgeschichte, das ihnen unbekannt ist.

Etwa 60 Gorzower jeden Alters kamen am folgenden Tag in das Kulturhaus der Stadt, um ihrerseits den Film kennen zu lernen. In der anschließenden Diskussion mit dem Filmteam und zwei Zeitzeugen wurde deutlich, dass auch von dieser Seite der Film positiv aufgenommen wurde.

Christiane Witte, geb. Voigt
Usedomer Str. 4
25832 Tönning
Tel 04861/6200

Das Theater in Gorzów - heute

Sehr geehrter Herr Tomaszewicz, am 21. September 2004 war ein Spielleiter Ihres Theaters so freundlich, Herrn Jürgen Bahr, Prof. Tscheuschner und mir vorzuschlagen, an der Generalprobe zu „König Oedipus“ teilzunehmen, die um 19 Uhr beginnen sollte. Wir befanden uns in Gorzów als Teilnehmer an dem Treffen am 20. September zwischen den Offiziellen von Gorzów und der Bundesarbeitsgemeinschaft Landsberg/ Warthe und hatten uns am Nachmittag des 21. erneut an und in Ihr Theater „verirrt“. Wir hatten dieses einmalige Theater schon am Abend des 20. kennen gelernt (d.h. für mich: wieder gesehen, siehe unten), als dort ein unvergessliches Konzert aufgeführt worden war.

Der Spielleiter arrangierte dann, dass wir drei Sie und Ihre Frau Gemahlin um 18.55 Uhr im Foyer des Theaters kennen lernten und uns bis 19 Uhr miteinander unterhielten. Ihre Frau Gemahlin übernahm dabei die Rolle der Dolmetscherin, die sie dank ihrer fantastischen Beherrschung der deutschen Sprache natürlich spielend meisterte.

Da ich nicht weiß, welche Sprachen Sie außer polnisch sprechen, schreibe ich Ihnen auf deutsch mit der Bitte, dass Ihre Frau Gemahlin erneut so freundlich sein wird, diesen Brief für Sie zu übersetzen. Bevor ich zu Ihrem Theater und der Generalprobe zurückkehre, möch-

te ich anmerken, dass ich 1934 in Landsberg geboren wurde und bis zum 30. Januar 1945 in der Zimmerstraße, heute ul. Wawrzyniaka no. 73 wohnte. 1963 hatte ich das große Glück, mich bei der UNO in New York mit Wieslaw Górnicki anzufreunden (siehe die Anlage). Er, seine Frau und ich fuhren im Juni 1995 mit seinem Auto von Warszawa nach Gorzów - es war mein erstes Wiedersehen mit der Stadt seit 1945. Im Juni 2004 fand mein zweiter Besuch statt und vom 19. bis 22. September der dritte. Zu Ihrem Theater habe ich eine unvergessliche Kindheitserinnerung: Im Dezember 1944 sah ich dort eine Vorstellung von „Peterchens Mondfahrt“. Ich erinnere nur eine Einzelheit der Vorstellung, nämlich eine sehr lange, luftige Leiter auf der Bühne, die wohl Richtung Mond führte, aber für den damals 10 1/2-jährigen entstand durch den Besuch dieser Aufführung eine unvergessliche Nabelschnur zu Ihrem Theater. Nun zu der Generalprobe von „König Oedipus“.

Ich bin kein Theaterfachmann (sondern studierter Jurist), aber diese Generalprobe werde ich nie vergessen. Wir drei verstehen kein Wort polnisch, aber weil man die Handlung des Stücks kennt, konnten wir folgen und es gab keine einzige Minute von Langeweile. Ich war total fasziniert, dass der Regisseur erfolgreich geschafft hatte,

die Kostüme der Schauspieler dem nachzuempfinden, was man von den Kleidern der alten Griechen weiß und dass die Aufführung auch dadurch „im Stück blieb“. Die Kulissen waren originell und erhöhten das Merkmal des Klassischen der Aufführung - erneut: meine Hochachtung.

Der großen Qualität des Liebesaktes zwischen Mutter und Sohn kam natürlich die vollendete Schönheit der Schauspielerin zugute, aber die Eindeutigkeit dieses Geschehens war mit soviel Dezenz, Zartheit und atemberaubender positiver Raffinesse in Szene gesetzt, dass ich plötzlich merkte: das ist Theater, wie es sein soll!

Sie machen es mit Ihrem Theater in Gorzów möglich.

Ich weiß nicht, wie ich Sie beglückwünschen und Ihnen danken soll. Denn das Theater schlechthin scheint heute in der größten Krise aller Zeiten.....

Worauf ich mit diesem Brief hinaus will: Mir scheint, dass die Stadt immer schon ein besonders hohes Geistesleben hatte. 1793-1795 wirkte der später sehr berühmte evangelische Theologe Friedrich Schleiermacher in Landsberg, hatte Briefaustausch (!) mit zwei bedeutenden Pfarrern in England, ließ sich deren Predigten schicken, übersetzte sie ins Deutsche und veröffentlichte sie.

Nach allem, was ich über Lands-

berg/Gorzów weiß, habe ich nun das wunderbare Gefühl, als ströme im gesamten Stadtgebiet ständig und seit Jahrhunderten gewissermaßen geistiges Mineralwasser aus dem Boden und ermögliche den hohen Stand des Geisteslebens, den ursprünglich Deutsche entwickelten und der nun von Polen auf dersel-

ben Höhe unvermindert fortgeführt wird - und bei welcher Situation Sie mit Ihrem einmaligen Theater zur Zeit die Spitze in der Stadt bilden. Sie haben mein Leben durch diesen Teil meines Septemberbesuchs in Gorzów sehr bereichert. Ich würde mich freuen, wenn wir bei meinem nächsten Besuch Gelegen-

heit hätten, uns ein Stück weiter zu unterhalten.

Ich würde mich auch freuen, wenn dieser Brief gewissermaßen als „Stimme von draußen“ Sie etwas erheitert.

Dr. Dieter Ehrhardt
Scheckertstr. 40A
97299 Zell am See

Ein Gedenktag - ein Gedenkjahr - 2005

woran denken wir – woran sollten wir denken.

Der 30. Januar eines jeden Jahres ist für uns ehemalige Einwohner aus dem Kreis und der Stadt Landsberg ein besonderer Tag. Vor 60 Jahren haben viele von uns die Heimat als Flüchtling unter z.T. entsetzlichen Umständen verlassen. Andere, die zu Hause geblieben waren, in der stillen Hoffnung, dass es vielleicht doch nicht so schlimm wurde wie angenommen, hatten grauenvolle Erlebnisse oder starben. Wer von uns hat dieses Schicksal nicht erlebt! Aber es hat eben nicht nur Deutsche getroffen. Genauso abscheulich und verbrecherisch traf es polnische, russische und andere Menschen in Europa, in den Ländern, die von Deutschen besetzt waren. Heute dürfen wir mit Recht sagen, dass alle diese Handlungen – auch an Deutschen – Kriegsverbrechen waren. Wir dürfen aber die Schuld von uns Deutschen unter Hitler nicht verdrängen oder gar verleugnen, sonst laden wir die „Zweite Schuld“ auf uns, wie dies Ralph Giordana, Journalist und Schriftsteller in seinem Buch „Die Zweite Schuld oder von der Last ein Deutscher zu sein“ beschreibt. Die Bundesarbeitsgemeinschaft versucht in der gemeinsamen Arbeit mit den ehemaligen und jetzigen Bewohnern der Stadt und des Landkreises Landsberg a.d.W. Gorzów/Wlkp. den Grundstein für eine Versöhnung zu legen. Wir Landsberger und Neumärker sind eine kleine Region im ehemaligen deutschen Osten. Aber in unserer Versöhnungsarbeit hat sich eine große Kraft entfaltet. Als Beispiel für den Erfolg unserer Bemühungen können wir auch in diesem Jahr die Begegnung zwischen Deutschen und Polen in Gorzów am 60.

Jahrestag des Verlustes unserer Heimat anführen. Es waren 23 Ehemalige und der stellvertretende Landrat von Herford, Herr Thiede, angereist. Die Bahnverbindung von Küstrin-Kostrzyn nach Landsberg/Gorzów ist leider nicht sehr gut. Für eine Erleichterung sorgte die Gorzöwer Stadtverwaltung, in dem sie für den Transfer am 29.01. und 30.01.2005 jeweils einen Kleinbus zur Verfügung stellte. Ein herzliches Dankeschön dafür. Am Sonntag, dem 30.01.2005, begann der offizielle Teil unseres Treffens um 14.00 Uhr mit einem gemeinsamen Mittagessen im Hotel Mieszko. In Ansprachen wiesen der Stadtpräsident von Gorzów, Herr Tadeusz Jedrzejczak, Frau Christa Greuling von der BAG und Herr Thiede aus Herford auf die Bedeutung dieses Tages hin. Nach dem Essen fuhren wir in einem Bus zur Kranzniederlegung am Gedenkstein im Kopernikuspark (Evangelischer Hauptfriedhof). Dort erwarteten uns Gorzower Bürger, Pressevertreter und das Fernsehen. Gemeinsam mit dem Stadtpräsidenten und dem Stadtverordnetenvorsteher legten wir unsere Blumen-gestecke, die jeweils in den Stadtfarben gebunden waren, nieder. Für das Fernsehen und die Presse mussten wir auf Fragen antworten und unsere eigenen Gedanken zu diesem 60. Gedenktag äußern. Im Anschluss fuhren wir zum Internationalen Soldatenfriedhof, um auch dort gemeinsam unsere Blumen-gestecke am Ehrenmal niederzulegen. Dort erlebten wir eine Überraschung. Zu beiden Seiten des Ehrenmals hatten jeweils 10 polnische Kriegsveteranen mit ihren Fahnen Aufstellung genommen. Keiner von

uns wusste, was uns jetzt erwartete. Als wir die Gestecke am Ehrenmal niederlegten, senkten die Veteranen ihre Fahnen. Es herrschte eine angespannte Stille. Der Stadtpräsident hielt eine Ansprache und ein Vertreter der Veteranen anschließend eine längere Rede. Herr Grzegorz Kowalski sorgte für die Übersetzung. Es waren zum Teil grausame Erlebnisse, die diese Menschen während der deutschen Besatzung erfahren haben. Die Rede endete in versöhnlichen Worten. Anschließend bin ich zu diesem polnischen Herrn gegangen, habe einige Sätze gesagt, aber weiß heute nicht mehr, was es war. Ich reichte dem polnischen Veteranen meine Hand und wusste nicht, ob sie angenommen würde. Er nahm meine Hand, schüttelte sie kräftig aber warmherzig und sagte, dass nie wieder ein solcher Krieg sein dürfte. Anschließend kamen die anderen Veteranen auf uns zu, nahmen uns mit ihren Fahnen in die Mitte und auf ihren Wunsch hin wurden Bilder gemacht. Diese Begegnung war für uns alle sehr eindrucksvoll. Wir fuhren zu einer kleinen Verschnaufpause zurück ins Hotel und anschließend in das Museum im Speicher an der Warthe. Dort wurde um 17.30 Uhr die Ausstellung „Gerechtere Erinnerungen“ eröffnet. Sie sollte dazu dienen, die ehemaligen Bewohner von Landsberg und Umgebung mit ehemaligen Ostpolen zusammenzuführen, die ebenfalls ihre Heimat verlassen mussten. Nach einer Einführungsrede der Direktorin des Museums, Frau Dr. Balcerzak sprach Frau Greuling von der BAG. Es waren sehr viele Gorzower gekommen und das Museum entspre-

chend voll. Anhand eines Führers konnten 20 Gegenstände besichtigt werden. 10 Gegenstände stammen von Polen und 10 von Deutschen. Zu jedem Ausstellungsstück haben die Besitzer die Geschichte geschrieben, die zu diesem Stück gehörte. Alle Gegenstände waren beschriftet und z.T. in Glasvitriolen verschlossen. Es folgte die Präsentation des Buches von W. Ronge „und dann mussten wir raus“. Es sind gesammelte Erlebnisberichte von Ostpolen und Deutschen (vielfach aus der Neumark). Anschließend gab es einen kleinen Imbiss.

Durch die große Teilnehmerzahl und die vielleicht ein wenig zu lange Buchpräsentation kamen die gewünschten Gespräche zwischen ehemaligen Ostpolen und Deutschen kaum zustande. Persönlich bedaure ich dies sehr, aber wir werden ein weiteres Treffen planen und Gelegenheit zu Gesprächen haben. Die Ausstellung wird bis zum 15.06.2005 in Gorzów zu sehen sein und dann in das Haus Brandenburg nach Fürstenwalde und eventuell nach Herford kommen. Zum Ausklang des Tages fanden sich einige ehemalige Landsberger

und polnische Freunde mit dem Stadtpräsidenten und dem Stadtverordnetenvorsteher zwanglos zu einem Glas Wein in einem Restaurant in der ehemaligen Wollstraße ein. Bei Gesprächen ließen wir die ganz unterschiedlichen Ereignisse des Tages an uns vorüber ziehen. Diskussionen und persönliche Gespräche ließen den Tag friedlich, besonnen und mit Nachdenklichkeit ausklingen. Freuen wir uns mit unseren polnischen Freunden, dass solche Begegnungen heute möglich sind.

Christa Greuling

Gerettete Erinnerung

– ein Thema – ein Gedanke
– eine Empfindung, die heute hier Menschen zusammenführt, die sich noch nie begegnet sind und doch etwas gemeinsam haben: Erinnerungen an gleichartige Erlebnisse in der finstersten und grausamsten Zeit des 20. Jahrhunderts. Polen und Deutsche mussten ihre Heimat verlassen. Dass es zu diesem Treffen kommen konnte, verdanken wir einem aufgeschlossenen Stadtpräsidenten, seinen engagierten Mitarbeitern, der Direktorin des Museum Lubuskie, Frau Dr. Balcerzak und einer behutsamen Geduld. Dieses Zusammenkommen im Rahmen einer Ausstellung zu gestalten, war eine wunderbare Idee. Für diese Ausgestaltung danken wir Ihnen, liebe Frau Kulakowska und Ihren Helfern. Sie haben diesem Gedenktag einen würdevollen Rahmen gegeben. Warum ist dieses Treffen so wichtig! Wir sollten, nein wir müssen in unseren Erinnerungen einen Bezug zur Gegenwart finden. Eine Erinnerung kann keinen Bestand, keinen moralischen Wert haben, wenn daraus keine Erkenntnisse erwachsen. Erinnern kann qualvoll sein. Der polnische Essayist Jerzy Lee schreibt: „Vor der Wirklichkeit kann man seine Augen verschließen, aber nicht vor der Erinnerung“. Sie, geehrte ehemalige ostpolnische Einwohner Gorzów und wir, die

ehemaligen Bewohner des Kreises und der Stadt Landsberg haben viele gleichartige, schmerzhaft Erinnerungen an die Zeit von 1945 bis 1950. Sie hatten die deutsche Besatzung zu ertragen und mussten erleben, dass eine befreundete Nation sie aus ihrer Heimat zwangsumsiedelte in das neue unbekannte Westpolen. Aus dieser Zeit und den darauf folgenden Jahren haben Sie und haben auch wir Deutsche traurige, aber doch sehr wertvolle Erfahrungen sammeln können. Diese Lehren und Erkenntnisse, die wir aus dieser Zeit ziehen können, sollten wir an die nachfolgenden Generationen weitergeben. Lassen Sie mich diese Aussage mit einem persönliche Erlebnis als lebensnahe Beispiel belegen. Mein Elternhaus steht hier in der Nähe, am anderen Ende des Lützow-Parks in der ehemaligen Zimmerstraße, heute Wawrzyniaka 4. 1985 machte ich meinen ersten Besuch in Gorzów und in Begleitung von Frau Barbara Greczner bei der Familie Puzniak, die in der ehemals elterlichen Wohnung leben. Dort wurden wir sehr freundlich empfangen und es entwickelte sich in den folgenden Jahren eine vertrauensvolle, freundschaftliche Verbindung. Mein bisher bewegendstes Erlebnis in Gorzów hatte ich, als ich zur Hochzeit des Sohnes Andreas eingeladen war. In dem Zimmer, in dem ich geboren war, gab Frau Puzniak dem auf einen

weißen Tuch knienden Brautpaar den mütterlichen Segen. Was geschah in diesem Augenblick in diesem Raum! Es trafen bei dieser feierlichen Handlung Andreas und Elisabeth, Vater Puzniak aus Lublin, Frau Puzniak in Salzgitter geboren, und ein ehemaliges Kind aus diesem Hause, eine Deutsche, zusammen. Eine deutsche Frau, deren Vaterland für den erlittenen Kummer der Eltern von Andreas und Elisabeth verantwortlich ist und die trotzdem zur Hochzeit eingeladen war. Wir, Puzniaks und meine Familie, verstehen und respektieren einander und besuchen uns gegenseitig. Zwischen uns gibt es keinen Hass und ich komme nicht auf den Gedanken, jemals Anspruch auf eine Wohnung zu erheben, die Puzniaks vom polnischen Staat rechtlich erworben haben. Das ist heute Eigentum der polnischen Familie.

Dieses Erlebnis und die Erinnerung daran zeigt mir, dass Offenheit und Ehrlichkeit, gegenseitiger Respekt und Geduld Vertrauen schaffen können. Sie, verehrte ostpolnische Einwohner von Gorzów und Sie, liebe Heimatfreunde aus Landsberg und dem Kreis beweisen heute Ihr Vertrauen damit, dass Sie wertvolle Erinnerungsstücke aus Ihrer alten Heimat dieser gemeinsamen Ausstellung anvertrauen. Dieses Vertrauen in Menschen anderer Völker müssen wir alle unseren Kindern mit auf den Weg geben

können. Das ist die Voraussetzung für ein gemeinsames Leben in einem geeinten Europa. Lassen Sie mich mit den Worten des Erzbischofs von Brasilien schließen, die ich mit einer herzlichen Bitte verbinden möchte.

Dom Hélder Camára sagt: „Wenn einer allein träumt, bleibt es ein Traum. Träumen aber alle gemeinsam, wird es Wirklichkeit“. Bitte, träumen wir alle gemeinsam von einer Aussöhnung und Verständigung zwischen Polen und

Deutschen, damit immerwährender Friede und Freundschaft zwischen unseren Völkern Wirklichkeit wird. Danke.

Christa Greuling

Der Stadtpräsident von Gorzów 2005

Sehr geehrte Landsberger, im Jahr 2005 begehen wir das 60. Jubiläum der polnischen Verwaltung in Gorzow Wielkopolski. Ich bin überzeugt, dass die ehemaligen Einwohner unserer Stadt mit großer Freude alle günstigen und sichtbaren Veränderungen in der Stadtentwicklung sowohl in der Architektur,

als auch im sozial-kulturellen Leben beobachten können.

Als gebürtiger Gorzower und Stadtpräsident bin ich stolz darauf, dass die Stadt Gorzów Wlkp. ihre Chance ausgenutzt hat und sich zum führenden Zentrum der Lebuser Region entwickelt hat. Im Namen von allen Gorzowern

bedanke ich mich bei den Landsbergern für die besonders gute Zusammenarbeit und hoffe, dass wir in der Zukunft weiter so wirkungsvolle Aktivitäten unternehmen werden.

Tadeusz Jędrzejczak
Stadtpräsident

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 60 Jahre danach!	3
Teil I.....	5
50 Jahre danach -	7
Auszüge aus einem Bericht über Landsberg/Warthe,	8
Ein Eindruck von Landsberg im Oktober 1945	15
Was ich von Januar bis Juni 1945 in meiner Heimatstadt Landsberg/Warthe erlebte	15
Weg ins Ungewisse	16
Auszüge aus den Erinnerungen von Frau Lore Irrgang †	30
Erinnerungen an das Kriegsende in Kladow, Januar 1945	34
Heimweh	35
Flucht aus Loppow	35
So erlebte ich den Einmarsch der Roten Armee im Januar 1945 in Landsberg an der Warthe	35
Pollychen - vom 30. Januar bis 5. Juli 1945	38
Letzte Monate in Landsberg und Flucht.	39
Der 30. Januar, es war mein Geburtstag	41
Erinnerungen von Erna Adler	41
Das letzte Weihnachtsfest und die letztenTage und Stunden in Landsberg.....	42
Johanneshof	44
Meine Erlebnisse der Flucht im Jahre 1945	45
Kindheitserinnerungen	46
Bis zuletzt in Landsberg	47
Der Landsberger Bahnhof -	47
im Januar 1945 der Mittelpunkt des Geschehens	47
Ein letzter Brief aus Stolzenberg	49
Aus meiner Tätigkeit als Bezirksschwester in der Besatzungszeit Landsberg/Warthe 1945	49
Züge, mit Leid beladene Züge!.....	53
Tagebuch von Ruth Wiechert	55
Erlebnisse ab Kriegsende 1945 - Hohenwalde	57
Rückblende: Der 30. Januar 1945.....	58
Fluchtbericht - Versuchsgut Oldenburg	59
Erlebnisse in meinem Heimatdorf Schönewald und im Kreise Landsberg von Januar 1945 bis Kriegsende	60
Was geschah vor 50 Jahren?.....	62
Der lange Abschied des Jahres 1944/45.....	63
Aufzeichnungen aus meinem Tagebuch, geschrieben während der Vertreibung 1945.....	66
Die letzte Konfirmation im Warthebruch	67
Auszüge aus dem Buch „Damals...“ Januar bis Juni 1945 von Christa Besser	67
Als die Russen kamen	69
Gennin 1945.....	75
Auszug aus dem Brief von Max Genske	77
Bericht von Dr. Walter Lehmann (1904-1960)	78
Das Jahr 1945	80
Der Treck von Loppow	81
Wie ich die Flucht als 9-jähriger Junge erlebte	82
Die letzten Tage in und um Blumberg.....	83
Kernein ist mein Heimatort.	91
Unsere Flucht am 30. Januar 1945	93
Januar 1945	94
Unsere Flucht aus Landsberg (Warthe)	97
Zwei Dokumente der „anderen Seite“	99
Teil II.....	103
Wiedersehen mit der alten Heimat	105
Heimat - lebendiges Erinnerungsbild	107
Abschied und Wiedersehen mit der Heimat	112
Erste Reise nach Gorzów/Landsberg.....	113
Hilfe für ein Waisenhaus.....	113
Einweihung eines Gedenksteines auf dem ehemaligen Hauptfriedhof von Landsberg	114

Rede des Stadtpräsidenten anlässlich der 3. deutsch-polnischen Tagung in Gorzów (Landsberg/W.).....	115
Am 29. Januar 1995 in Landsberg (Warthe) / Gorzów Wlkp	117
Rede des Stadtpräsidenten H. Wozniak in der Konkordienkirche am 29. Januar 1995.....	118
Zeit des Nachdenkens und der Versöhnung	118
Der 28. März 1945-1995	119
740 Jahre Landsberg/Gorzów Einweihung des Pauckschbrunnens 2.Juli 1997.....	120
Ansprachen und Grußworte zur Einweihung des wiedererstellten Pauckschbrunnens	123
Retten was zu retten ist.....	129
Das 22. Bundestreffen.....	130
Europarat würdigt internationale Beziehungen zu den Partnerstädten	133
Die Einweihung der Orgel in der Marienkirche	133
2 Gedenksteine	133
Der 30. Januar 2002 „Tag des Gedenkens und der Versöhnung“	134
Ein Raum der Landsberger im 1. Lyzeum Ogólnokształcące in Gorzów/Wlkp.	134
Einweihung der restaurierten Orgel in Vietz/Witnica	136
Kriegerdenkmal in Tornow restauriert.....	137
Treffen der Landsberger in Gorzów	138
Ein außergewöhnlicher Film.....	140
Das Theater in Gorzów - heute	141
Ein Gedenktag - ein Gedenkjahr - 2005.....	142
Gerettete Erinnerung.....	143
Der Stadtpräsident von Gorzów 2005	144

